

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



JASON DARK
DIE HEXENINSEL

John Sinclair 26 - Die Hexeninsel

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Ihnen vorliegende Band enthält wieder einen Roman, der ursprünglich im Sinclair-Taschenbuch erschienen ist, sowie einen Zweiteiler der Hefroman-Serie, der von großer Bedeutung für den Fortgang der Serie und vor allem für John Sinclair selbst ist. In dem ersten Roman »Blutige Rosen« will sich Gordon Schreiber an Jane Collins rächen, da er ihr die Schuld am Scheitern seiner Vermählung mit der Oberhexe Wikka gibt. Er schickt Jane Collins blutige Rosen, um sie anschließend durch Schwarze Magie ebenfalls in eine Rose zu verwandeln. Doch das Sinclair-Team ist auf der Hut und kann auch die Oberhexe Wikka, die wieder mitmischt, noch einmal in die Flucht schlagen.

Die Romane »Der Ripper kehrt zurück« und »Die Hexeninsel« sind ein Zweiteiler, der es in sich hat. Das Sinclair-Team begegnet in dem Londoner Vergnügungspark HORRORLAND einem alten Bekannten. Es ist der Geist Ende Shanes, eines Reporters, der den berühmten Serienmörder Jack the Ripper nachahmte. Shane starb zwar, aber sein Geist, der mit dem Geist Jack the Rippers identisch ist, existiert noch. Er hat es auf Jane Collins abgesehen und entführt sie in die Horror-Burg von HORRORLAND, wo er sie töten will.

John und Suko können das gerade noch verhindern, doch dann geschieht etwas, das niemand vom Sinclair-Team fassen kann. Jane Collins ist plötzlich nicht mehr sie selbst. Der Geist Jack the Rippers ist in sie gefahren und beherrscht sie. Von Jane Collins existiert nur noch der Körper.

Doch damit nicht genug. John versucht noch, Jane in eine Klinik zu schaffen, wo er ihr helfen kann, doch da greift die Oberhexe Wikka ein, die es seit den Auseinandersetzungen des Sinclair-Teams mit Gordon Schreiber ebenfalls auf Jane Collins abgesehen hat. Sie läßt Jane von ihren Hexen entführen, um sie in ihren Hexenreigen einzuordnen und sie zu einer willfähigen Dienerin des Höllenherrschers zu machen.

John folgt ihnen mit Suko auf die Hexeninsel und verliert fast sein Leben bei dem Versuch, Jane den Klauen der Oberhexe zu entreißen. Doch es gelingt ihm nicht. Jane Collins scheint für alle Zeiten für ihn verloren zu sein. Und - was noch schlimmer ist - sie

hat als Dienerin der Hölle nur noch ein Ziel: das Sinclair-Team zu bekämpfen und ihm Schaden zuzufügen, wo sie nur kann.

Für John Sinclair beginnt mit Jane Collins' Verwandlung zur Hexe eine Phase, die ihm schwer zu schaffen macht und ihn fast verzweifeln läßt. Die Freunde haben es schwer, ihn aufzurichten und zu überzeugen, daß er seinen Kampf gegen die Mächte der Finsternis fortsetzen muß.

John fängt sich bald wieder, aber nie wird er es aufgeben, um Jane Collins zu kämpfen. Ohne die Hoffnung, Jane irgendwann einmal wieder als normale Person in die Arme schließen zu können, hat sein ganzes Leben keinen Sinn mehr.

Liebe Sinclair-Freunde, begleiten Sie John auf diesem schweren Weg. Einige von Ihnen haben sicher schon selbst die Erfahrung gemacht, was es bedeutet, wenn man den am meistengeliebten Menschen verliert, und so werden Sie John Sinclair besonders in diesen Romanen nahe sein.

Ich hoffe, daß Sie John Sinclair gerade in seiner schwersten Stunde zur Seite stehen und gespannt sind, wie er mit dieser schweren Situation fertig wird.

Jason Dark

BLUTIGE ROSEN

Als der Türgong anschlug, trug Jane Collins nur ihren schwarzen Rock. Die schockrote Seidenbluse lag noch auf der Tüte. Jane hatte sie überstreifen wollen, wurde aber durch den Gong gestört.

Eigentlich erwartete die blonde Privatdetektivin keinen Besuch, und sie wußte auch nicht, wer an diesem Abend zu ihr wollte. Jedenfalls war sie nicht verabredet.

Beim zweiten Gong streifte sie die neue Bluse über und knöpfte sie auf dem Weg zur Tür zu.

Sie linste durch den Spion.

Manche Leute sehen rot, doch Jane Collins sah nur gelb. Gelbe Blumen, Rosen, um genauer zu sein. Teerosen, wie der Fachmann sagt. Der Strauß war so groß, daß Jane den Mann, der ihn in der Hand hielt, nicht erkannte. Der Kopf verschwand hinter der gelben Pracht.

Viele Frauen hätten die Tür aufgerissen und sich die Rosen geschnappt. Jane war da vorsichtiger. Ihr Beruf hatte sie so werden lassen. Sie wartete ab. Hinter dem Rosenstrauß konnte ein Mann stehen, der eine schußbereite Waffe in der Hand hielt, denn Jane war einigen Ganoven der Londoner Unterwelt kräftig auf die Zehen getreten.

Sie öffnete die Tür so weit, wie die Sicherheitskette es zuließ.

Eine noch junge Stimme fragte: »Sind Sie Miss Collins?«

Gleichzeitig drückte der Mann den Rosenstrauß zur Seite, so daß sein sommersprossiges Gesicht zu sehen war, das allmählich rot wurde, je länger er die Detektivin anblickte.

Jane zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen. »Das bin ich.«

»Dann, dann - ahm - soll ich den Strauß hier für Sie abgeben.«

»Wirklich für mich?«

»Ja, Miss.«

»Moment.« Jane schloß die Tür wieder und holte ihre Geldbörse, um dem Boten einen kleinen Obolus in die Hand zu drücken. Dafür erhielt sie den Strauß.

Der Bote deutete sogar noch eine linkische Verbeugung an, bevor er mit hochrotem Kopf abzog.

Janes Augen strahlten. Herrlich, diese Blumen. Es waren mindestens 25 Rosen, und jede Blüte leuchtete in einem satten Gelb, wie sie es selten gesehen hatte.

Jane war in der Diele stehengeblieben, brachte die Blüten näher

an ihre Nase und sog den Duft ein. Er war herrlich. Regelrecht betäubend. Jane konnte sich nicht erinnern, daß Rosen jemals so intensiv geduftet hatten. Wirklich wundervoll. Wer mochte ihr die geschickt haben?

Sie dachte darüber nach, als sie in den Wohnraum ging und Ausschau nach einer entsprechenden Vase hielt. Es kamen einige Männer in Frage. Vielleicht ein Klient, der mit ihrer Arbeit besonders zufrieden gewesen war? Oder John Sinclair? Auch das war möglich, obwohl man ihn nicht als Rosenkavalier bezeichnen konnte. John hatte zu viele andere Dinge im Kopf.

Als sie die Rosen ablegte, sah sie die kleine Karte. Sie steckte zwischen den Stielen, war in Grün gehalten und hatte sich deshalb kaum farblich von den Blättern abgehoben.

Mit spitzen Fingern zog Jane Collins sie hervor.

»Von einem unbekannten Verehrer«, las sie halblaut. Jetzt war sie ebenso schlau wie zuvor. Schade, daß der Verehrer keinen Namen auf die Karte geschrieben hatte.

»Dann eben nicht, mein Lieber«, sagte die Detektivin und lief in die Küche, wo sie einige Vasen stehen hatte. Sie nahm die größte hervor, die sie nicht einmal senkrecht in den Schrank stellen konnte, sondern gelegt hatte.

Mit der Vase ging sie zurück. Ein altes Erbstück ihrer Großmutter. Noch echtes Kristallglas. Die Vase hatte die Form eines Kelches. Jane mußte die Blumen teilen und sie fast einzeln in die Vase stecken, denn alle auf einmal paßten nicht durch die Öffnung.

Vorsichtig hob sie die Vase an und stellte sie auf den runden Eßtisch.

Jane Collins trat zwei Schritte zurück, um sich den Strauß noch einmal anzusehen.

Wirklich prächtig sah er aus. Einfach ein Gedicht. Ein toller Gruß. Nur - wer hatte ihn geschickt? Diese Frage wollte Jane Collins nicht aus dem Kopf.

Sollte John Sinclair vielleicht doch ... ?

Sie hob die Schultern, ging zum Barschrank, wo der trockene Martini stand und das Eis in einer Kühlbox lag. Sie ließ die gefrorenen Vierecke in das Glas rutschen und goß Martini darüber. Dann trank sie.

Kalt und bitter rann es über ihre Zunge. Jane kaute den Martini regelrecht, während sie den Rosenstrauß keinen Augenblick aus dem Blickfeld ließ.

Er machte sich gut auf dem runden Tisch. Die Knospen waren voll erblüht. Jane wußte, wie teuer Rosen um diese Jahreszeit waren. Da hatte sich der Käufer den Strauß einiges kosten lassen. Aber wer war der Verehrer?

Jane hob die Schultern und leerte ihr Glas. Sie war nicht umsonst Detektivin, und sie würde es herausfinden, das nahm sie sich fest vor. Jane Collins setzte ihr Glas ab. Es war leer. Bevor sie es in die Küche brachte, schaute sie den Strauß noch einmal an.

Langsam wurden ihre Augen groß. Der Schrecken stahl sich nur allmählich in ihren Blick und malte sich auch auf dem Gesicht ab. Was sie da entdeckt hatte, war ungeheuerlich. Eine schaurige Provokation, ein Bild des Schreckens.

Zögernd trat sie einige Schritte vor. Sie wollte sich überzeugen, ob sie sich nicht getäuscht hatte.

Nein, das Bild blieb. Durch die Nähe war es nur noch klarer und intensiver geworden

Einer Täuschung war Jane Collins nicht erlegen. Aus den gelben Rosen lief eine dunkelrote Flüssigkeit.

Blut!

Blutige Rosen!

Jane Collins erschauerte. Eine kalte Hand schien über ihren Rücken zu streichen. Sie bekam eine Gänsehaut, aber sie schrie und tobte nicht, sie verhielt sich völlig ruhig.

Zu ruhig eigentlich ...

Bis Jane das Zittern merkte. Es erfaßte ihren ganzen Körper, und den Grund dafür konnte sie sich nur dadurch erklären, daß sie von einem Extrem ins andere gerissen worden war. Erst die prächtigen gelben Rosen und dann das Blut dazwischen.

Ein grauenhafter Kontrast, den sich nur ein dämonisches Gehirn ausdenken konnte.

Der Teufel ist dein Verehrer!

So zuckte der Gedankenblitz in Janes Kopf auf. Es kann nur der Teufel sein, der solche Geschenke verteilt.

Immer mehr Blut drang aus den Rosen. Als würde eine Pumpe es durch die Stiele in die Blüten drücken, die das Blut nicht fassen konnten und deshalb überliefen.

Jane Collins hatte schon einiges hinter sich. Sie war in Situationen gewesen, wo andere verzweifelt hätten und Jane auch schon mit dem Leben abgeschlossen hatte, im letzten Augenblick jedoch gerettet worden war. Allerdings hatte sie sich in diese Situationen, die bei manchen Fällen oft zwangsläufig kamen, besser hineindenken können, aber hier traf sie der Schock unvorbereitet.

Deshalb ihr Entsetzen.

Jane Collins war so durcheinander, daß sie überhaupt nicht wußte, was sie tun sollte. Sie stand nur da und starrte auf den so grausam veränderten Rosenstrauß.

Die Karte lag daneben. Ein Gruß von einem unbekannten Verehrer. Der Name war nicht dazugeschrieben worden. Aus gutem Grund, wie Jane jetzt wußte.

Wie verloren wirkte die Karte neben dem Strauß. Janes Blick schweifte über sie, und abermals wurden ihre Augen groß, denn auch auf der Karte hatte sich etwas verändert.

Die von den Rosenblüten fallenden Blutstropfen waren nicht nur auf die Tischdecke getropft, wo sie große Flecken hinterließen, sondern auch auf die Karte.

Und hier geschah etwas Gespenstisches. Als würde ein unsichtbarer Federhalter in das Blut eintauchen, so veränderte sich der Tropfen und wurde zu einer Schrift.

Ein Name entstand.

Der Absender des Straußes.

Obwohl es Jane schwerfiel, trat sie noch näher an den Tisch heran. Sie wollte es wissen, wollte den Namen lesen.

Nicht der Teufel hatte die Blumen geschickt, sondern ein anderer, der ihm kaum nachstand, was das Böse betraf.

Es war Gordon Schreiber!

Tief holte Jane Collins Luft. Sie sah die ausgeschriebenen Buchstaben, die den Namen bildeten, und in ihrem Kopf formierten sich die Gedanken. Sie wurden zu einem Bild zusammengefaßt, das vor dem geistigen Auge der Detektivin erschien.

Ein großer, dunkelhaariger Mann, ein Erfolgstyp, der Besitzer

einer Burg in der Schweiz, in deren Gewölben Hexenfeste gefeiert wurden. Grausame Parties, und Jane war in den Trubel hineingeraten. Sie konnte nur mit schweren Verletzungen gerettet werden. Das Bild verschwand. Dafür erschien ein anderes London. Eine Hexe namens Wikka, die Königin aller Hexen auf der Erde. Grausam, dem Satan ergeben und mit einer Schlange zu vergleichen, denn Schlangen waren es, die sie liebte. Wikka und Gordon Schreiber hatten sich gefunden und in London einen Hexenzirkel ins Leben gerufen. Sie gingen ungemein brutal vor, auch Jane geriet in ihre Klauen, wurde auf einem alten Boot gefangengehalten, und als wäre es erst gestern gewesen, so sah Jane die brennenden Flöße über die Themse treiben und hörte die Schreie der Verurteilten.

Es war eine schreckliche Nacht gewesen. Hexenwahn in London. Mit geballter Kraft hatten die Geisterjäger gegen den mächtigen Feind gekämpft, ihn jedoch nicht besiegen können, denn Wikka und auch Gordon Schreiber entkamen.

Es war klar, daß sie nicht irgendwohin geflohen waren. Nein, sie warteten im verborgenen und lauerten auf ihre erneute Chance. Typen wie sie gaben nicht auf.

Nun schien ihre Stunde gekommen zu sein.

Jane nickte, als wollte sie sich selbst bestätigen. Sie nickte allerdings auch aus einem anderen Grund, denn in diesem Augenblick hatte sie sich entschlossen, jemanden anzurufen.

John Sinclair, den Geisterjäger!

Mit Glück hatte ich noch einen Parkplatz gefunden, verließ den Wagen und schloß ihn ab. Es war noch immer winterlich. Obwohl wir bereits Anfang März hatten, spürte man noch keinen Hauch von Frühling. London lag noch immer im Winterschlaf. Allerdings waren die Temperaturen über den Gefrierpunkt geklettert. Am Nachmittag hatte es geregnet, jetzt hing grauer Dunst zwischen den Häusern und lag auch über den Straßen. Ich hängte meinen Mantel über die Schultern und stellte den Kragen hoch. Eigentlich hatte ich gar nicht mehr vorgehabt, an diesem Abend noch rauszufahren, aber Jane Collins' Stimme hatte irgendwie verzweifelt geklungen. Sie sprach von blutigen Rosen, die ihr jemand

geschenkt hatte.

Viele Menschen hätten darüber vielleicht gelacht, ich nicht. Zuviel war mir in meiner Laufbahn als Geisterjäger schon passiert. Ich wußte mehr als andere, mir war bekannt, daß es Wesen gab, die so grausam reagierten, daß sich der menschliche Verstand oft weigerte, dies zu akzeptieren. Es gab wirklich eine Hölle, aber nicht nur allein die, die man aus der Bibel oder alten Schriften her kannte, nein, die Sachlage war viel komplizierter. Es existierten mehrere Höllen. Wie viele es genau waren, wußte ich nicht, weil jede Mythologie und jedes Volk eine eigene Hölle hatte, und in jeder Hölle regierte ein oberster Herrscher über zahlreiche Dämonenheere.

Es gab allerdings einen, der über allem stand. Und er verkörperte das absolut Böse.

Luzifer war der Kaiser aller Höllen.

Ob ich ihn jemals zu Gesicht bekam und ob ich es dann überleben würde, das war die Frage. Deshalb konnte mir Luzifer in gewissem Sinne auch gestohlen bleiben. Ich hatte mit den anderen Höllenherrschern genug zu tun.

Zum Beispiel mit Asmodis, der von der christlichen Religion als der Teufel angesehen wurde. Er hatte mir verdammt viel Ärger bereitet, und er fand unter den Menschen immer wieder Diener, die ihm huldigten. Allerdings gab es auch Wesen, die ihn bekämpften, zum Beispiel Dr. Tod, der Mensch-Dämon. Er hatte es geschafft, Asmodina, die Tochter des Teufels, zu vernichten, wobei er und seine Mordliga auch Verluste einstecken mußten. Da hatte sich etwas angebahnt, das ich, wenn ich ehrlich sein sollte, nicht ungern sah. Dämonen bekämpften sich gegenseitig, und meine Freunde und ich waren in diesem Fall die lachenden Dritten. Jetzt hatte die andere Seite wieder zugeschlagen. Gegen Jane Collins, die Privatdetektivin. Es stand längst nicht fest, daß sie mich treffen wollten, auch Jane war eine Person, die bei der anderen Seite nicht gerade in gutem Licht stand. Sie hatte oft mit mir zusammen gekämpft. Gründe für Anschläge auf die Detektivin gab es genug.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich Janes Haus ansteuerte. Natürlich gehörte es nicht ihr. Jane wohnte in einem Hochhaus, genau wie ich. Es war eine richtige Junggesellenbude.

Das Hochhaus erinnerte mich immer an eine moderne Bienenwabe. Wenn ich an der Front hochschaute, sah ich zahlreiche Fenster, hinter denen Licht schimmerte. Die Fassade kam mir vor wie das Bild eines modernen Graphikers. Das große Klingelbrett war außen angebracht. Ich war schon zu oft hier gewesen, um erst lange suchen zu müssen. Zielsicher fand mein Finger den richtigen Knopf, und ich drückte.

Jane mußte an der Tür gewartet haben, denn sofort vernahm ich aus den Lautsprecherrillen das Knacken und dann ihre Stimme.

»Ich bin's«, sagte ich nur.

»John, Gott sei Dank. Ich drücke auf.«

Als das Summen ertönte, stieß ich die Tür nach innen.

Der Portier sah mich und nickte. Wenn einer der Mieter freiwillig öffnete, war für ihn die Sache gelaufen.

Fast lautlos brachte mich der Lift hoch. Als ich ausstieg, hatte es Jane nicht mehr in der Wohnung ausgehalten, sie stand im Flur und schaute mir entgegen.

Sie sah blaß aus, der Schock mußte ihr noch in den Knochen stecken. »John, ich bin so froh«, sagte sie und fiel mir in die Arme. Ich strich über ihr Haar. Meine linke Hand lag dabei auf ihrem Rücken. Ich merkte, wie sie zitterte.

Wir gingen in den Wohnraum.

Die Rosen fielen mir sofort auf. Sie standen in einer Glasvase auf dem runden Eßtisch. Darüber brannte die Lampe, und sie streute ihr Licht auf die Blütenpracht.

Allerdings auf eine makabre Pracht. Denn zwischen den gelben Blüten sah ich das Blut.

Auch ich war nicht gerade angenehm überrascht. Die dicken roten Tropfen hatten sich nicht nur auf den grünen Blättern verteilt oder waren wie Sirup an den Stielen nach unten gelaufen, sondern lagen auch auf der weißen Decke, wo sie zu Flecken zerlaufen waren.

Ich traute mich nicht, die Blüten anzufassen, sondern blieb vor dem Tisch stehen und schaute mir den Strauß an. Es war verständlich, daß Jane einen Schock bekommen hatte, denn diesen makabren Gruß hätte wohl kaum jemand verkraftet.

»Ob das Blut echt ist?« flüsterte Jane. Sie stand neben mir und hatte eine Hand auf meine Hüfte gelegt.

»Ich weiß nicht.«

»Du könntest den Strauß mitnehmen und ihn untersuchen lassen«, schlug die Detektivin vor.

Ich nickte. »Ja, das werde ich tun.« Dann drehte ich mich zu ihr um. »Sag mal, kannst du dir denken, wer dir so etwas geschenkt haben könnte?«

Für einen Moment schaute Jane mich an. Dann öffnete sie den Mund, und ein Satz drang über ihre Lippen. »Meine Güte, John, bin ich dumm!«

»Wieso?«

»Ich weiß doch, wer ihn mir geschickt hat.«

»Wirklich?«

Jane nickte. »Moment.« Sie machte kehrt und nahm vom Wohnzimmertisch eine Karte auf. Bevor ich sie genau sah, erkannte ich bereits die rote Schrift. »Mit Blut geschrieben«, sagte Jane und schüttelte sich, als hätte sie jemand mit Wasser übergossen. Ich nahm die Karte entgegen. Ein Name stach mir ins Auge. Gordon Schreiber

Wahrscheinlich sind mir ähnliche Gedanken durch den Kopf geschossen wie zuvor Jane Collins, als sie den Namen las. Gordon Schreiber war ein starker Gegner. Und er war nicht allein, auch Wikka, die Königin aller Hexen, gehörte zu ihm. Die beiden dienten Asmodis, und sie hatten uns bereits viel Ärger bereitet.

»Was sagst du dazu?« fragte Jane.

Ich hob die Schultern. »An und für sich ist es keine Überraschung. Beide sind damals entkommen. Daß sie aufgegeben haben, konnte ich mir sowieso nicht vorstellen.«

»Aber was bezwecken sie mit den Rosen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht eine Warnung.«

»Nur für uns?«

Ich schaute Jane schräg an, verengte die Augen. Ja, ich konnte ihren Gedankengängen folgen und erwiderte: »Du meinst also, daß nicht nur wir die Rosen geschenkt bekommen haben.«

»Es wäre möglich.«

»Die Frage ist, wie man herausfinden soll, wer alles noch einen Strauß hat. Du weißt nicht zufällig den Namen des Überbringers?«

»Nein, John. Ich war viel zu überrascht, als der junge Mann plötzlich vor mir stand.«

»Ja, das ist verständlich. Die Spur verläuft im Nichts. Wo wir hingreifen, fassen wir ins Leere.«

»Ein Mordanschlag ist es wohl nicht«, sagte die Detektivin. »Es ist zwar schaurig, wenn Blut aus den gelben Rosen quillt, aber davon stirbt man nicht.«

»Nein, davon nicht«, murmelte ich.

»Du sagst das so komisch, John.«

»Vielleicht haben die Rosen noch eine andere Bedeutung. Wer kann das wissen!«

»Meinst du, sie wären gefährlich?«

»Möglich. Auf jeden Fall darf der Strauß nicht hier bei dir bleiben. Ich werde ihn mitnehmen und untersuchen lassen.«

»Soll ich dich begleiten?«

»Nicht nötig, Jane. Ich gebe dir Bescheid, wenn etwas dabei herausgekommen ist.«

»Aber sofort.«

»Sicher, das verspreche ich.«

Jane holte Papier aus der Küche, in das ich die Rosen einwickeln konnte. Ich wollte so wenig Blut wie möglich an meine Hände bekommen und drehte erst das Papier um die Stiele. Auch das Wasser in der Vase zeigte einen rosigen Schimmer. Das Blut hatte sich nicht gelöst, sondern schwebte förmlich im Wasser.

»Sei nur vorsichtig«, warnte die Detektivin, als ich, bepackt mit dem makabren Rosenstrauch, das Zimmer verließ.

»Klar«, gab ich lächelnd zurück. »Sie sind hoffentlich ausgeblutet.«

»Über den Scherz kann ich nicht lachen.«

Ich hauchte Jane noch einen Kuß auf die Wange und verließ ihre Wohnung. Als Rosenkavalier eignete ich mich wirklich nicht. Ich kam mir direkt komisch vor. Da ich den Liftknopf nicht sofort fand, mußte ich erst mit der Hand an der Leiste entlang tasten, bis ich ihn unter meinem Zeigefinger spürte.

Die Tür schwang auf, und ich betrat einen leeren Lift.

Unangefochten erreichte ich das Erdgeschoß, wo ich den Strauß schräg hielt, damit ich an ihm vorbeischaun konnte.

Der Nachtportier wunderte sich. »Holen Sie die Blumen wieder ab, die Sie der Dame Ihres Herzens geschenkt haben?« fragte er und streckte dabei seinen Kopf aus dem Kasten.

Ich nickte. »Ja, leider. Aber ich habe ihr die Rosen nicht gebracht, wenn Sie das meinen.«

»Das weiß ich.«

»Oh, Sie kennen den Kavalier?«

»Nein, nie gesehen. Ich habe mich nur gewundert. So einen Strauß bekommt man ja nicht alle Tage.«

»Das stimmt.«

»Und warum nehmen Sie ihn wieder mit?«

»Weil Miss Collins keine so große Vase hat, in die er hineinpaßt«, erwiderte ich trocken.

Der Knabe krümmte sich fast vor Lachen. »Das ist gut, das ist sogar sehr gut. Der Klopfer der Woche, Meister, ehrlich. Das muß ich meiner Alten mal unter die Weste schieben.« Dann jedoch wurde er ernst. »Haben Sie sich verletzt, Mister?«

»Wieso?«

»Sie bluten. An ihrer Hand ist alles rot. An der rechten«, fügte er hinzu, als ich auf die linke schaute.

»Rosen haben Dornen.«

»Und wie, Mister. Ist wie bei einer schönen Frau. Wenn man an nichts Böses denkt, sticht sie zu.«

»Erfahrungen, wie?«

»Kann man wohl sagen. Ich bin jetzt 53 und bin das dritte Mal verheiratet. Jedesmal habe ich mir geschworen, es nicht wieder zu tun, aber die Weiber fangen mich immer wieder ein. Wie ein Schiff, das im Hafen liegt. Dabei würde ich so gern noch über die Weltmeere segeln, wenn Sie verstehen, Mister.«

»Sicher.« Der Mann hatte Langeweile. Wenn ich weiter hier stand, kam ich erst am anderen Morgen weg. Deshalb nickte ich ihm zu und verließ das Haus.

Es war diesiger geworden. Zwar lag noch kein Nebel über den Straßen, dafür lange Dunstschleier, die wie träge Fahnen zwischen den Häusern wallten und an den Hauswänden hochkrochen, so daß die hellen Vierecke der Fenster zu zerfließenden Gebilden wurden.

Vor meinen Lippen dampfte dünner Atem, als ich meinen Silbergrauen ansteuerte. Den makabren Strauß hielt ich jetzt nicht mehr mit beiden Händen fest, sondern nur noch mit einer. Die Blüten wiesen dabei zu Boden.

Die meisten Menschen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Passanten sah ich so gut wie gar nicht. Auf dem Wagen lag eine nasse Schicht. Sie bestand aus dicken Wasserperlen. Ich öffnete die Fahrertür. Ich wollte nicht, daß mir das Blut die Polster verschmutzte, deshalb legte ich noch eine Decke auf den Beifahrersitz, bevor ich den Strauß darauf deponierte. Danach startete ich den Bentley und rangierte rückwärts aus der Parklücke.

Während ich durch das abendliche London rollte, dachte ich über die blutigen Rosen nach. Gordon Schreiber hatte sie Jane Collins geschenkt. Mit Blut geschrieben, war sein Name auf der kleinen Karte aufgetaucht. Aber er hatte sich diese Gemeinheit bestimmt nicht allein ausgedacht. Gordon Schreiber hatte Unterstützung. Und zwar von Wikka, der Hexe. Diese wiederum liebte den Teufel heiß und innig, so daß man wirklich von einem satanischen Dreieck sprechen konnte.

An einer Ampel stoppte ich. Im Vergleich zu anderen Städten hat London relativ wenig Ampeln, weil viele Verkehrsprobleme durch Kreisverkehr geregelt werden. Wir als Engländer gehören zu den Menschen, die auch im Kreisverkehr gut vorankommen. Ich kenne Deutsche, die ihn völlig ablehnen.

Ein knatterndes Geräusch nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Rechts neben mir glitt ein Lichtstrahl über die Fahrbahn, und dann fuhr ein Motorrad langsam bis an den Streifen und blieb neben mir stehen. Ich schaute mir die Maschine an. Es war eine Honda, von der das Wasser tropfte. Zwei Personen hockten auf dem Sitz. Ob Mann oder Frau war wirklich nicht zu erkennen, weil sie in ihrer wetterfesten Kleidung nicht zu identifizieren waren.

Sie trugen allerdings helle Lederjacken, was mich wiederum wunderte. Am Rücken erkannte ich auch eine Schrift.

White Angels - weiße Engel.

Während ich auf das Umspringen der Ampel wartete, dachte ich über die White Angels nach. Gehört hatte ich den Namen bereits, allerdings kam ich nicht auf den genauen Zusammenhang. War es ein Verbrechen gewesen oder das Gegenteil davon?

Da hatte ich es.

Das Gegenteil. Die Weißen Engel waren aufgefallen, weil sie sich

für die Jugend einsetzten. Mit anderen Worten, sie hatten eine Selbsthilfeorganisation gegründet, die sich um gestrandete Jugendliche kümmerte und sie vor allen Dingen vom Rauschgift wegbringen wollte, denn im Rauschgift sahen die White Angels das große Übel. Ihre Methoden waren nicht immer gesetzestreu. So mancher Dealer war von ihnen verprügelt worden, daß er wochenlang im Krankenhaus liegen mußte. Das jedoch störte die White Angels nicht, ebensowenig wie kleine Rückschläge. Sie machten weiter und waren zudem nicht nur von ihrer Sache überzeugt und psychologisch gut geschult, sondern auch körperlich fit. Soviel mir bekannt war, lag ihr Hauptquartier neben einer Karateschule.

Ich sympathisierte mit den Weißen Engeln, hatte allerdings gleichzeitig Angst, daß sie zu weit gingen und irgendwann einmal Logan Costello in die Quere gerieten.

Costello regierte London. Er war der Unterweltboß, paktierte zudem mit dämonischen Kräften. Costello zählte zu meinem besonderen Spezis. Leider war es meinen Freunden und mir bisher noch nicht gelungen, ihn zu überführen.

Die Ampel sprang um.

Rechts neben mir duckten sich die beiden Fahrer. Die Honda startete schneller als mein Bentley. Schon schoß sie davon, als sich plötzlich der hinten sitzende Mitfahrer bewegte und seinen Oberkörper nach links beugte.

Etwas löste sich aus seiner Hand und traf genau die Kühlerschnauze des Bentley.

Für einen winzigen Augenblick erschrak ich heftig. Ich rechnete mit einer Handgranate oder irgend etwas in dieser Richtung. Mein Magen krampfte sich zusammen. Gegen den plötzlichen Schweißausbruch konnte ich nichts tun, doch dann erkannte ich den Gegenstand, der mir auf die Kühlerhaube geworfen worden war und auch dort liegenblieb.

Es war eine Blume.

Eine gelbe Rose!

Hastig drückte ich den Blinker und fuhr an den linken Straßenrand. Die beiden auf dem Motorrad hatte ich aus den Augen verloren, sie waren zu schnell. Selbst das rote Auge des Rücklichts konnte ich nicht mehr sehen.

Normalerweise durfte ich an dieser Stelle nicht stoppen. Ich schaltete die Warnblinkanlage ein und hielt trotzdem. Rasch stieg ich aus. Zwei andere Fahrzeuge rauschten dicht an mir vorbei. Spritzwasser sprühte hoch und gegen meinen Mantel.

Seitlich beugte ich mich über die lange Kühlerschnauze und nahm die Rose an mich. Dabei hätte ich mich fast in den Finger gestochen. Im Licht der Scheinwerfer schaute ich mir die Rose an. Sie sah völlig normal aus wie die, die auch Jane Collins erhalten hatte. Einen gelben Blütenkelch und einen grünen Stengel, aus dem einige Dornen wuchsen.

Sekundenlang stand ich unbeweglich und dachte darüber nach, wer mir die Rose gegeben haben konnte. Klar, das waren die Weißen Engel gewesen, aber stimmte das wirklich? Konnten sich die Unbekannten nicht auch verkleidet haben? Und welchen Sinn sollte das gehabt haben, mir eine Rose auf die Kühlerhaube zu werfen?

Ich hob die Schultern, ging um den Wagen herum und stieg wieder ein. Die Rose legte ich auf den Strauß. Ich fuhr noch nicht ab, sondern wartete darauf, daß etwas geschah. Ich wollte sehen, ob diese Blume ebenfalls Blut aus dem Kelch verströmte.

Das war nicht der Fall. Sie lag da, und nichts tat sich in dieser Richtung.

Seltsam, wirklich ...

Ich fuhr wieder an. Da die Ampel inzwischen wieder rot zeigte, mußten die Fahrzeuge hinter mir halten, so daß ich gut wegkam. Die breiten Reifen wirbelten das Wasser einer Pfütze hoch. Der Fall dieser blutigen Rosen wurde immer seltsamer. Ich hatte starke Befürchtungen, denn wenn tatsächlich Wikka und Gordon Schreiber hinter all dem steckten, drohte London eine große Gefahr. Meine Besorgnis war wirklich nicht unbegründet.

Ich befand mich inzwischen auf der breiten Victoria Street und fuhr diese in Richtung Westen auf Westminster Abbey zu, wo kurz zuvor das Scotland Yard Building liegt.

Westminster Cathedral passierte ich ebenso wie die Westminster City Hall. Der Verkehr floß ruhig, im 35-Meilen-Tempo kam ich voran. Sanft lief der Motor meines Bentleys, und auch um den Wagen herum befand sich nicht viel Trubel.

Deshalb vernahm ich auch die Schreie.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, dann jedoch wiederholten sich die Schreie, und ich hörte sie sogar noch deutlicher als zuvor. Es waren in der Tat Schreie, als würde jemand einem Menschen einen Wattebausch vor den Mund halten, um die Schreie so zu dämpfen.

Ich schüttelte mich, und über meinen Rücken rieselte es kalt. Da war irgend etwas passiert.

Wieder warf ich einen Blick auf die Rosen. Eine zwangsläufige Reaktion, denn die Schreie waren nicht außerhalb, sondern innerhalb meines Wagens aufgeklungen.

Ich erschrak wirklich.

Der Rosenstrauß, bisher hatte er ruhig dagelegen, bewegte sich. Das Papier wurde nach oben gedrückt, dann wieder nach unten, als würde jemand Atem holen.

Etwa die Rosen?

Auch die oberste lag nicht mehr ruhig. Sie bewegte sich ebenfalls. Ihre voll erblühte Knospe drehte sich einmal nach links, dann wieder nach rechts, und ich merkte plötzlich den betäubenden Duft, der das Innere des Bentley ausfüllte.

So angenehm Rosen riechen, so unangenehm kann ihr Duft werden, wenn sie schon älter sind und zu faulen beginnen.

Diese Rosen stanken nach Friedhof, nach Moder und Leichengeruch!

Mir war klar, daß ich nicht mehr weiterfahren konnte.

Blinker betätigen, Blick in den Innen- und Außenspiegel, andere Wagen fahren nicht zu dicht auf, so daß ich es riskieren konnte, den linken Fahrbahnrand anzusteuern.

Wiederum stoppte ich.

Diesmal stieg ich nicht aus. Die Rosen konnte ich mir auch im Wageninnern ansehen.

Ich legte die letzte Rose vorsichtig zur Seite und vernahm abermals die leisen, verwehenden Schreie, die sich anhörten wie der Klagegesang von Toten.

Mit spitzen Fingern umfaßte ich das Papier, um es auseinanderzufalten. Diesen Blumenstrauß wollte ich mir wirklich genau ansehen. Damit mußte es eine schaurige Bewandnis haben.

Ich schaute auf den Strauß.

Die Schreie wurden deutlicher. Ich erkannte jetzt, wer sie

ausgestoßen hatte und konnte nicht vermeiden, daß mir ein »Mein Gott!« entfuhr.

Die Rosen hatten nichts von ihrer makabren Pracht verloren. Sie waren sogar noch schauriger geworden. Dort, wo normalerweise die Blüten saßen, befand sich etwas anderes.

Die Rosen hatten sich verwandelt.

Aus den Blüten waren kleine Köpfe geworden!

Lilian Day hastete durch die Nacht. Ihr braunes Haar klebte aneinander. Die in der Luft liegende Feuchtigkeit wirkte wie Leim. Der Nylonmantel lag eng um ihren Körper, weil sie ihn zusätzlich über der Brust zusammengerafft hatte. Ihre Füße bewegten sich automatisch voran. Sie platschten in die Pfützen, das Wasser spritzte hoch auf und näßte die Jeans. Das war Lilian egal, sie wollte nur so schnell wie möglich weg, denn was sie gesehen hatte, mußten die anderen wissen.

Aber hatte man sie nicht schon entdeckt?

Das war die große Frage. Lilian war sich nicht sicher. Sie ärgerte sich über ihre Unvorsichtigkeit, denn sie würde den Blick des Mannes nicht vergessen, der sie getroffen hatte.

Obwohl sich zwischen ihr und dem Mann noch das

Kellerfenster befunden hatte, war sie gesehen worden. Sie hatte den Mann bei einer schaurigen Tätigkeit gestört und hatte auch die seltsame Frau gesehen, die sich im Hintergrund des Kellers aufhielt.

Eine schöne Frau, aber mit kalten Augen und einem grausam verzogenen Mund.

Rosen hatten dort gelegen.

Blumen, die Menschen waren!

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Lilian war mit ihren Nerven so ziemlich am Ende. Menschen und Blumen - Tote und Rosen, ein völliges Durcheinander. Auf jeden Fall mußte sie die anderen davon in Kenntnis setzen.

Die anderen!

Als sie daran dachte, umspielte trotz ihrer Angst ein flüchtiges Lächeln die roten Lippen. Die anderen, das war ihr Schutz, das war ihre Heimat. Sie sorgten dafür, daß sie ihr schlechtes

Elternhaus vergaß, daß sie sich bei den gleichaltrigen Jungen und Mädchen wie zu Hause fühlte. Noch gehörte sie nicht hundertprozentig zu ihnen, aber es würde nicht mehr lange dauern, da nahm man sie in den Kreis der Weißen Engel auf. Und nichts anderes wollte sie. Sie mußte einfach zu ihnen gehören, denn bei ihnen fand sie das, was das Elternhaus ihr nicht gab.

Geborgenheit.

Bei den Weißen Engeln konnte sich jeder auf den anderen verlassen. Da spielte niemand falsch, da gab es keine Lüge, keine Hinterlist, sondern Ehrlichkeit.

Nur dadurch hatten sie so große Erfolge erzielen können. Es gab zahlreiche junge Leute, die durch die Hilfe der Weißen Engel wieder auf die Beine gekommen waren, und manchen Dealer, der die Engel verfluchte bis in die tiefste Hölle.

Lilian Day lief langsamer. Sie konnte nicht mehr so schnell rennen, denn sie hätte sonst zuviel Kraft verloren und wäre irgendwann gestolpert und gefallen.

So sah es aus.

Schwer atmete sie ein und aus. Sie hielt sich dicht an den Hauswänden, manchmal stützte sie sich an den rauen Steinen ab, oder sie blieb stehen und holte tief Luft.

Sie schaute zurück.

Leer lag die Straße hinter ihr. Eine schmale lange Fläche, auf der das Kopfsteinpflaster wie Gold glänzte, wenn es vom Licht der vereinzelt stehenden Laternen berührt wurde.

Keine Verfolger!

Lilian lehnte sich an die Hauswand und lachte. Sie hatte es geschafft, Verfolger waren nicht zu sehen. Abgeschüttelt, nannte man so etwas. Die ganze Aufregung war umsonst gewesen. Sie schüttelte den Kopf. Es war nicht mehr weit bis zu ihrem Etappenziel. An der Westminster Bridge Road konnte sie in die U-Bahn einsteigen und den Rest der Strecke fahren. Es war nur eine Station bis Borough, ihrem Ziel.

Sie lief jetzt langsamer. Manchmal wurde sie von Autos überholt. Manche Fahrer blinkten auf, so daß die Gestalt des Girls für die Länge eines Atemzugs im grellen Licht stand. Dann zuckte Lilian jedesmal zusammen und drückte sich wieder an die Häuserzeile.

Es war keine gute Gegend südlich der Themse. Aber in einem vornehmen Viertel hätten die White Angels nicht erst anzufangen brauchen. Sie mußten mitten in die Szene. Soho hatten sie bewußt ausgelassen, denn dort war das Geschäft zu sehr organisiert und auf Touristen abgestellt. Wenn man etwas erreichen wollte, dann in den Armenvierteln, wo die Arbeitslosigkeit groß war und das Elend langsam überhandnahm.

Die Station war nicht mehr weit entfernt. Lambeth North lag zwischen dem Stadtteil Southwark und Lambeth. Eine U-Bahn-Station, die um diese nächtliche Zeit ziemlich verlassen war. Eigentlich für ein Mädchen gefährlich, aber Lilian hatte ihre Angst inzwischen überwunden, denn Verfolger befanden sich nicht mehr auf ihrer Spur.

Wieder dachte sie an die Rosen, während sie schon die Station entdeckte. Eine hohe Lampe warf ihr Licht auf die schmutzige Straße und erleuchtete auch einen Teil der nach unten führenden Treppe.

Im Schatten der Treppenmauer saß eine Frau. Sie hockte auf dem Boden, war in einen Umhang eingehüllt und schien zu schlafen. Lilian nahm sie kaum wahr, denn sie hatte ihre eigenen Probleme. Auch die Frau tat so, als würde sie das Mädchen nicht sehen. Erst als sich Lilian mit ihr auf gleicher Höhe befand, erwachte die scheinbar Schlafende.

Sie hob den Kopf. »He, Mädchen!«

Lilian blieb stehen. Für einen Moment flackerte Panik in ihrem Blick. Sie wußte nicht genau, woher die Stimme aufgeklungen war, und mußte sich erst orientieren.

»Komm her, Mädchen!«

Jetzt merkte sie, wer gesprochen hatte.

Sofort drehte sie sich nach rechts und sah, wie sich die Frau vom Boden erhob. Das geschah nicht langsam, sondern sehr geschmeidig, und es verriet längst nicht die Bewegungen des Alters.

Nein, unter dem Umhang verbarg sich jemand anderer.

Plötzlich schlug Lilians Herz schneller. Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihr hoch, und sie sah, wie die Frau unter ihren Umhang griff.

Als die Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie etwas fest. Es war eine Rose!

Lilian Day zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten sich. Sie wollte die Rose nicht. Rosen sollten verflucht sein, sie hatte Schreckliches gesehen, diese Rosen schienen durch die Hand des Teufels gewachsen zu sein, und jetzt wurde ihr eine überreicht. Von einer alten Frau!

Oder?

Die Frau hatte bisher den Kopf gesenkt gehabt, nun aber streifte sie ihren Umhang vom Kopf, und Lilian hatte freie Sicht. Ihr Blut schien zu gefrieren, denn vor ihr stand keine Alte, sondern die Frau aus dem Keller!

Jede Einzelheit erkannte sie. Das Gesicht konnte sie nicht vergessen. Es war in seiner Ausstrahlung perfekt.

Teuflich perfekt!

Als Mittelscheitel fiel das lange schwarze Haar zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern. Es umrahmte ein bleiches Gesicht mit schwarzen Augenbrauen und etwas hochstehenden Wangenknochen. Die Pupillen glichen dunklen Perlen, und ein voller Mund zeigte zynisch nach unten gezogene Winkel.

Ja, das war sie, es gab keinen Zweifel. Lilian hatte diese Frau in dem Keller gesehen.

Und jetzt stand sie hier.

Sie war also doch schneller gewesen.

Die Frau lächelte. »Darf ich dir eine Rose übergeben?« fragte sie und streckte den rechten Arm aus.

Lilian schüttelte den Kopf. »Nein«, flüsterte sie. »Nein, ich will nicht, ich will keine Rose. Um Himmels willen. Geh weg. Ich ...« »Aber warum denn? Magst du keine Blumen?«

»Nicht solche.«

»Mädchen, stell dich nicht an. Du wirst die Rose nehmen, denn sie bringt dir Glück. Glaub mir das. Meine Blumen sind Glücksbringer. Wer sie von mir geschenkt bekommt, wird zu mir gehören. Zu mir, Wikka, der Hexe.«

Lilian hatte schreckliche Angst. Weglaufen konnte sie nicht, denn die Frau stand zwischen ihr und der Treppe.

Und wieder zurück?

Da vernahm sie aus der Tiefe ein Donnern. Soeben lief ein Zug ein. Das Echo schwang bis zu ihr hoch. Wenn sie jetzt sprachen, dann mußte sie schreien.

Vielleicht war das die Chance!

Die Frau hielt noch immer ihre Hand ausgestreckt, sie lockte, aber Lilian fiel nicht darauf herein.

»Nein!« schrie sie und warf sich herum. Nicht einmal einen halben Schritt kam sie weit, denn plötzlich stand ein hochgewachsener Mann hinter ihr und versperrte ihr den Weg.

Lilian sah den Mann, und sie erkannte auch ihn wieder. Es war der aus dem Keller.

Um Gottes willen. Ich muß ...

Ihre Gedanken wurden brutal unterbrochen, denn jetzt erst sah sie das lange Messer. Die Klinge fuhr von oben nach unten, und im nächsten Augenblick spürte Lilian einen brennenden Schmerz, der sie zu zerreißen drohte.

Vor ihren Augen explodierte die Welt. Sie glaubte zu schreien, doch nicht einmal ein Röcheln drang über ihre Lippen. Schwer fiel sie zu Boden. Als die ersten Fahrgäste aus der U-Bahn die Treppe hochkamen, fanden sie dicht vor dem Eingang die Tote, auf deren Körper als Zeichen des Mörders eine gelbe Rose lag ...

Rosen mit Menschenköpfen!

Ich hatte in meiner Laufbahn als Geisterjäger einiges gesehen, so etwas jedoch noch nicht. Erst verströmten die Rosen Blut, und jetzt zeigten die gleichen Blumen keine gelben Kelche mehr, sondern die Köpfe von Menschen.

Es war ein schauriges, fast unbeschreibliches Bild, das sich im Licht der Innenbeleuchtung meinen Augen bot. Jede einzelne Rose hatte jetzt einen menschlichen Kopf. Auch nicht größer als die Blüte, sie paßten sich in den Maßen genau an.

Unglaublich ...

Was sollte ich tun? Ich starrte in die Gesichter der Männer und Frauen. Sie sahen grau aus. Manchmal wirkte die Haut auch teigig wie die längst Verstorbener. Bei einigen standen die Münder offen, ich konnte in sie hineinschauen und sah kleine Zähne, von denen manche etwas vorstanden wie bei Vampiren.

Da fiel mir ein, daß auch Wikka, die Hexe, eine Art Vampirin war. Sie liebte nicht nur die Schlangen, sondern auch die Blutsauger und hatte ebenfalls spitze Zähne. Irgendwie hatte sie

sogar Ähnlichkeit mit Asmodina, der Teufelstochter.

Das Blut war nicht völlig verschwunden. Es klebte jetzt allerdings nicht mehr an den Rosen, sondern auf den Gesichtern der Menschen, die dadurch noch makabrer aussahen.

Ich schüttelte mich und lauschte auf die Schreie, die mir weiterhin entgegenklangen. Waren es Schreie der Qual, der Angst oder des Triumphes? Ich konnte es nicht sagen, denn die kleinen Köpfe bewegten sich von einer Seite zur anderen, als würde Wind in den Strauß hineinfahren.

Dieser Rosenstrauß und das stand fest - war mit Schwarzer Magie gefüllt. Wenn ich sie bekämpfen wollte, mußte ich die Waffen der Weißen Magie nehmen.

Unter anderem mein Kreuz.

Ich dachte darüber nach, ob ich es hervorholen sollte. Es war eine ungemein starke Waffe, und sie hätte unter Umständen den Strauß restlos zerstört, deshalb ließ ich es vorerst bleiben und wartete weiterhin ab, ob sich meine Gegner nicht zu einem Angriff entschlossen.

Sie taten nichts dergleichen.

Nach wie vor bewegten sich die Köpfe, und dünne Schreie drangen aus den Mäulern.

Vielleicht konnten sie reden? Unter Umständen verstanden sie mich? Es war zumindest einen Versuch wert, und so stellte ich an diesen makabren Rosenstrauch meine Frage.

»Wer seid ihr? Wo kommt ihr her?«

Ich erhielt keine Antwort.

»Redet. Es ist besser für euch. Ihr müßt es tun. Vielleicht kann ich euch helfen. Steht Wikka hinter euch? Ist sie eure Fürstin?«

Die Köpfe schwiegen, und ich gab es auf, mit ihnen zu reden.

Dafür betrachtete ich sie genauer, denn in mir war ein Verdacht aufgestiegen. Eine vage Idee, mehr nicht. Sie war auch schlecht in Worte zu fassen, aber ich hatte das Gefühl, als wären diese Köpfe uralte. Sie mußten meiner Ansicht nach zu Menschen gehören, die längst tot waren. Mir ging es immer so, wenn ich gewisse Bilder sah. Alte Bilder aus den Anfängen dieses Jahrhunderts und noch davor. Da sahen die Menschen irgendwie anders aus. Man brauchte sich die Gesichter nur anzusehen, um zu wissen, daß sie nicht in die moderne Zeit gehörten.

So war es auch hier.

Mir schien es, als wären diese Köpfe schon Jahrhunderte alt und durch einen schrecklichen Zauber wieder zum Leben erweckt worden. Nichts stützte meine Theorie, es war nur ein Gefühl, doch in meinem Job hatte ich mich schon des öfteren auf Gefühle verlassen müssen und hatte damit fast immer richtig gelegen.

Welch eine Teufelei hatte sich Wikka ausgedacht? Ich war überzeugt, daß nur sie und Gordon Schreiber hinter allem steckten und daß sie ein wahrlich teuflisches Spiel begonnen hatten, um ihre alten Gegner - wie Jane Collins und mich - zu vernichten.

Antworten gaben mir die Köpfe nicht, deshalb entschloß ich mich, es doch mit Härte zu versuchen.

Ich brachte das Kreuz in die Nähe des Rosenstraußes. Dabei bewegte ich meinen Arm nicht schnell, sondern sehr langsam und vorsichtig, wobei ich die Köpfe nicht aus den Augen ließ.

Sie spürten die Nähe des Kreuzes. Die Strahlung bereitete ihnen Schmerzen. Ihre kleinen Gesichter verzerrten sich. Ich sah die Qual, die sich auf ihren Zügen widerspiegelte. Weit aufgerissen waren die Augen, und die Schreie wurden lauter.

So bekam ich sie klein.

Da jedoch wurde mir das Handeln aus der Hand gerissen. Eine andere, ferne, teuflische Kraft griff in das Geschehen ein und sorgte dafür, daß ich mein Werk nicht vollenden konnte.

Die Köpfe blitzten auf. Es geschah wirklich innerhalb einer Sekunde. Bevor mein Kreuz die Rosen berühren konnte, war der unheimliche Strauß verschwunden. Von einem Moment zum anderen war er nicht mehr zu sehen.

Nur eine Rose lag noch da. Diejenige, die man mir auf die Motorhaube geworfen hatte.

Sie hatte ihren Platz auf dem blutdurchtränkten Papier gefunden. Für mich ein Zeichen, daß der gesamte Vorgang keine Täuschung gewesen war. Es hatte die Rosen gegeben.

Ich hob die Schultern und schüttelte den Kopf, weil ich es nicht begreifen konnte. Meine Gegner hatten mich hier wirklich vor ein Rätsel gestellt.

Ich blieb weiterhin mit meinem Wagen stehen, ließ das Fenster nach unten fahren und zündete mir eine Zigarette an. Durch den rechten Mundwinkel blies ich den graublauen Rauch, der sich mit

dem über der Straße liegenden Dunst vermischte. Schwere Gedanken wälzten hinter meiner Stirn. Wikka und Gordon Schreiber hatten klargestellt, daß sie längst nicht besiegt waren und zurückschlagen wollten. Mit allem, was sie hatten. Tief atmete ich ein. Die einzige Spur hatte ich verloren. Niemals würde ich die Rosen mehr untersuchen können. Aus ihnen war Blut gedrungen, und ihre Blüten hatten sich in kleine Menschenköpfe verwandelt.

Wieso - warum?

Ich drückte die Zigarette aus, schaute, ob hinter mir frei war, dann startete ich. Wenn ich die Blumen schon nicht untersuchen lassen konnte, dann wenigstens das Blut. Da es aus den Blüten gequollen war, mußte es auch in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Köpfen stehen, die mir so alt vorgekommen waren.

Vielleicht konnte eine Analyse des Bluts meinen Verdacht bekräftigen.

Es war wirklich nicht mehr weit bis zu dem hohen Gebäude. Zwei Minuten später lenkte ich den Silbergrauen auf den Parkplatz und stieg aus.

In mein Büro fuhr ich gar nicht erst, sondern in die im Keller liegende chemische Abteilung. Hier arbeitete man mit den modernsten wissenschaftlichen Methoden. Besonders die Lasertechnik hatte in den letzten Jahren alte Untersuchungsmethoden abgelöst. Schnelle und präzise Analysen waren mit Hilfe dieses Verfahrens möglich.

Die Kollegen der Chemie empfangen mich nicht gerade begeistert, denn sie kannten meine Sonderwünsche.

»Sofort oder gestern?« fragte mich ein Chemiker.

»Vorgestern.«

»Wir machen ja alles. Was ist es denn?«

Ich hob die Zeitung hoch. »Nur eine kleine Blutuntersuchung. Ich möchte von Ihnen gern wissen, ob das Blut frisch ist oder alt.« Der Kollege im weißen Kittel hob seine Augenbrauen. »Ist das wirklich alles, Oberinspektor?«

»Ja.«

»Solche Wünsche werden selbstverständlich sofort erfüllt. Gedulden Sie sich einen Moment.«

Der Chemiker verschwand in einem Nebenraum. Es dauerte wirklich nur eine Viertelstunde, da kam er wieder zurück. Gespannt schaute ich ihn an. »Nun, was ist mit dem Blut?« Der Chemiker nickte versonnen. »Obwohl es frisch ist, kann man es als alt bezeichnen.«

»Wie alt?«

»Das ist schwer zu sagen. Wir haben mehrere Blutflecken auf der Zeitung untersucht und erhielten immer wieder andere Ergebnisse, was das Alter betrifft. Ich habe sie Ihnen aufgeschrieben.« Er reichte mir den Zettel, auf dem einige Zahlen standen. Nervosität hielt mich gepackt. Ich hatte einen Verdacht gehabt, eine Theorie, und diese schien sich nun zu bestätigen. Der Chemiker konnte natürlich keine genauen Daten angeben, und ich las die Zahlen von dem Zettel ab. Dabei stellte ich fest, daß die einzelnen Blutproben um fünfzig und mehr Jahre differierten. Das war eine Überraschung. Die älteste Blutprobe stammte aus dem Jahre 1670. Geschätzt, wohlgemerkt.

Ich ließ den Zettel sinken und schaute den Chemiker an. »Sie sind sicher, daß dies hier alles stimmt?«

»So sicher wie unsere Geräte.«

»Wie sieht es mit Fehlern aus?«

»Nichts ist perfekt, Mr. Sinclair. Es stimmt schon, daß das Blut sehr alt ist. Mich würde mal interessieren, wie Sie daran gekommen sind.«

»Mich auch«, gab ich zurück.

»Kann ich die Zeitung behalten?«

»Natürlich. Und bitte, versuchen Sie eine genaue Analyse. Sie würden mir sehr helfen.«

Der Chemiker lachte.

»Nicht nur Ihnen, Mr. Sinclair. Auch ich bin an einer Klärung interessiert.«

»Dann dürfen wir uns beide Erfolg wünschen.«

»Das meine ich auch.«

Mir fiel wieder die Rose ein, die man mir auf die Kühlerhaube geworfen hatte.

Sie steckte in meiner Innentasche. Ich hatte sie mit dem Kreuz berührt. Geschehen war nichts, eine völlig normale Blume hielt ich in der Hand, die allerdings ihre gelbe Blüte gesenkt hielt.

»Was ist damit?« fragte der Wissenschaftler.

»Die schenke ich Ihnen. Gewissermaßen als Vergleich.«

»Danke.«

Dann ging ich. Allerdings verließ ich das Yard-Gebäude nicht, sondern fuhr hoch zu meinem Büro. Im Gang brannte nur die Notbeleuchtung. Keiner arbeitete mehr, die Nachtschicht saß woanders. Die Putzfrau hatte die Bürotür offen gelassen. Im Vorzimmer roch ich noch den Duft von Glendas Kaffee.

Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz und griff zum Telefon. Ich hatte Jane Collins ja versprochen, mich zu melden. Sie hob sofort ab.

»Erschrick nicht, ich bin es«, sagte ich.

»John, was ist geschehen?«

»Relativ viel. Dein Geschenk hat mir so einige Überraschungen bereitet.«

»Rede.«

Ich erzählte. Ab und zu gab Jane eine erstaunte Bemerkung hinzu, ansonsten sagte sie nichts. »Und was willst du jetzt tun?« fragte sie. »Wie kannst du an Schreiber oder Wikka herankommen?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich kenne auch das Geheimnis dieser blutenden Rosen nicht. Allerdings denke ich darüber nach, weshalb mir die White Angels die Rose auf die Kühlerschnauze meines Wagens geworfen haben.«

»Ich kenne die Weißen Engel.«

»Woher?«

»Ich hatte beruflich mit ihnen zu tun. Es ging um eine Rauschgiftsache. Der Sohn eines Klienten war in der Szene gelandet. Ich erhielt den Auftrag, ihn herauszuholen. Dabei lernte ich auch die White Angels kennen. Die sind in Ordnung.«

»Möglich, Jane. Weißt du Näheres über sie? Kennst du eventuell Adressen?«

»Nein, aber sie haben sich in Southwark niedergelassen, soviel ich weiß. Der Anführer ist an einer Sportschule beteiligt. Karate und so.«

»Den Namen kennst du nicht?«

»Nein.«

»Gut, den hole ich mir dann.«

»John«, sagte sie. »Ich möchte gern dabeisein, wenn es zur Sache geht. Denk daran. Ich will nicht abseits stehen, schließlich geht mich der Fall auch etwas an.«

»Ich sage dir Bescheid.«

»Deine Versprechen kenne ich.«

»Jane«, warnte ich. »Versuche nichts auf eigene Faust. Erwinnere dich an die Seelenburg und das Hausboot, da ...« Ich sprach bereits in einen toten Hörer.

Achselzuckend legte ich auf. Wenn sich Jane etwas in ihren Kopf gesetzt hatte, war sie durch nichts von ihrem Plan abzubringen.

Leider, mußte man sagen.

Sie kannte die White Angels besser als ich. Vielleicht hätte sie mir auch ein gutes Entree bei ihnen verschafft, aber ich wollte die Detektivin aus dem Spiel lassen. Wikka und Schreiber waren ungemein gefährlich, die nahmen keinerlei Rücksicht.

Ich war sicher, daß wir in unseren Archiven Unterlagen über die Weißen Engel aufbewahrten. Das Archiv war Tag und Nacht besetzt. Ich rief an, trug meinen Wunsch vor, und man versprach, sich sofort darum zu kümmern. Ich wollte warten, man würde mir die Informationen hochreichen.

In der Wartezeit informierte ich Suko. Er zeigte sich nicht sehr überrascht, daß Wikka und Gordon Schreiber wieder von sich reden machten. Der Chinese wollte natürlich mit, ich allerdings bat ihn, als Einsatzreserve erst einmal zu Hause zu bleiben.

»Ich könnte mich auch um Jane kümmern«, schlug er vor.

Die Idee war gut, und ich stimmte sofort zu. »Aber überwache sie so, daß sie nichts davon merkt.«

»Ehrensache.«

Einigermaßen beruhigt legte ich den Hörer wieder auf und holte mir Kaffee aus dem Automaten. Die Brühe schmeckte wie eingeschlafene Füße, einen Vergleich zu Glendas Gebräu hielt sie nicht aus, doch in der Not frißt der Teufel Fliegen. Den Becher mußte ich vorsichtig anfassen, sonst verbrannte ich mir die Fingerspitzen.

Als ich den ersten Schluck genommen hatte, kam auch der Bote mit den Unterlagen. Ich bedankte mich und schlug die Akte auf. Sie war sehr dünn. Direkter Vergehen hatten sich die Weißen Engel nicht schuldig gemacht. Im Gegenteil, sie halfen der Polizei und gaben sehr gute Tips. Allerdings hatten sie sich manchen

Dealer selbst vorgenommen und ihn krankenhausreif geschlagen. Bisher war die Gruppe mit Verwarnungen davongekommen. Wie viele Mitglieder die White Angels zählten, war nicht aufgeführt, das ging schlecht, denn die Anzahl wechselte ständig. Fest stand nur der Anführer. Er hieß Jack Adrian, genannt Karate-Jack, da er sich in dieser Kampfsportart sehr gut auskannte. Auch die Straße war aufgeführt, wo Adrian wohnte. Dort fand ich sicherlich die anderen Weißen Engel. Ich rückte meinen Stuhl zurück und stand auf. Die Anschrift hatte ich behalten, und ich war gespannt, was mir Karate-Jack und seine Freunde zu sagen hatten.

Seit langen Zeiten schon heulte der Wind um den einsam stehenden Turm. Er stach wie eine gewaltige Zigarre in den düsteren Himmel, über den schwarzgraue Wolkenberge jagten und vom Wind gescheucht wurden wie eine Herde Hammel.

Vor einigen Jahrhunderten hatte ein alter Graf den Traum gehabt, eine stolze Burg am Ufer der Themse zu bauen. Dieser Traum war nie in Erfüllung gegangen. Bevor die Burg fertig geworden war, starb der Graf. Er hinterließ nicht nur Schulden, sondern auch eine Bauruine, und sein Sohn, der Erbe, hatte kein Interesse, den Bau zu vollenden. Er lebte lieber in den Tag hinein, bis man seine Leiche irgendwann am Ufer der Themse fand. Die Burg wurde nie vollendet.

Aber der Turm spielte in den nachfolgenden Jahren eine gewichtige Rolle. Die Zeit der Hexenverfolgung begann. Hexenjäger machten Städte und das Land unsicher. Frauen wurden geschändet, mißhandelt und getötet. Auch Männer, die dem Terror Einhalt gebieten wollten, blieben nicht verschont. Man sperrte sie in den alten Turm, der im Volksmund schon bald den Beinamen Hexenturm erhielt.

Er wurde zu einer wahren Hinrichtungsstätte. Die Mauern waren mit dem Blut der Ermordeten getränkt. Nachts gellten die Schreie über das Wasser, und manche Schiffer verzogen sich in die Kajüten ihrer Boote, wenn sie die Stelle passierten.

Der Tod hielt im Hexenturm reiche Ernte. Zahlreiche Leichen warf man einfach in die Themse, der schwere Strom riß sie mit.

Andere wurden um den Turm herum vergraben. Er war auf einer Anhöhe gebaut worden, und von seiner Spitze aus konnte man bei klarem Wetter weit in das Land hineinsehen.

Auch die Zeit der Hexenverfolgung ging vorbei. Der Turm jedoch geriet nicht in Vergessenheit. Schon wenige Monate später hielt sich das Gerücht, daß es dort spuke. Die Seelen der Getöteten würden keine Ruhe finden, und die Menschen mieden den Turm. Schaurige Geschichten wurden erzählt. Einige wollten genau gesehen haben, wie in klaren Vollmondnächten die Hexen mit dem Teufel buhlten, und selbst Pfarrer trauten sich nicht in den Turm. Im zwanzigsten Jahrhundert war der Turm während des Zweiten Weltkriegs ein wichtiges Bollwerk. Auf seiner Spitze standen zwei Flakkanonen. Die Soldaten kümmerten sich nicht um den Spuk, zudem kamen sie aus fernen Teilen des Landes und hatten andere Sorgen, als auf das Geschwätz der Einheimischen zu hören, obwohl auch sie in ruhigen Nächten seltsame Geräusche und auch Schreie hörten.

Nach dem Krieg gab es eine Gebietsreform. Das Gelände um den Turm wurde preiswert zum Verkauf angeboten.

Das hörte auch ein Londoner Blumenhändler. Da ihm die Stadt zu klein geworden war, griff er sofort zu und verwandelte die unmittelbare Umgebung des Turms in kultivierte Felder. Manche lagen frei, andere wurden durch das Glas einiger Treibhäuser vor der Witterung geschützt.

Der Mann hieß Gering. Er hatte als kleiner Gärtner angefangen, hatte hart geschuftet, und inzwischen besaß er die zweitgrößte Rosenzucht der Insel. Auf Rosen hatte er sich spezialisiert. Sie waren seine Lieblingsblumen. Zwei große Treibhäuser sorgten dafür, daß die herrlichen Blumen zu jeder Jahreszeit blühten. Wenn es warm wurde und der Sommer kam, blühten sie auch im Freien.

Das Geschäft lief gut. Ernest Gering konnte wirklich zufrieden sein. Er hatte inzwischen zehn Leute angestellt, die außer ihm und seinem Sohn noch mitarbeiteten. Er selbst wohnte mit seiner Familie am Stadtrand von London, denn in Henley-on-Thames war es ihm zu einsam. Dafür lebten seine Angestellten in dem Ort. In letzter Zeit allerdings war es zu Unregelmäßigkeiten gekommen. Man hatte das Fehlen von Freilandrosen entdeckt.

Ausgerechnet die gelben Züchtungen, die auf einem Extrafeld wuchsen. Irgend jemand mußte sie gestohlen haben.

Kein großer finanzieller Verlust, nur ein Nadelstich. Zudem wollte Gering nicht, daß Stehlen Schule machte, und er beauftragte einen vertrauenswürdigen Mann, sich des Nachts doch einmal auf dem Gelände umzusehen.

Der Mann hieß Victor und stand kurz vor der Pensionsgrenze. Er gehörte zu den Menschen, die für Chef und Firma durchs Feuer gingen. Er hatte noch die erste Phase der Aufbauarbeit miterlebt.

Victor war absolut vertrauenswürdig. Er würde den oder die Diebe schon stellen. Zudem hatte er noch seinen alten Militärkarabiner hervorgeholt. Ein Erbstück seines Vaters.

Um zweiundzwanzig Uhr begann er seinen Dienst. Er holte seinen Drahtesel aus dem Schuppen - das Gewehr hing über seiner Schulter, und so radelte er zur Gärtnerei.

Die Nacht war ruhig. Da der Wind aus einer anderen Richtung blies, konnte er nicht einmal das Rauschen der Themse hören, das ihn so oft auf seinen Fahrten begleitete.

Angst kannte der knorrig wirkende Victor nicht. Wenn der Dieb erschien, würde er ihm eins auf den Pelz brennen, der sollte schon das Laufen lernen.

Gelassen trat er in die Pedale und radelte über den alten Feldweg. In Schlangenlinien führte der am Flußufer entlang und endete an der Gärtnerei.

Es gab auch eine Straße. Doch sie zu benutzen hätte einen Umweg bedeutet, zudem lenkte Victor sein Fahrrad am liebsten durch die wohlvertraute Flußlandschaft.

Da er dem Verlauf des Weges folgte, konnte er den Strom nur hin und wieder sehen. Dunkel war das Wasser. Nur manchmal, wenn Wellen aufeinander zuliefen, kam es zur Schaumbildung, und das Wasser spritzte wie kleine Perlen in die Höhe.

Der alte Drahtesel stöhnte und ächzte, wenn er bewegt wurde.

Er war wirklich nicht mehr der jüngste, doch Victor sah nicht ein, weshalb er sich ein neues Fahrrad zulegen sollte, wenn es das andere noch tat.

Konnte er den breiten Fluß nur hin und wieder sehen, so stand etwas anderes jedoch immer vor seinem Auge.

Der Turm!

Ein ängstlicher Mensch war Victor nicht. Man konnte ihn als Kind des Landes bezeichnen, und natürlich wußte er von den unheimlichen Geschichten, die man sich über den Turm erzählte. In den dicken Mauern sollte es spuken, weil die Geister der getöteten Männer und Frauen keine Ruhe fanden.

Er hatte noch nie welche gesehen und war auch nicht scharf darauf, aber er glaubte den Erzählungen. Es gab viele Dinge, die von den modernen Menschen verächtlich abgetan wurden. Victor war da ein wenig vorsichtiger. Was sich über Hunderte von Jahren gehalten hatte, konnte doch nicht einfach aus der Luft gegriffen sein, da mußte es einen realen Hintergrund geben, deshalb schaute er den Turm auch immer mit einem etwas skeptischen Blick an. Daß der Rosendiebstahl und der Turm in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen könnten, darauf kam er nicht. Er zog es überhaupt nicht in Betracht.

Der Turm und die Gärtnerei waren für ihn zwei verschiedene Paar Schuhe. Aber er sollte sich irren.

Es war eine Nacht, die man als typisch englisch oder mit dem Wort ungemütlich umschreiben konnte. Zudem stand die Jahreszeit auf der Kippe. Der Winter hatte sich noch nicht zurückgezogen, und der Frühling wollte nicht so recht anbrechen. Der Wind blies aus Nordwest, zwar nicht allzu stark und kalt, doch Victor war froh, Handschuhe übergestreift zu haben, denn er hätte sonst klamme Finger bekommen.

An die Unebenheiten der Strecke hatte er sich längst gewöhnt. Sein Drahtesel schaukelte durch Querrillen, rumpelte über kleine Bodenerhebungen, und Victor wurde durchgeschüttelt. Er beugte sich im Sattel weit vor, um dem Wind wo wenig Widerstand wie möglich zu bieten.

Je weiter er sich dem alten Turm näherte, um so nervöser wurde er. Aus der Ferne wirkte er wirklich wie eine schlanke Zigarre oder wie ein Schornstein, von nahem jedoch war zu sehen, wie dick und gewaltig die Mauern waren. Das mußten sie sein, ansonsten hätten sie dem Sturm der Zeiten nicht trotzen können.

Noch einmal führte der Weg bergauf, und Victor mußte sich in die Pedale stellen, um den kleinen Hügel zu schaffen. Dann hatte er es hinter sich und den großen Platz erreicht, der den Turm umgab. Hier hatte nie jemand Gras gemäht oder Unkraut gejätet.

Das Gras wuchs fast kniehoch, und zwischen den Halmen breiteten sich die dicken Unkrautblätter aus.

Victor wollte rechts an dem Turm vorbeifahren. Es war der kürzeste Weg zur Gärtnerei, denn die ersten Felder begannen bereits hinter dem Turm.

Ein erneuter Windstoß fuhr über den Platz, kämmte das lange Gras und wirbelte am Himmel die Wolken durcheinander, so daß es einige freie Flecken gab.

Durch einen schimmerte fahl die Sichel eines Halbmondes. Sein blasses Licht streifte die dicken Mauern des Hexenturms, und Victor hatte für Sekunden das Gefühl, als würde über ihnen ein Schleier aus Silber liegen.

Dann hörte er die Schreie.

Er hatte sich wieder auf den Sattel gesetzt, und der Laut traf ihn so unvorbereitet, daß er fast vom Fahrrad gefallen wäre. Im letzten Augenblick konnte er sich noch mit dem rechten Fuß am Boden abstützen. In dieser Haltung blieb er stehen. Den Kopf neigte er etwas vor, seine Augen wurden groß, die Blicke waren auf die Mauer des Turms gerichtet.

Hatte er sich verhöhrt? Wenn nicht, wer hatte den Schrei dann ausgestoßen?

Ein Tier?

Die alten Geschichten fielen ihm ein. Dort wurde von den Seelen der Toten gesprochen, die keine Ruhe finden konnten. Ob sie vielleicht geschrien hatten?

Er schüttelte sich, als er daran dachte, und über seinen Rücken rann ein Schauer.

Ich stehe hier auf verfluchter, blutgetränkter Erde, dachte er und verspürte Angst.

Wieder der Schrei.

Jammernd, heulend und direkt vom Turm her, als würde dort jemand gequält.

Victor schaute hoch zum Himmel.

Die schmale Mondsichel stand zwischen den Wolken, ansonsten war es dunkel. Nicht ein Stern funkelte, ein düsteres Grau zeichnete das Firmament. Unheimlich war es schon.

Victor stieg vom Rad und kickte den Ständer nach unten. Dann nahm er sein Gewehr von der Schulter. Die Waffe gab ihm ein

Gefühl der Sicherheit. An Geister wollte er nicht so recht glauben, denn er dachte sofort an die Rosendiebe, die sich bestimmt einen Spaß mit ihm erlaubten und ihn bereits die ganze Zeit über beobachtet hatten.

Denen wollte er es zeigen.

Er wandte sich nach rechts und ging mit schußbereitem Gewehr auf den Turm zu. Der Eingang war nie verschlossen. Es hatte mal eine Tür gegeben. Sie war jedoch einfach rausgerissen worden. Man hatte die Täter nie gefaßt.

Victor wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, den Turm zu betreten. Vielleicht hatten die Worte seines Chefs Ernest Gering doch eine so nachhaltige Wirkung hinterlassen, daß er seine Angst einfach vergaß, auf jeden Fall kam er dem Eingang immer näher. Wieder fuhr ein Windstoß heran. Seine alte Windjacke knatterte, und die Kapuze stellte sich hoch. Der Wind heulte um das alte Gemäuer, als wollte er ein Klagelied singen und den einsamen Mann davor warnen, den Turm zu betreten.

Flüsternd erzählten sich die Menschen von einem Ort des Schreckens. Hier spielte selbst die Natur verrückt, und Victor glaubte, das Heulen der Elemente als eine Warnung zu verstehen. Schußbereit hielt er sein Gewehr. Den Kolben hatte er an den Hüftknochen gestemmt, der Finger lag in der Nähe des Abzugs. Er würde sofort reagieren, wenn sich etwas tat.

Düster war es im Innern des alten Turmes. Durch die dicken Steine drang auch tagsüber kein Sonnenstrahl.

Erst weiter oben im Gemäuer begannen die kleinen Fenster. Schießschartenartige Luken, mehr nicht. Überwachsen mit wildem Efeu und Moos, das sogar ein Flechtwerk vor dem kleinen Fenster gebildet hatte.

»Ist hier jemand?« Er rief in den Turm hinein, und als hohles Echo geisterte seine Stimme über die kahlen Wände.

Keine Antwort.

»Kommt raus, ihr Diebe!«

... Diebe ... Diebe, tönte es. Der Turm schien wirklich leer zu sein. Victor konnte man als einen Starrkopf bezeichnen. Wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte, dann führte er es auch durch. Bis zum bitteren Ende. So war man es von den Menschen dieser Gegend gewohnt.

Er mußte sich diesen Turm einfach ansehen. Dort war etwas geschehen. Jemand hatte geheult, und es war wirklich nicht der Wind gewesen, sondern ein Lebewesen.

Mit eingezogenem Kopf betrachtete er das Innere. Wohl war ihm nicht in seiner Haut. Er fürchtete sich, aber er hätte es nie zugegeben.

Niemand griff ihn an, als er in das Innere schlich. Wenn die Gefahr tatsächlich im Dunklen lauerte, dann blieb sie auch dort und interessierte sich nicht für den Mann.

So seine Gedankengänge.

Er wunderte sich, wie groß der Durchmesser des Turms war. Von außen merkte man das nicht, und um den Turm herumgegangen war er noch nie.

Er blieb stehen und schaute über die Schulter. Deutlich sah er die offene Eingangstür im Mauerwerk. Ein helleres Viereck, ein sicherer Fluchtweg.

Da geschah es. Von oben her fuhr etwas Schwarzes auf ihn zu. Ein Wesen, das irgendwo in der dunklen Wand gelauert hatte. Es kam schnell wie ein Pfeil, und Victor drehte durch. Er riß seinen alten Sturmkarabiner hoch und drückte ab.

Krachend entlud sich der Schuß. Den Rückschlag der Waffe konnte er kaum abfangen, er hörte auch nicht, wie die Kugel in den Stein klatschte, weil ein grollendes Echo jedes andere Geräusch übertönte.

Das Wesen wischte davon. Es flog auf die Tür zu, und als der Mann ihm einen Blick hinterher warf, atmete er sichtlich auf. Kein Geist hatte ihn erschreckt, sondern ein normaler Vogel.

Wahrscheinlich eine Krähe. Er atmete auf - und wurde im nächsten Moment mit dem erneuten Schrecken konfrontiert.

Lachen!

Grell und gemein. Es schallte als vielfaches Echo und schauriger Chor von den nackten Wänden zurück und tönte grell in den Ohren des Mannes.

Aber nicht nur das Gelächter war zu hören, auch ein höhnisches Jammern und Schreien, ein verzweifelter Heulen, wie es nur Menschen in einer unendlichen Qual ausstoßen können.

Die Geräusche kamen von allen Seiten. Rechts und links, vorn und hinten.

Eine schaurige Melodie tönte durch den alten Hexenturm, und Victor drehte sich verzweifelt um die eigene Achse, weil er nach der Ursache des Gelächters suchte.

Da mußten doch welche sein. Da hatte sich jemand versteckt. Das Lachen und Schreien konnte doch nicht aus der Wand kommen!

»Wo seid ihr!« brüllte der Mann und drehte sich immer wilder.

»Wo seid ihr, verdammt? Gebt Antwort!« In seiner Panik tat er genau das Falsche.

Immer wieder zog er den Abzug zurück. Die Schüsse dröhnten durch das Gemäuer, vermischten sich mit den unheimlichen Geräuschen zu einem höllischen Inferno, das den guten Victor fast zum Wahnsinn trieb.

Plötzlich drehte sich nicht nur er selbst, sondern auch alles andere vor seinen Augen. Er verlor völlig die Orientierung und wußte nicht mehr, wo er genau stand. Das mörderische Karussell hielt ihn gefangen, und er taumelte immer wieder im Kreis, bis er nicht mehr konnte, so daß seine Beine nachgaben.

Schwer schlug er auf.

Mit der Stirn prallte er gegen einen scharfkantigen Stein. Blut quoll aus einer kleinen Wunde. Er merkte es nicht einmal. Victor lag auf dem Boden und hatte seine Hände gegen die Ohren gepreßt. Er konnte und wollte die schaurigen Geräusche nicht mehr hören.

Der Hexenturm war verflucht. Das merkte er deutlich. Am Anfang hatte er noch daran gedacht, daß jemand ein Tonband aufgestellt haben konnte, jetzt nicht mehr.

Dann verebbte das Gelächter. So schnell und plötzlich, wie es aufgeklungen war.

Es wurde still.

Bei Victor dauerte es eine Weile, bis er begriff, daß die Ruhe ihn wieder umfing. Zögernd nur löste er seine Hände von den Ohren, winkelte die Arme an und erhob sich.

Noch immer hatte ihn der Schwindel nicht völlig verlassen, und er taumelte. Dann bückte er sich und mußte zweimal zugreifen, um sein Gewehr in die Hand zu bekommen.

Mühsam brachte er es in die Höhe. Die Waffe fühlte sich auf einmal doppelt so schwer an. Mit beiden Händen mußte er sie fest-

halten. Zudem benutzte er sie als Stütze, um auf den Eingang zuzugehen und den Turm zu verlassen.

In Schweiß war er gebadet. Kalt fuhr der Wind gegen sein Gesicht und auch unter die Kleidung. Er riß den Mund auf und atmete schwer. Erst jetzt spürte er den Schmerz der kleinen Stirnwunde. Mit den Fingerspitzen tastete er darüber, schaute seine Hand an und sah die kleinen Blutstropfen.

»Dieser verdammte Turm! Er ist verflucht. Verflucht!« schrie er, hob den Arm und drohte mit der Faust, bevor er mit einem Schluchzen auf den Lippen in die Knie sank.

Stumm und drohend stand hinter ihm der Hexenturm. Wie ein finsterer Wächter aus uralter Zeit, der genau zu wissen schien, daß die blutigen Überraschungen erst begannen ...

Jack Adrian, genannt Karate-Jack, wohnte wirklich in keiner guten Gegend. Sie war so finster und mies, daß ich Angst um meinen Bentley bekam. Doch ich hatte in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn jetzt auch aufessen.

Düstere Straßen, nur wenige Laternen leuchteten. Die anderen waren Opfer wilder Zerstörungswut geworden. Die Scheinwerfer meines Wagens schufen helle Bahnen, enthüllten einen Teil des Elends und der Armut, das sich in diesem Straßenghetto ausgebreitet hatte.

Mir war bekannt, daß hier zahlreiche Kolonial-Engländer lebten. Farbige aus Übersee, die in London die große Chance gesucht und doch nicht gefunden hatten.

Jetzt verslumpten die Menschen. Arbeit fanden sie nicht. Es war keine da. Man lebte von der Hand in den Mund und von dem, was die Straße gab. Raub, Diebstahl, auch Mord.

Ich mußte langsam fahren. Die Straßen waren eng, manche winklig. Einmal sprang ein Betrunkener in das Licht der Scheinwerfer. Er schwenkte eine Flasche und lachte. Als er sah, daß ich nicht stoppte, torkelte er fluchend zur Seite und schimpfte hinter mir her. Im Innenspiegel sah ich, daß er nicht betrunken gewesen war. Vier seiner Kumpane lauerten in einer dunklen Einfahrt.

Karate-Jack wohnte in Nähe der Borough High Street. Die

Adresse fand ich sofort. Als der Bentley in die Straße einrollte, atmete ich ein wenig auf. Hier war es nicht ganz so düster wie noch ein paar Ecken weiter. Es gab ein Kino-Center, das mit einer grellen Reklame für sich warb, und ich sah auch einige Geschäfte. Kleine Läden, die alles mögliche verkauften. Ein Porno-Shop durfte natürlich nicht fehlen, und auch die Karate-Schule war zu erkennen. Als Leuchtstoffröhren-Figuren waren zwei Kämpfer über dem Eingang angebracht, die sich gegenseitig beharkten. Da das Licht an- und ausging, sah es aus, als würden sie sich bewegen und tatsächlich kämpfen. Ein netter optischer Gag.

Auch einen Parkplatz fand ich. Als ich den Wagen verließ und die Alarmanlage eingeschaltet hatte, wurden zwei Typen aufmerksam, die den Eingang der Karate-Schule besetzt hielten. Sie waren noch jung, strafften ihre Schultern und blickten mir lauernd entgegen.

Ich blieb vor ihnen stehen.

»Sind Sie Mitglied?« wurde ich angesprochen.

»Gehört ihr zu den Weißen Engeln?«

»Nein, zum Club.«

»Den Karate-Jack leitet?«

»Genau.«

Sie gaben sich wirklich sehr lässig. Wie manche James-Dean-Typen aus den fünfziger Jahren.

»Ist Karate-Jack im Club?« wollte ich wissen.

»Von uns kriegst du keine Antwort.«

Ich hob die Augenbrauen. »Meinetwegen kann ich euch auch eine Einladung zuschicken. Und zwar ins Yard Building, wenn euch das lieber ist!«

Sie schauten sich an. Die Leuchtreklame der Schule ließ ihre Gesichter fahl aussehen. »Ein Bulle.«

»Also, was ist?«

»Jack Adrian ist in seiner Bude.«

»Danke.«

Ich machte kehrt und ging. Adrian wohnte neben der Schule in einem alten Haus. Auch hier war der Eingang besetzt. Ein Typ mit einem Walkman auf den Ohren tanzte auf den Treppen herum. Mich sah der Knabe überhaupt nicht. Ich drückte mich an ihm vorbei und betrat das Haus.

In den ersten Stock mußte ich. Ich hatte eine Bruchbude erwartet, denn von außen sah der Kasten wirklich nach nichts aus. Aber ich sah mich getäuscht. Das Licht funktionierte, der Flur war sehr sauber, und das Holz der Treppe glänzte. Hier sorgte jemand für Ordnung. Ich stieg die Stufen hoch.

In der ersten Etage gab es zwei Türen, die nebeneinander lagen. An der linken entdeckte ich das Schild mit dem Namen Adrian. Ich schellte.

Sofort wurde geöffnet, und das Gesicht eines jungen Mannes schaute mich an. »Sie sind der Bulle, wie?«

»Genau.«

»Kommen Sie rein.«

Auf der Matte trat ich mir die Füße ab. Das Nachrichtensystem funktionierte bei den Leuten hervorragend. Eine weibliche Stimme rief: »Wer ist es denn, Jacky?«

»Besuch für mich, Mutter.«

»Ach so.«

Als ich die Tür schloß, wandte sich Adrian um. »Ich lebe mit meiner Mutter zusammen und pflege sie ein wenig. Seit einem Unfall sitzt sie im Rollstuhl.« Er lächelte und winkte ab. »Aber lassen wir das. Deshalb sind Sie nicht gekommen. Habe ich etwas angestellt?«

»Nein, Mr. Adrian.«

»Sagen Sie Jack.« Er zog die Augenbrauen zusammen. Man sah es ihm an, daß er den Kampfsport betrieb. Sein Körper wirkte durchtrainiert, geschmeidig, und unter dem blauen Trainingsanzug spielten die stark ausgeprägten Arm- und Beinmuskeln. Jack hatte ein schmales Gesicht, pechschwarzes Haar und trug einen Oberlippenbart. Seine Augen blickten offen, nicht verschlagen.

Er führte mich in sein Zimmer. Es war eine Mischung aus Fitneßraum und Büro. Regale und Schreibtisch bestanden aus hellem Kiefernholz. Die Sitzgruppe war mit beigem Leinenstoff bezogen. Auf dem kleinen Tisch lagen Stapel mit bedrucktem Papier, und in einer Ecke waren Hanteln und Expander aufgebaut sowie ein Hometrainer.

»Setzen Sie sich. Möchten Sie etwas trinken?«

»Wasser.«

Er grinste. »Aus der Leitung?«

»Wenn's geht, Mineralwasser.«

»Okay.« Er verschwand, ich hörte ihn mit seiner Mutter sprechen, dann kehrte er mit der Flasche und zwei Gläsern zurück. Während er einschenkte, stellte ich mich vor. »John Sinclair also«, sagte er nickend und drehte den Schraubverschluß wieder zu.

»Ein hoher Besuch, wirklich.«

»Sie kennen mich?«

»Man hört so einiges über Sie. Zudem sollen Sie ein fairer Mann sein. Cheerio.« Er hob sein Glas.

Auch ich trank. Bevor ich meine Fragen stellte, gab ich eine Erklärung ab. »Ich komme nicht, um Sie zu überprüfen, weil Sie oder Ihre Freunde etwas Unrechtes getan haben. Im Gegenteil, ich stehe Ihrer Arbeit positiv gegenüber, aber es sind da einige Punkte aufgetaucht, die ich gern geklärt hätte.«

Jack ließ sich ebenfalls in einen Sessel fallen. »Ehe Sie in die Vollen gehen«, sagte er, »möchte ich darauf hinweisen, daß ich nichts gegen meine Freunde aussage, das ihnen schaden könnte.«

»Das brauchen Sie auch nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Es geht um folgendes: Am heutigen Abend wurde ich von zwei Weißen Engeln überholt. Als wir an einer Ampel stoppen mußten, warf mir einer eine gelbe Rose auf die Kühlerhaube meines Wagens. Das ist normalerweise nicht schlimm, doch gegen gelbe Rosen bin ich momentan allergisch. Aus Gründen, die ich erst noch für mich behalten möchte, wenn Sie verstehen.«

»Kaum, aber weiter.«

»Meine Frage: Haben Sie irgend etwas mit diesen gelben Rosen zu tun?«

»Nein.«

Die Antwort kam sehr spontan, so daß ich ihn bat, noch einmal darüber nachzudenken.

»Wirklich nicht.«

»Also nichts mit einer gelben Rose?«

»Wirklich nicht, Oberinspektor. Ich wüßte auch keinen Club, der sich so nennt.«

»Haben Sie schon einmal den Namen Gordon Schreiber gehört?«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Oder Wikka?«

Er schaute mich an. »Wikka«, murmelte er. »Hört sich sehr seltsam an, finden Sie nicht auch?«

»Ja.«

»Wer ist das denn?«

»Im Augenblick spielt das keine Rolle. Ich hätte nur gern gewußt, ob Ihnen der Name bekannt ist.«

»Nein.«

»Und was ist mit den anderen Mitgliedern Ihrer Vereinigung? Haben die vielleicht etwas davon gehört?«

»Man müßte sie fragen.«

»Wo?«

Jack Adrian nahm einen Schluck.

»Das ist in der Tat das Problem. Wo kann man die anderen finden? Also hier nicht. Wir haben heute unseren freien Tag. Ich kümmere mich an diesem Abend immer um meine Mutter. Was die anderen machen, weiß ich wirklich nicht.«

»Sind sie gemeinsam weg?«

Er hob die breiten Schultern. »Alles ist möglich, wirklich. Ich weiß es nicht genau. Manchmal gehen sie in eine Flipperhalle und spielen eine heiße Kugel. Andererseits sind wir auch an den freien Tagen oft getrennt. Das kommt ganz darauf an.«

»Wie viele Mitglieder zählen die Weißen Engel?«

»Mit mir elf.«

»So viele?«

»Ja.«

»Können Sie mir die Namen geben?«

Er schaute mich an und grinste. »Da steckt doch etwas dahinter, Oberinspektor. Was haben die Jungen und Mädchen angestellt?«

»Nichts an sich. Ich muß nur jeder einzelnen Spur nachgehen, das verstehen Sie doch.«

»Klar.« Er grinste weiter. »Irgendwie gefallen Sie mir, Mr. Sinclair. Ehrlich, ich werde Ihnen die Namen der Mitglieder aufzählen.« Er tat es. Ich hörte genau zu und erfuhr, daß auch zwei Mädchen zu den Weißen Engeln gehörten.

»Die haben wir buchstäblich aus der Gosse geholt«, erklärte mir der junge Mann, den ich auf 21 Jahre schätzte. Lilian Day ist eine

Weiß. Dahlia Serranos Wiege hat in der Karibik gestanden. Als das Mädchen zwei Jahre alt war, kamen seine Eltern hier nach London.«

»Aber einen Namen haben Sie vergessen.«

»Wieso?«

Ich lächelte. »Es waren nur zehn, wobei Sie sich mitgezählt hatten.«

»Stimmt, ich habe wirklich einen nicht genannt. Er ist erst vor knapp vier Wochen zu uns gestoßen und paßt eigentlich nicht hierher, weil sein Vater schwer Geld hat. Der Junge heißt Harry Gering. Er wohnt sogar außerhalb von London, und sein Alter hat ...« Er sprach plötzlich nicht mehr weiter, schaute mich mit halb offenem Mund an und hatte seine Stirn gekraust.

»Was ist?«

»Daß ich nicht sofort darauf gekommen bin«, murmelte er.

»Auf was, bitte?«

»Harrys Vater, der alte Gering, ist ein ziemlich bekannter Mann. Er besitzt eine Gärtnerei und gehört zu den berühmtesten Rosenzüchtern der Insel. Sie haben doch vorhin von Rosen gesprochen - oder?«

Das hatte ich in der Tat. Rosen also. Verdammt, das war die heiße Spur, das Verbindungsglied zwischen den White Angels und den blutigen Rosen.

»Merken Sie was?« fragte mich der junge Mann.

»Ein wenig.«

Jack Adrian sprang auf. »Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Harry etwas damit zu tun haben könnte. Ich meine, mit Ihrem Fall. Bevor er zu uns kam und akzeptiert wurde, haben wir ihn wirklich auf Herz und Nieren geprüft, das können Sie mir glauben.«

Ich nickte. »Natürlich, Jack, ich glaube Ihnen. Aber können Sie auch in den Kopf eines Menschen hineinsehen?«

»Natürlich nicht.«

Da schrillte das Telefon. Der Apparat stand in der Diele, und Jack mußte das Zimmer verlassen. Ich wartete so lange und leerte mein Glas. Dieser Besuch hatte mir sehr weitergeholfen. Harry Gering war für mich jetzt eine heiße Spur, die ich auf keinen Fall erkalten lassen durfte.

Ich hörte Adrian sprechen, verstand allerdings nicht, was er sagte. Auch glaubte ich, ein schluchzendes Geräusch zu vernehmen, und als Karate-Jack zurückkam, waren seine Schritte schlurfend. Im Türrechteck blieb er stehen. Er war bleich im Gesicht. Wangen und Lippen zitterten. In seinen Augen schimmerten Tränen, und er wankte zur Seite, bis er sich am Türfutter abstützen konnte.

Ich sprang auf. »Was haben Sie?«

Er schüttelte den Kopf und schlug die Hände vor sein Gesicht.

Ich vernahm, wie er ein paarmal gepreßt »Nein, nein!« murmelte.

Obwohl mir selbst die Spannung unter den Nägeln brannte, ließ ich mir Zeit. Schließlich fragte ich: »Was ist denn geschehen, das Sie so fertigmacht?«

Seine Hände sanken herab. Mit tonloser Stimme erwiderte er:

»Ich habe Ihnen doch vorhin von den beiden Mädchen erzählt, nicht wahr?«

»Ja, das haben Sie.«

»Eines davon lebt nicht mehr. Lilian Day. Sie - sie ist tot. Man hat sie ermordet!« schrie er ...

An Szenen wie diese konnte ich mich nie gewöhnen. Das waren die Scheinwerfer, die ihr kaltes Licht auf den Straßenbelag warfen und grausam jedes Detail hervortreten ließen. Mir kam es immer vor, als würde man die Ruhe eines Toten stören.

In diesem Fall war es eine junge Frau.

Nein, ein junges Mädchen. Neunzehn Jahre alt, eiskalt umgebracht durch einen Messerstich.

Die Leiche lag vor dem Eingang zu einer U-Bahn-Station. Der rechte Arm war ausgestreckt, und die Hand hing über der obersten Kante der Stufe.

Die Männer der Mordkommission verrichteten schweigend ihre Arbeit. Polizisten hatten einen Sperring gebildet, um die Gaffer möglichst weit vom Tatort wegzuhalten.

Ich hatte Jack Adrian mitgenommen. Er konnte die Tote gleichzeitig identifizieren. Jetzt stand er etwas außerhalb, hielt den Kopf gesenkt und starrte auf das feuchte Pflaster.

Auch der U-Bahn-Eingang war abgesperrt worden. Die

Fahrgäste mußten einen anderen nehmen. Beamte der Mordkommission machten sich auf die Suche nach Zeugen.

Natürlich fanden sie keine. Niemand hatte etwas gesehen.

Entdeckt worden war die Tote von Schichtarbeitern, die sich auf dem Weg nach Hause befanden.

Ich zündete mir eine Zigarette an und sah zu, wie die Leiche abgedeckt wurde. Der Arzt hatte seine ersten Untersuchungen abgeschlossen, und auch die Aufnahmen des Fotografen befanden sich im Kasten. Für die Männer der Mordkommission war es Routine, für diejenigen, die unmittelbar betroffen waren, nicht. Jack Adrian litt unter dem Mord. Er war kaum ansprechbar. Ich ließ ihn deshalb in Ruhe.

Zwei Männer hievten die Tote in eine graue Wanne. Sie bestand aus Kunststoff und war ein unwürdiges Transportmittel.

Mit leerem Blick starrte Jack Adrian den Männern hinterher und schüttelte dabei den Kopf, als könnte er es noch immer nicht begreifen. Ich sprach ihn an.

»Haben Sie eine Erklärung, Jack?«

»Nein.«

»Ein Racheakt?«

Er hob die Schultern. »Das ist natürlich möglich. Wir haben manchem auf die Zehen getreten. Dealern und Gangstern.

Vielleicht mußte es einmal so kommen.« Mit einem Ruck warf er sein Haar nach hinten. »Aber eins schwöre ich Ihnen, Oberinspektor. Diesen Mörder werden wir kriegen, und dann gnade ihm Gott.«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Rachetour auf eigene Faust. So etwas bringt nichts.«

»Nichts, sagen Sie?« Er nickte wild. »Doch, es bringt etwas.

Diese verdammten Halunken sollen merken, daß mit uns nicht zu spaßen ist«, knirschte er. »Nichts gegen Sie oder Ihre Kollegen. Aber manchmal sind wir besser als die Polizei.«

»Sie begeben sich nicht nur auf ein gefährliches Pflaster, Jack, Sie machen sich gleichzeitig noch unglücklich, glauben Sie mir. Ein privater Rachefeldzug hat noch keinem etwas genützt. Ich habe da meine Erfahrungen.«

»Sie reden wie alle Bullen!«

»Jack, lassen Sie es nicht soweit kommen, daß Sie sich auch

gegen uns stellen. Noch haben Sie das Wohlwollen der Polizei. Ich verspreche Ihnen, daß ich den Mörder finde.«

Er lachte bitter und warf seinen Kopf zurück. »Was glauben Sie, wie oft ich das schon gehört habe. Zahlreiche Bullen haben mir erzählt, daß sie die Dealer schnappen wollen. Was ist dabei herausgekommen? Nichts. Die Rauschgift Händler liefen nach wie vor frei herum und verkauften ihr verdammtes Gift. Unsere Methoden sind da besser, und ich spreche da aus Erfahrung.«

»Wenn es nun kein Dealer war?«

»Wieso?«

»Es ist möglich, daß jemand anderer der Mörder von Lilian Day ist. Oder nicht?«

»Wer sollte denn ein Interesse daran haben, sie zu töten?«

»Sie wissen selbst, mit welchen Fällen ich mich beschäftige.«

»Ja, mit irgendwelchem okkulten Kram.«

»Genau, bleiben wir ruhig dabei. Dieser okkulte Kram kann sehr gefährlich werden. Ich meine dies nicht nur, sondern bin sogar überzeugt davon, daß ganz andere Personen hinter dem Mord an Lilian Day stecken. Eine gefährliche Gruppe, die ich zu bekämpfen habe und die vielleicht sogar mit den Weißen Engeln in Verbindung steht.«

Jack holte tief Luft. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben?«

»Das weiß ich.«

»Sie unterstellen mir tatsächlich, daß meine Gruppe mit irgendwelchen Mördern zusammenarbeitet? Das ist eine Ungeheuerlichkeit. Wenn Sie kein Polizist wären, dann ...«

»Beruhigen Sie sich«, erwiderte ich. »Bleiben Sie ganz ruhig, Jack.« Seine Haltung hatte sich gestrafft. Er sah aus, als wollte er mir an die Kehle. Plötzlich machte er auf dem Absatz kehrt und rannte davon. Ich rief ihm noch nach, doch er wollte nicht hören. Nachdenklich hob ich die Schultern. Es hatte einmal so weit kommen müssen. Diese Gruppen, so ehrenvoll ihre Aufgabe auch war, drehten durch, wenn ein Gewaltverbrechen an einem ihrer Mitglieder verübt wurde. So begaben sie sich ins Abseits. Auch die Mordkommission dampfte wieder ab. Zurück blieb ich. Mein Bentley stand auf der Verkehrsinsel des U-Bahneingangs. Allmählich verstreuten sich auch die Neugierigen.

Ich ging zu meinem Wagen und setzte mich hinter das Lenkrad. Der Besuch bei Jack Adrian hatte sich wirklich gelohnt, denn meiner Ansicht nach hielt ich den Anfang eines roten Fadens in der Hand. Und dieser Anfang hatte einen Namen.

Harry Gering.

Sein Vater züchtete Blumen. Er war Jacks Aussage nach einer der größten Gärtner Englands. Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich ihn nicht fand.

Ein Telefonbuch hatte ich natürlich nicht griffbereit, deshalb setzte ich mich mit unserer Zentrale in Verbindung und ließ mir die Adresse der Familie Gering heraussuchen.

Es gab zwei.

Einmal eine in London und eine zweite außerhalb der Stadt, wo sich auch die Gärtnerei befand.

Henley-on-Thames hieß der kleine Ort, in dessen Nähe sich der Geringsche Betrieb befand. Für mich stand fest, daß ich noch in der Nacht eine kleine Reise unternehmen würde ...

Victor hatte sich wieder erholt!

Er kniete nicht mehr am Boden und war zu seinem Fahrrad gewankt. Seine Hände umkrampften die Lenkstange so hart, daß die Knöchel weiß hervortraten. In seinem Gesicht zuckte es. Die Zunge fuhr aufgeregt über die Lippen, und am Rücken spürte er wieder den Druck seines Karabiners. Fast hätte er die Waffe in seiner Panik leergeschossen. Ein Ersatzmagazin trug er nicht bei sich.

Es kostete ihn Mühe, den Kopf zu drehen und den Hexenturm mit einem scheuen Blick anzuschauen. Dabei rieselte eine Gänsehaut über seinen Rücken. Wenn er berichtete, was er erlebt hatte, würde ihm das kein Mensch glauben. In diesen Mauern hauste in der Tat das Grauen. Die alten Geschichten stimmten, die Leute hatten wirklich nicht gelogen. Der Hexenturm war verflucht.

Victor fühlte sich nicht mehr in der Lage, auf sein Fahrrad zu steigen. Er war zu schwach, der Schock des Erlebten steckte noch in seinen Gliedern. Deshalb schob er den Drahtesel vor sich her, denn seine Aufgabe hatte er nicht vergessen. Er wollte die

Gärtnerei nach einem Dieb absuchen. Der Turm war leer, da hatte sich keiner versteckt, zudem wäre er von den unheimlichen Geschehnissen leicht vertrieben worden.

Nicht weit hinter dem Turm begann das Gelände der Gärtnerei. Es war eingezäunt. Ein grüner Maschendrahtzaun umlief es. Er erreichte in seiner Höhe etwa die zweimalige Größe eines ausgewachsenen Menschen.

Vorhin, als Victor den Turm betrat, war der Wind steif gegen seinen Körper gefahren, als hätten fremde, unheimliche Mächte ihn dirigiert. Jetzt flaute er ab. Nur noch der normale Nachtwind wehte über die weite Landschaft.

Der Mond war auch nicht mehr zu sehen. Victor befand sich allein in der seltsamen grauen Dunkelheit.

Er bewegte sich an der Ostseite des Geländes entlang. Einen Weg gab es hier nicht.

Victor schritt über das Gras einer Weidefläche, auf der im Sommer die Kühe weideten.

Vom Ort war nichts zu sehen. Er lag jenseits der Gärtnerei in einer kleinen Senke. Das etwas ansteigende Gelände hier schützte ihn auch gegen das Hochwasser der Themse.

Wenn sich Victor auf die Zehenspitzen stellte und über die jenseits des Zauns eingepflanzten Gewächse blickte, dann sah er schon die schrägen Dächer der beiden Treibhäuser. Trotz der herrschenden Dunkelheit glänzten sie matt.

Er wollte nicht den Haupteingang nehmen, sondern den kleineren an der Ostseite. Victor besaß für sämtliche Eingänge die Schlüssel. Die kleinen Tore bestanden aus Metallstäben. Zwischen den Verstrebungen spannte sich grünes Drahtgeflecht.

Sein Fahrrad ließ der Mann stehen, als er das Tor erreichte. Er suchte den passenden Schlüssel hervor und öffnete.

Die kleine Tür quietschte in den Angeln, als er sie nach innen drückte und das Gelände betrat.

Schachbrettartig waren die Wege angelegt. Dazwischen befanden sich die großen und kleinen Felder, auf denen all das wuchs, was in der Gärtnerei verkauft wurde.

Es war ein gewaltiges Gebiet, das Gering sein Eigentum nannte. Für ein Butterbrot hatte er es damals gekauft und diese wirklich großzügigen Anlagen gebaut.

Victor schlug den linken Weg ein. Dort standen die beiden großen Treibhäuser, unter deren Dächern die Rosen gezüchtet wurden. Sie befanden sich auch nicht weit von dem Geschäftshaus und den Verkaufsräumen der Gärtnerei entfernt. Beides war ebenfalls in flachen Gebäuden untergebracht, aus Stein errichtete Verkaufsbaracken.

Sein Gewehr hatte Victor wieder von der Schulter genommen. Angst verspürte er nicht mehr, denn nicht zum erstenmal ging er des Nachts über das einsam daliegende Gelände. Von den Dieben hatte er noch keine Spur entdeckt. Seiner Ansicht nach würden sie erst gegen Mitternacht erscheinen, wenn sie sicher sein konnten, daß die meisten Menschen schliefen. So jedenfalls stand es immer in den Büchern, die Victor des öfteren las.

Bevor er das erste Treibhaus betrat, prüfte er die Türen des Verkaufsgebäudes.

Sie waren verschlossen. Mit einer Taschenlampe leuchtete er die Schlösser ab. Keine Kratzer zu sehen. Daran hatte sich wirklich niemand zu schaffen gemacht.

Zufrieden nickte er und schritt weiter. Er ging jetzt über den kleinen Platz, wo die rostigen Fahrradhalter standen, und lenkte seine Schritte dem Treibhaus entgegen.

Erst wenn man es betreten hatte, erkannte man seine wahre Größe. Von außen sah es wesentlich kleiner aus.

Er öffnete die Tür.

Sie war aus Leichtmetall gefertigt und quietschte in den Angeln, als er sie aufschob. Zudem schabte sie noch mit der Unterseite über den Fußboden. Zwischen Beton und Metall hatten sich winzige Steine festgeklemt.

Der Lampenstrahl stach in die Dunkelheit. Er zerschnitt sie regelrecht, und als Victor die Tür hinter sich zuzog, da umging ihn eine andere Welt.

Die Luft war feucht. Sie legte sich beim Atmen schwer auf die Lungen. Zudem war sie angefüllt mit einem nahezu betäubenden Duft, den Victor regelrecht schmecken konnte, als er ihn einatmete.

In der Mitte des Treibhauses gab es einen langen Gang. Rechts und links standen erhöht die Beete mit den Rosen. Es waren wirklich Tausende von Blüten, und alle schimmerten in einem satten

Gelb. Zudem liefen auf dem Boden Wasserschläuche entlang, und unter der Decke, wo sich die beiden Schrägen der Dachhälften trafen, schimmerten zwei dicke weiße Kabel. Die Lampen innerhalb des Treibhauses waren durch Gitter geschützt, und weiter hinten klang das eintönige Brummen der Klimaanlage, die die Temperatur konstant hielt.

Die gläsernen Seitenwände wiesen keinerlei Beschädigungen auf. Wenn die Diebe das Treibhaus betreten hatten, dann immer durch die Tür. Zudem war es leicht, sich von einem einfachen Schloß einen Nachschlüssel herstellen zu lassen.

Victor hatte sich schon einen Plan zurechtgelegt. Er wollte dort auf die Diebe warten, wo die Rosen gefehlt hatten. Das war so ziemlich am Ende des ersten Treibhauses.

Noch war es zur Hälfte gefüllt. Hier wuchsen sowieso die prächtigsten Rosen, und Victor ging davon aus, daß sich der oder die Diebe auch noch die anderen holen wollten.

Er schaltete die Lampe aus, denn er war in diesem Treibhaus praktisch zu Hause. Auch im Dunkeln fand er sich zurecht und konnte sich bewegen, ohne irgendwo anzustoßen.

Während er durch den Mittelgang schritt, blickte er immer wieder nach rechts und links, um sich die herrliche gelbe Pracht anzusehen.

Die roten Rosen und die exzellenten Züchtungen befanden sich im zweiten Treibhaus. Vor allen Dingen hatten die Züchtungen es seinem Chef angetan. Da waren völlig andere Farbkombinationen entstanden, ein sattes Orange oder ein zartes Lila.

An das Summen der Klimaanlage hatte sich der Mann längst gewöhnt. Er hörte es gar nicht mehr, sondern achtete jetzt auf andere, fremde Geräusche.

Nichts rührte sich. Nur seine eigenen Schritte waren zu vernehmen. Schließlich erreichte Victor das Rosenfeld, von dem die Blumen gestohlen worden waren.

Die kleine Tür an der Rückseite konnte er fast mit der Hand greifen, wenn er mit ausgestrecktem Arm neben dem Feld stehenblieb. Die anderen Rosen waren noch vorhanden. Niemand hatte sie während des vergangenen Tages und auch der Abendstunden gestohlen. Nebeneinander standen sie in der lockeren Erde, die mit gutem Dünger vermischt worden war.

Die Erde stammte aus der Umgebung. Auch über sie wußten die Menschen in Henley-on-Thames eine Geschichte. Angeblich sollte sie mit dem Blut der getöteten Hexen getränkt worden sein. Aus diesem Grund wuchsen die Blumen besonders prächtig. Daran hatte Victor nie geglaubt, doch wenn er sich an die Sache im Hexenturm erinnerte, konnte er schon zu zweifeln anfangen. Stehenbleiben wollte er die Stunden über nicht. Deshalb zog er sich einen alten Hocker heran, blies den Staub von der Sitzfläche und nahm Platz.

Das Gewehr stellte er zwischen seine Beine. Nach wenigen Minuten schon merkte er, daß die Jacke bei dieser Temperatur zu sehr wärmte. Er zog sie aus.

Wenn er den Kopf in den Nacken legte und nach oben schaute, dann konnte er durch das Dach blicken. Es war vor wenigen Tagen gereinigt worden und deshalb ziemlich klar. Er sah den Himmel und die düsteren Wolken, die der Wind langsam über das weite Firmament trieb. Es war schon unheimlich, hier zu sitzen und darauf zu warten, daß etwas geschah, besonders deshalb, weil dieser Boden und die unmittelbare Umgebung eine blutige Vergangenheit hatte.

Daran wollte Victor nicht denken, sonst verließ er aus lauter Angst noch seinen Posten.

Er schaute auf die Uhr.

Noch eine Stunde bis Mitternacht. Wenn die Diebe wirklich kamen, hatten sie sich bestimmt schon auf den Weg gemacht. Victor grinste hart. Die würden sich wundern. Er schaute auf die Mündung seines Karabiners. Mit heißem Blei wollte er sie empfangen, zwar nicht erschießen oder verletzen, sondern vertreiben. Ja, so wollte er es machen.

Dann zuckte er zusammen.

Er hatte ein Geräusch gehört. Ein hohes, feines Singen, oder war es schon ein Wehklagen gewesen?

Genau wußte er es nicht zu sagen, und er nahm eine angespannte Sitzhaltung ein, um zu lauschen.

Etwa in Kopfhöhe befanden sich die Rosen. Als er sich jetzt konzentrierte, da glaubte er tatsächlich, dieses hohe Singen wäre dort aufgeklungen.

Blumen, die singen?

Er wollte lächeln, doch es zerfaserte, und der Mann verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. Die Innenflächen seiner Hände wurden schweißfeucht, und er stemmte sich langsam in die Höhe, wobei er sich am Gewehrlauf abstützte.

Nach seinem Erlebnis im Turm hielt er alles für möglich, und er neigte seinen Kopf vor, um in die Blütenkelche hineinzuschauen. Sie sahen normal aus. Nur etwas hatte sich verändert. Die Blumen wiegten sich hin und her, als würden sie einer unhörbaren Melodie gehorchen.

»Das - das ist doch nicht möglich«, murmelte Victor. »Ich - ich glaube, ich spinne.« Er drehte den Kopf und schaute über die anderen Rosenfelder.

Sie standen ruhig. Da war nichts, was sie bewegte. Nur die Rosen direkt vor seinen Augen schlangen hin und her.

An eine unnatürliche Erklärung wollte er nicht glauben, deshalb feuchtete er seinen rechten Zeigefinger mit der Zunge an und streckte ihn in die Höhe, um zu prüfen, ob nicht doch Wind durch das Treibhaus fuhr.

Er merkte nichts.

Aber die verdammten Rosen schlangen von einer Seite zur anderen. Da stimmte doch etwas nicht.

Vorsichtig führte er die Hand an eine Blume. Mit zwei Fingern nur faßte er zu, drückte das Blütenblatt zusammen und vernahm plötzlich einen Schrei.

Er war aus der Blüte gedrungen!

Für eine winzige Zeitspanne schien der Mann regelrecht einzufrieren, dann zog er seine Hand so heftig zurück, als hätte er einen Stromstoß erhalten.

Die Blume hatte geschrien!

Weshalb? Weil er sie angefaßt und ihr vielleicht Schmerzen zugefügt hatte? Man schrie nur, wenn man Schmerzen verspürte. Ja, ein Mensch, aber keine Blume.

Schließlich war sie nur ein Gewächs.

»Verflucht!« stieß Victor hervor und wischte über seine Stirn, weil sich dort Schweiß angesammelt hatte. »Diese verdammten Rosen bringen mich noch um den Verstand.« Er glaubte, mit der letzten Entdeckung die Schrecken erkannt zu haben, aber er sollte sich irren. Es lauerten noch ganz andere Dinge auf ihn. Was er

eben erlebt hatte, war nicht mehr als ein kleines Vorspiel. Mit fünf abgespreizten Fingern wischte er über sein Gesicht und knetete mit den Kuppen die Haut. Er blickte auch durch die Öffnungen und sah, daß sich die Rosen verändert hatten.

Auf schaurige Art und Weise sogar.

Sie spieen eine rote Flüssigkeit, die dicht und träge aus ihren Kelchen rann und nur eins sein konnte.

Blut! Blutige Rosen!

Victor konnte es nicht fassen. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Rosen, aus deren Kelchen Blut tropfte! Das war einmalig, das gab es nicht, das war Hexerei. Jawohl, Hexerei. Nicht nur der Turm war verflucht, sondern auch das Gelände der Gärtnerei. Hier lauerte das Böse, das Unheimliche, und er, Victor, war mitten hineingeraten in den Strudel des Schreckens.

Nicht nur aus einer Blume strömte das dicke, zäh wirkende Blut. Es füllte schon bald die gesamten Kelche aus, strömte über und lief an den Rändern entlang nach unten. Dabei konnte es sich nicht halten. Als dicke Tropfen klatschte es nach unten, fiel auf die grünen Blätter, die sich wegen des Gewichts durchbogen, und landete schließlich auf dem Boden, wo es in der lockeren Erde versickerte, damit es sich sammeln konnte, um anschließend wieder in die Stengel zu steigen, wo der makabre Kreislauf von vorn beginnen konnte.

Victor wußte sich keinen Rat mehr und schlug hastig ein Kreuzzeichen. So wollte er dem Teufelsspuk begegnen. Aber das Blut strömte weiter und hatte nun jede einzelne Blüte erfaßt.

»Nein!« keuchte er. »Nein, das halte ich nicht aus. Das kann nicht sein.« Er machte auf dem Absatz kehrt, ließ sein Gewehr stehen und rannte den Weg zurück, den er gekommen war.

Wie von Furien gehetzt, brachte er genügend Distanz zwischen sich und das makabre Rosenfeld. Er kannte den Weg zwar sehr gut, doch nun geschah das, was ihm zuvor noch nie passiert war. Er stolperte, verlor den Halt und fiel hin.

Mit der Hüfte rammte er noch einen der erhöht stehenden Blumenkästen, bevor er sich auf dem Boden überrollte, abstützte und wieder auf die Füße kam. Den Schmerz an der Hüfte verbiß er sich, er wollte nur weg, raus aus diesem Treibhaus des Teufels.

Mehr stolpernd als gehend näherte er sich dem rettenden Ausgang. Wenn er einmal an der Luft war, dann brachten ihn keine zehn Pferde mehr zurück. Da interessierte ihn auch nicht der Auftrag, er wollte nur weg von diesem Ort.

Den Schatten sah er, als es fast zu spät war. Hochgewachsen stand er vor ihm. Zuerst glaubte er an eine Täuschung, doch als er fast gegen ihn gerannt wäre, da erkannte er, daß es ein Fremder war.

Dumpfe Schreie drangen aus seinem Mund, als er stoppte und beide Arme hochwarf.

Der Fremde stand dort wie ein Denkmal. Sein Gesicht lag im Schatten, nur in Höhe des Kinns schimmerte die Haut ein wenig bleich. Zudem hielt er etwas in der Hand, was Victor nicht genau erkennen konnte. Erst als der Mann den rechten Arm senkte, sah er das Unglaubliche.

Der Fremde hielt einen Rosenstrauß. Doch nicht Blüten wuchsen an den stacheligen Stengeln, sondern kleine Menschenköpfe.

Jane Collins dachte nicht im Traum daran, zu Hause zu warten und einfach Däumchen zu drehen. Das hätte John Sinclair so passen können. Nein, da wollte sie auch ein Wörtchen mitreden. Obwohl sie es eilig hatte, ließ sie sich Zeit zum Nachdenken. Sie zündete sich eine Zigarette an und überlegte. Wenn John so darauf drängte, daß sie sich heraushielt, hatte er seinen Grund, der meist nur ihm gefiel, nicht den anderen. Das wiederum hatte Jane Collins gar nicht gern, die sich als sehr selbständig bezeichnete. Zudem hatte sie noch mit Gordon Schreiber ein Hühnchen zu rupfen, denn schließlich stand er hinter der Sache und wahrscheinlich auch Wikka, die Oberhexe.

Die beiden sollten sich wundern.

Zudem hatte John Sinclair ihr unbewußt einen Gefallen getan und ihr wirklich geholfen. Er hatte die Weißen Engel erwähnt. Zwischen ihnen und den blutigen Rosen mußte es eine Spur geben. Auch Jane kannte die Engel, ihren Anführer sogar persönlich. Den wollte sie aufsuchen und mit ihm reden.

Leider hatte sie den Namen vergessen. Auch bei intensivem Nachdenken kam sie zu keinem Resultat. Es blieb ihr nichts ande-

res übrig, als alte Fälle durchzuforschen. Die Unterlagen darüber verwahrte sie in ihrem Büro auf. Sie waren versteckt in einem modernen Wandtresor.

Jane öffnete den Tresor und fand die beiden Karteikästen unbeschädigt vor. Bei den alten Fällen hatte sie sich immer auf das gerade Notwendigste beschränkt, das heißt, sie hatte Namen aufgeschrieben und den zurückliegenden Fall in Stichworten skizziert.

Tatsächlich existierte das Stichwort Weißer Engel. Hastig las Jane durch, was sie notiert hatte. Da war der Name des Anführers geschrieben. Sogar die Adresse stand dabei, nebst Telefonnummer. Er hieß Jack Adrian. Spitzname Karate-Jack. Jane stellte die Karte wieder in den Kasten und verstaute ihn im Tresor. Vom Büro aus rief sie bei Adrian an. Sie hatte die Schreibtischleuchte eingeschaltet, in deren Licht ihr Gesicht seltsam bleich wirkte.

Bei Adrian meldete sich niemand. Mit enttäuschem Gesicht legte Jane auf. Dann erinnerte sie sich an eine Notiz, die sie ebenfalls vorhin gelesen hatte. Jack Adrian betrieb eine Karate-Schule. Ob er vielleicht dort zu finden war?

Jane Collins überlegte nicht mehr lange, sondern setzte ihre Idee sofort in die Tat um. Sie verließ die Wohnung, nachdem sie Mantel und Handtasche genommen hatte, und fuhr nach unten in die Tiefgarage, wo ihr alter, aber frasierter VW stand. Dabei hatte sie es sehr eilig. John Sinclair brachte es tatsächlich fertig und schickte ihr einen Aufpasser vor die Wohnung. Diesen Blicken wollte sie entgehen. Wenn der Mann kam, konnte er warten, bis er schwarz wurde. Sie wollte sich selbst auf die Suche nach Gordon Schreiber machen. Diesmal, das schwor sie sich, würde sie niemand überbügeln.

Der Motor eines VWs ist immer laut. Auch Janes bildete da keine Ausnahme. Sie kurvte aus der Tiefgarage und schaute sich erst nach Verfolgern oder Aufpassern um.

Da war nichts zu sehen. Der spätabendliche Verkehr lief wie am Fließband an ihr vorbei.

Jane Collins wartete, bis eine Lücke frei war, und rollte dann mit ihrem VW hinein. Sofort schaltete sie höher. Aus dem Doppelauspuff stießen blaugraue Wolken, dann waren nur noch die Heckleuchten des Käfers zu sehen.

Jane wollte die Southwark Bridge nehmen, um an das südliche Ufer der Themse zu gelangen. Sie blieb dabei immer in Nähe des Flusses und kurvte nicht erst durch die City.

Daß sie es eilig hatte, war an ihren manchmal riskanten Überholmanövern zu erkennen.

Auf der Brücke herrschte kaum Verkehr. In Gegenrichtung fuhren allerdings mehr Fahrzeuge. Die meisten wollten weg aus Southwark, einem armen Stadtteil der Millionenstadt, in den man wirklich keine Touristen führte.

Jane kannte sich aus. Es war nicht der erste Fall, der sie in diese Gegend führte. Allerdings mußte sie trotzdem im Wirrwarr der Straßen achtgeben, daß sie sich nicht verfuhr. Sie schaute zweimal auf dem Stadtplan nach, um die richtige Adresse zu finden.

Schließlich hatte sie es geschafft. Sie rollte mit ihrem VW in die Straße ein, wo Jack Adrian wohnte. Die Leuchtschrift der Karate-Schule stach ihr sofort ins Auge. Dort hoffte sie, den jungen Mann zu finden. Während sie langsam fuhr und nach einem Parkplatz Ausschau hielt, füllte sich der Innenspiegel mit Licht. Ein Taxi fuhr hinter ihr. Seine Lichtlanzen hellten das Innere des VWs auf. Jane wurde von dem Taxi überholt, das ein paar Yards weiter links an den Straßenrand fuhr und stoppte.

Eine Tür schwang auf, als sich Jane mit dem Wagen auf gleicher Höhe befand. Den Fahrgast, der den Wagen verließ, kannte Jane Collins. Es war Jack Adrian.

Sofort kurbelte Jane die Scheibe nach unten und rief den Namen des Mannes, bevor Adrian im Hauseingang verschwinden konnte. Vor der Treppe drehte er sich um.

Das Taxi fuhr weiter und versperrte nicht mehr die Sicht. Jane Collins winkte. »Mr. Adrian, ich muß mit Ihnen reden.«

Selbst aus dieser Entfernung erkannte Jane, wie sich das Gesicht des jungen Mannes verzog, weil es im Streulicht einer Laterne lag. Er zögerte, doch Jane ließ nicht locker. Sie stemmte den Wagenschlag auf und stieg aus.

»Mr. Adrian, bitte.«

Auch andere Personen waren aufmerksam geworden. Zwei junge Männer schlenderten schon über die Straße, doch Jack Adrian verscheuchte sie. Dafür kam er näher.

»Erkennen Sie mich nicht?« fragte Jane Collins und lächelte.

Karate-Jack blieb auf der Fahrbahnmitte stehen. Er runzelte die Stirn. Leicht hob er die rechte Hand, dann verzogen sich seine Lippen. »Klar erkenne ich Sie. Jane, nicht wahr?«

»Genau. Jane Collins.«

»Beruf Detektivin.«

»Stimmt.«

Da lachte der junge Mann, streckte seinen Arm aus, reichte Jane erst die Hand und umarmte sie. »Der einzige Lichtblick dieses Abends«, stellte er fest.

»Wieso?«

Karate-Jack trat zurück und winkte ab. »Das ist eine lange und verdammt unangenehme Geschichte.«

»Vielleicht stimmt sie mit meiner überein.«

»Sind Sie dienstlich hier, Jane?«

»Ja, Jack, ich wollte mit Ihnen reden.«

Adrian nickte. »All right, dann bitte. Wo sollen wir sprechen? Bei mir?«

»Vielleicht müssen wir eine kleine Reise unternehmen«, meinte Jane. »Ich an Ihrer Stelle würde einige Vorsorge treffen.«

Obwohl Jane nichts Konkretes gesagt hatte, blitzte es in den Augen des jungen Mannes auf. »Ich verstehe«, dehnte er, machte dann kehrt und lief wieder über die Straße. »Warten Sie auf mich!« rief er im Weglaufen. »Es dauert nur ein paar Sekunden.«

Das war zwar leicht übertrieben, denn aus den Sekunden wurde über eine Minute, dann jedoch war er wieder da. Jack trug seine weiße Jacke mit der Aufschrift White Angels. Jane hatte die Beifahrertür des Wagens schon aufgestoßen, und Adrian nahm Platz.

»Was ist denn?« fragte er.

»Können wir woanders hinfahren?«

»Warum?«

»Ich möchte nicht, daß man uns sieht.«

Adrian nickte. »Mit Ihnen fahre ich bis zum Südpol, Jane.« Dann wurde sein Gesicht ernst. »Verdammt, ich scherze hier herum, und in dieser Nacht ist einer unserer Freunde umgebracht worden. Durch einen Messerstich.«

»Wer war es?« fragte Jane leise.

Der junge Mann lehnte sich zurück und preßte seinen

Hinterkopf gegen die Nackenstütze. »Ein Mädchen. Neunzehn Jahre jung- Sie hieß Lilian Day.«

»Wo ist es geschehen?«

»Nicht weit von hier an einer U-Bahn-Station. Ich war da, ein Polizist hat mich mitgenommen. Vielleicht kennen Sie ihn sogar. John Sinclair lautet sein Name.«

»Und ob ich den kenne. Verflixt gut sogar.«

»Was ist er für ein Typ?«

Jane lächelte fein. »Der ist in Ordnung, hat allerdings seine Prinzipien, die ich im Moment umgangen habe. Ich glaube, Jack, daß wir beide an demselben Fall basteln.«

»Das wäre ein Ding.«

Jane fuhr und richtete sich nach den Ratschlägen des neben ihr sitzenden jungen Mannes. In die nächste Straße bogen sie rechts ein, dann wieder links, passierten eine Einfahrt und gelangten auf einen Hof, wo mehrere Brettergaragen standen. Im Licht der Scheinwerfer trat ihr Verfall deutlich hervor.

»Hier könnten wir reden«, sagte Karate-Jack.

Jane hielt an und ließ nur das Standlicht brennen. Sie drehte sich zu Jack Adrian um und berichtete, was ihr passiert war und in welchem Zusammenhang die Weißen Engel erwähnt worden waren.

»Deshalb war Sinclair bei mir«, meinte Jack.

»Genau.«

Der junge Mann verzog das Gesicht. »Und ich habe ihn noch auf die Spur der Rosen gebracht.«

Jane Collins war wie elektrisiert. »Wie dies? Erzählen Sie, Jack. Bitte.«

Adrian senkte den Knopf und knetete seine starken Finger.

Dann berichtete er langsam der Reihe nach. Er hatte Vertrauen zu dieser Frau, und er sprach auch von seinen eigenen Racheplänen.

Jane antwortete nicht sofort. Sie mußte sich das Gehörte erst einmal durch den Kopf gehen lassen.

»Warum sagen Sie nichts?« fragte Jack.

»Das mit den Racheplänen können Sie sich abschminken.«

»Nein.«

»Doch, es hat keinen Sinn. Allein sind Sie wirklich ein Nichts. Glauben Sie mir.«

»Aber was soll ich machen?«

Da lächelte Jane. »Sie nicht, Jack, wir. Zusammen sind wir stärker. Was Sie mir von der Gärtnerei erzählt haben, finde ich ausgesprochen interessant. Ich glaube, ich weiß jetzt, woher die blutigen Rosen stammen.«

Jack schlug sich gegen die Stirn. »Denken Sie etwa an die Gärtnerei?«

»Ja.«

»Aber das ist doch Unsinn. Wie können in einer Gärtnerei Rosen wachsen, die Blut ausspeien?«

»Die Erklärung werden Sie vielleicht noch in der Nacht bekommen, mein Lieber. Schwarze Magie.«

»Und daran soll ich glauben?«

»Das müssen Sie sogar, wenn wir zusammenbleiben wollen. Ich kann keinen ungläubigen Thomas an meiner Seite brauchen.«

Jack sog die Luft ein. Er schaute durch die Scheibe in den düsteren Hinterhof, wo dunkle Schatten nisteten und die Gefahren der Nacht verbargen. »Bisher habe ich nur real gedacht. Ja, ich war ein Realist. Auch meine Kampftechnik war real. Meine Fäuste, meine Füße. Ich konnte oder ich kann damit einen Gegner erledigen. Aber Schwarze Magie? Wie kann man dagegen ankämpfen, frage ich Sie?«

»Besitzen Sie diese Wurfsterne?«

»Ja, ich habe sie sogar dabei.«

»Auch aus geweihtem Silber?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Sehen Sie, Jack, wenn Sie Wurfsterne aus geweihtem Silber hätten, dann wäre unsere Chance größer.«

»Und so?«

Jane strich über ihr Gesicht. »Ich will ehrlich sein, Jack. Wir müssen uns eben etwas einfallen lassen und die andere Seite überlisten. Es wird nicht leicht sein.«

Adrian nickte. »Okay, Lady, ich mach's. Nicht für mich, sondern für Lilian.«

»Das ist mir egal. Hauptsache, Sie kneifen nicht.« Jane Collins drehte den Schlüssel, und der Motor sprang willig an.

Suko wußte, wo Jane Collins wohnte. Als er an der Hausfassade hochschaute, da hockte er noch auf dem Sattel seiner Harley Davidson. Es waren zahlreiche Fenster erleuchtet, ausgerechnet das von Jane Collins nicht.

Nun war Suko kein Mensch, der sofort in Panik geriet. Er dachte erst einmal nach, bevor er etwas unternahm. Der Chinese bockte die Harley auf und betrat das Haus, wo ein müder Nachtportier hockte und Kaffee aus einer Thermoskanne trank. Als er Suko sah, stellte er die Kanne weg, und auf seiner breiten Stirn bildete sich eine mißtrauische Falte.

»Haben Sie etwas verloren?« fragte er.

»Nein, aber ich möchte einen Mieter besuchen.«

»Wie heißt er denn?«

»Jane Collins.«

»Eine Frau«, sagte der Portier erstaunt.

»Ja, Männer heißen meist anders.«

Der Portier bedachte Suko von Kopf bis Fuß mit einem verächtlichen Blick. »Glaube kaum, daß sich so etwas machen läßt«, erklärte er. »Um diese Zeit will Miss Collins nicht gestört werden.« Der Chinese blieb weiterhin freundlich. »Sie kennen Miss Collins?«

»Was dachten Sie denn?«

»Dann rufen Sie sie bitte an.«

»Nein, Mensch.« Zur Unterstreichung seiner Antwort schlug er mit der Faust auf das kleine Pult.

Suko tat es nicht gern, aber in diesem Fall blieb ihm keine andere Möglichkeit. Er holte seinen Ausweis hervor und hielt ihn dem Portier so hin, daß dieser ihn auch lesen konnte.

»Sie - Sie - sind ein Bulle?«

»Ja.«

Der Portier bekam einen roten Kopf. Er wollte es immer noch nicht glauben. Als er Sukos scharfen Blick bemerkte, da nickte er und griff zum Hörer.

Jane hob nicht ab. Suko wollte es nicht so recht glauben und versuchte es selbst. Ebenso vergeblich.

»Vielleicht ist sie weggegangen?« vermutete der Nachtportier.

»Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, aber sie kann das Haus durch die Tiefgarage verlassen.«

»Danke für den Tip«, sagte der Chinese und ließ den Mann stehen.

Suko ging zu einem Lift, holte ihn herunter und gondelte in die Tiefgarage.

Er kannte Janes Wagen und suchte ihn.

Erfolglos mußte er die Suche abbrechen. Janes Wagen war nicht zu finden. Sie mußte die Wohnung und damit das Haus noch vor seinem Eintreffen verlassen haben. Sollte dies tatsächlich der Fall gewesen sein, dann stellte sich die Frage, wohin Jane Collins gefahren war. Von John Sinclair war Suko nur in großen Zügen eingeweiht worden. Er mußte unbedingt mehr Informationen haben.

Andererseits war es auch möglich, daß man Jane entführt hatte. Schließlich hatte sie den Strauß mit den Rosen bekommen, und das mußte einen Sinn haben.

Suko fuhr wieder nach oben. »Ihr Wagen steht nicht in der Tiefgarage«, erklärte er.

»Dann ist sie auch nicht da«, folgerte der Portier scharfsinnig.

»Danke für den Hinweis.« Suko betrat die Kabine. »Ich muß telefonieren.«

»Bedienen Sie sich.« Der Mann bekam doppelt so große Ohren, als Suko mit der Dienststelle sprach. Man konnte ihm dort auch nicht sagen, wo sich John Sinclair herumtrieb. Also versuchte er es, indem er die Nummer des Autotelefons wählte. Als sich John meldete, sagte Suko: »Jane ist verschwunden.«

»Verdammt!« klang es dünn aus dem Hörer. »Wo bist du jetzt?«

»In Janes Haus.«

»Bleib da, ich komme.«

Suko legte auf. Er wußte nicht, wie lange er warten mußte, und war angenehm enttäuscht, als der Geisterjäger bereits nach knapp zehn Minuten eintraf.

Als ich in die Halle stürmte, sah ich Sukos griesgrämisches Gesicht.

»Sie war doch schlauer, als wir gedacht haben«, empfing er mich.

»Ja, leider.«

»Kannst du dir denken, wohin sie gefahren ist?«

»Wenn sie weg ist.«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht befindet sie sich auch in ihrer Wohnung. Hast du schon nachgesehen?«

»Nein.«

»Dann los.« Ich wandte mich an den Portier. »Sie besitzen doch Zweitschlüssel für die Wohnungen?«

Er nickte.

»Wir müssen uns dringend in Miss Collins' Büro und Wohnung umschauen. Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Mister, ich weiß nicht ...«

»Verdammt noch mal, ich bin Polizeibeamter!« fuhr ich ihn an.

»Hier steht mehr auf dem Spiel, als Sie sich vorstellen können.«

Er händigte uns den Schlüssel aus. Jane hatte mir vor Jahren mal einen Schlüssel zu ihrer Wohnung geben wollen, doch ich hatte abgelehnt. Wir waren nicht verheiratet, und ein Stück Privat-atmosphäre braucht schließlich jeder Mensch.

Als wir die Wohnung betraten, war uns doch ein wenig komisch zumute.

Fanden wir Jane? Hatte man sie vielleicht überfallen?

Wir bewegten uns auf Zehenspitzen durch die Zimmer und sahen auch im Büro nach.

Von Jane Collins entdeckten wir keine Spur. Es gab auch keinerlei Hinweise darauf, wo sie hätte sein können, und nichts wies darauf hin, daß man sie gewaltsam aus dem Haus geschafft hatte. Alles hatte seine Ordnung und lag an seinem Platz.

Im Büro blieb ich stehen und blickte mich um, wobei ich meine Schultern hob. »Sieht wohl nicht gut aus«, sagte ich zu Suko. »Sie hat uns gelehnt.«

»Und wie.«

»Stellt sich die Frage, wo sie sein könnte.«

»Wußte sie denn Bescheid?«

Ich schaute Suko an und blickte danach zu Boden. »Eigentlich nicht. Aber ich habe mit ihr über die Weißen Engel gesprochen.«

»Womit alles klar wäre«, meinte mein Partner.

»Glaubst du, daß sich Jane bei den White Angels befindet?«

»Zumindest wird sie dort eine Spur aufnehmen.«

Ich krauste die Stirn. »Das wäre fatal«, murmelte ich. »Sogar

sehr fatal.«

»Inwiefern?«

Ich nahm auf Janes Schreibtisch Platz. »Wenn Jane sich mit den Weißen Engeln in Verbindung setzt, trifft sie automatisch auf deren Anführer Jack Adrian. Der steckt voller Rachepläne. Er hat mir selbst gesagt, daß er es auf eigene Faust versuchen will. Jane wird sich ihm anschließen, das steht fest.«

»Glaubst du nicht, daß sie versuchen wird, ihn von seinen Racheplänen abzubringen?« brach Suko eine Lanze für die Detektivin.

»Nein.«

»Du traust ihr wenig zu.«

Ich rutschte von der Schreibtischkante. »Das hat damit nichts zu tun, mein Lieber. Der andere wird sie erst gar nichts von seinen Plänen wissen lassen. So ist es nämlich.«

»Und wo könnten sie sein?«

»Ich weiß es nicht genau, habe jedoch das Gefühl, daß wir uns irgendwann begegnen. Es gibt meiner Ansicht nach einen Punkt, wo alle Fäden zusammenlaufen.«

»Und der wäre wo?«

»Das kann ich dir nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber hast du keine Lust, eine Gärtnerei zu besichtigen?«

»Mit dir immer«, erwiderte Suko.

»Dann komm.«

Ich werde verrückt! Ich bin betrunken! Ich bin wahnsinnig. Das gibt es nicht.

Vor Grauen und Entsetzen stöhnte Victor auf. Er sah die Hand, die den Strauß umklammert hielt, sah die Stiele der Blumen und deren Blüten. Aber das waren keine Blüten, sondern Köpfe. Menschenköpfe!

Sie saßen auf den Stengeln wie normalerweise die gelben Kelche der Rosen.

Gesichter - Köpfe. Kleiner als die eines Menschen, aber mit all dem versehen, was auch menschliche Gesichter haben. Nase, Mund, Augen, Ohren, Haare. Nur war alles verkleinert.

Victor kniete auf dem Boden. Der andere, der Unbekannte, hielt

seinen Strauß so, daß die Gesichter den Nachtwächter anschauen mußten. Deutlich erkannte er auf den Gesichtern das böse Grinsen. Wirklich kein Lächeln, nur ein gemeines, teuflisches, mordlüsternes Grinsen.

Ja, mordlüstem ...

Und die Mäuler bewegten sich. Wie kleine Rachen wirkten sie, als sie auf- und wieder zugeklappt wurden. Spitze Zähne trafen aufeinander, und deutlich vernahm Victor die dabei entstehenden Geräusche, die ihm einen Schauer über den Rücken jagten.

Er wollte etwas sagen, sich bei dem Mann, der den Strauß hielt, erkundigen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Er brachte einfach keinen Ton hervor, denn er hatte längst bemerkt, daß das hier kein Spaß war..

Nein, das war Ernst, blutiger Ernst, und wahrscheinlich ging es sogar um sein Leben.

Der andere ließ ihm Zeit, die Gesichter betrachten. Er rührte sich nicht vom Fleck und schien sich an der Angst des älteren Nachtwächters zu weiden.

Sehr langsam bewegte er seinen rechten Arm, so daß der Strauß mit den unheimlichen Rosen auf Victor zugeführt wurde und sich immer mehr seinem Gesicht näherte.

Die Köpfe bewegten sich. In den kleinen Augen erkannte er so etwas wie den Triumph eines Raubtieres, wenn es seine Beute gestellt hatte. Wie eine Beute fühlte sich Victor in diesen schrecklichen Momenten auch.

Eine Beute für die Hölle!

Jetzt hatte er die Erklärung. Das hier wurde von der Hölle gelenkt, genau wie die Hexen die Hölle anbeteten. Der Fluch der Vergangenheit war wieder lebendig geworden. Er spiegelte sich wider in den kleinen Gesichtern mit der grauen eingefallenen Haut, die an einigen Stellen teigig schimmerte, an anderen wiederum eingefallen war und auch dünn wie Pergamentpapier wirkte.

Ein Ruck.

Victor schrie noch, bevor diese Gefühlsaufwallung brutal erstickt wurde, als die Köpfe sein Gesicht trafen. Sein Kopf verschwand in den so schrecklich verwandelten Rosenblüten, und aus dem Strauß drang ein dumpfes Röcheln hervor, das immer

mehr erstickte und schließlich überhaupt nicht mehr zu hören war. Victor verlor das Gleichgewicht. Er fiel auf die Seite, landete am Boden. Mit den Händen schlug er um sich, hob sie an, und seine zehn Finger verkrallten sich in dem Rosenstrauch.

Der Schmerz traf ihn hart. Die Blüten hatten sich zwar verändert, nicht die Stiele. Sie hatten nach wie vor ihre Dornen, die hart in das Fleisch an den Händen des Mannes drangen und dabei wie kleine Messer wirkten.

Victor hatte schreckliche Angst. Der Luftmangel machte ihm zu schaffen, denn die Köpfe befanden sich so dicht nebeneinander, daß er kaum Atem holen konnte.

Dann spürte er die Stiche.

Kleine Zähne hackten in seine Haut, rissen Wunden. Er schloß die Augen, um sie zu schützen, und er hörte Stimmen, die irgendwie singend klangen.

»Wir Hexen werden uns rächen. Diese Erde gehört uns. Ihr habt uns getötet, der Teufel schickt uns zurück. Lob sei Wikka, unserer Königin!«

Victor verstand die Worte zwar, aber er begriff ihren eigentlichen Sinn nicht. Das wollte er auch nicht, er hatte nur den Wunsch, sich aus dieser tödlichen Umklammerung zu befreien.

Dabei rollte er sich über den kalten Boden, wollte dem Strauß entkommen, doch der Mann, der ihn hielt, machte jede seiner Bewegungen mit.

Victor geriet in Panik. Er wußte nicht mehr, was er tat.

Schmerz und Luftmangel raubten ihm den Verstand. Seine blutigen Hände drangen in den Rosenstrauch hinein, er fühlte plötzlich die kleinen Gesichter zwischen seinen Fingern, und in seiner wilden Panik drückte er zu. Unter seinen Fingern spürte er den Erfolg, und das gab ihm irgendwie die Kraft, es noch einmal zu versuchen.

Mit beiden Händen schlug er den tödlichen Rosenstrauch zur Seite. Was er zuvor nicht für möglich gehalten hatte, traf ein. Er konnte sich in der Tat befreien.

Plötzlich bekam er wieder Luft. Weit riß er den Mund auf, atmete keuchend und öffnete die Augen, doch über seinen Pupillen lag ein roter Schleier, denn von der Stirn, wo die kleinen Zähne zahlreiche Wunden gerissen hatten, rann das Blut über seine Brauen

hinweg in die Augen und füllte die Höhlen aus.

Es lief auch in den Mund, und Victor schmeckte den süßlichen Blutgeschmack auf der Zunge.

Er rollte sich zur Seite. Wie er auf die Füße kam, wußte er selbst nicht. Der andere ließ ihn auf jeden Fall gewähren. Mit einer fahrigten Bewegung wischte er über seine Augen, verschaffte sich für einen Moment freies Sichtfeld und sah vor sich einen hochgewachsenen Mann im dunklen Mantel. Grinsend schaute der Fremde ihn an. In der rechten Hand hielt er nach wie vor den makabren Strauß. Einige der Gesichter hatten sich verändert. Sie waren durch die Kraft des verzweifelten Menschen zerstört worden und zerliefen sogar.

Ein so schreckliches und schauriges Bild hatte Victor noch nie in seinem Leben gesehen.

Seine Beine wollten ihn nicht mehr halten. Sie gaben nach, und er taumelte mit dem Rücken gegen eine der Blumenbänke, deren scharfe Kante in sein Kreuz stieß.

Weit hatte er den Mund aufgerissen. Das Blut rann aus zahlreichen kleinen Wunden über sein Gesicht, und der andere würde es leicht haben, ihm jetzt den Rest zu geben. Aber der Mann zögerte. Er kostete die Situation aus, er wollte seinen Gegner leiden sehen und erleben, wie er starb.

Obwohl Victor am gesamten Körper die Schmerzen spürte, raffte er sich zu einer Frage auf. »Warum tun Sie das? Warum, verdammt? Was ist hier eigentlich los?«

Der Mann vor ihm lächelte. Dabei sah es so aus, als würde sein Gesicht zerfließen. »Ich will dir etwas sagen«, antwortete er mit dumpfer Stimme. »Menschen waren es, die vor langen Jahren die Hexen gequält und getötet haben. Sie nahmen die Hölle nicht ernst. Sie spielten mit ihrem Schicksal und glaubten, einen Sieg errungen zu haben. Aber diese Erde hier war dem Bösen geweiht. Der Turm und der Boden sind mit Hexenblut getränkt, das lange Jahre kochte und wallte und erst durch Wikka und mich seinen Weg fand, um grausame Rache zu nehmen. Aus den Hexen wurden Blumen, Rosen. Die Blumen der Liebe verwandelten sich in einen Gruß aus der Hölle. Der Teufel nahm sich ihrer an, sorgte dafür, daß die Hexenseelen auf diese Art und Weise zurückkehrten, um sich an den Menschen zu rächen. Die Schmach muß getilgt

werden. Du wirst als erster sterben, denn wer einmal die Rosen gesehen hat, kommt nicht mehr von ihnen weg.«

»Sie wollen mich töten?« hauchte Victor.

»Du bist schon tot.«

»Nein!« schrie er. »Nein, ich lebe. Ich will und ich werde nicht sterben ...!«

»Deine Chance hast du verpaßt. Im Hexenturm hat man dich gewarnt. Du hättest weglaufen sollen. Jetzt ist es zu spät, denn du trägst den Keim der Rache bereits in dir!«

»Welchen Keim?«

Da lachte der andere. »Den Keim, dich zu verändern. Jeder, der von den lebenden Rosen gebissen wird, gerät selbst in den tödlichen Kreislauf. Wie du. Merkst du es nicht?«

Victor beugte sich vor. Abermals mußte er sich das Blut aus den Augen wischen. »Was soll ich merken?«

»Das Hexengift der Rosen.«

»Nein, ich merke nichts.«

Der Mann lachte. »Das wird sich bald ändern. Glaub mir. Warte noch ein paar Sekunden, bis sich dein Blut mit dem der anderen richtig vermengt hat.«

»Was - was soll das?«

Der Fremde gab keine Antwort. Er lächelte nur wissend, und Victor bekam Todesangst. »Ich bin der erste«, flüsterte er. »Ich bin der erste. Wofür bin ich der erste?« Seine Stimme überschlug sich.

»Sieh dich an!«

Für einen Moment zögerte er, als wollte er das Schlimme nicht wahrhaben. Als der zweite Befehl aufklang, da senkte er tatsächlich den Kopf.

Und er sah seine Haut.

Sie hatte eine andere Tönung angenommen. Zeigte sie normalerweise einen gesunden Hautton, so wurde der von einem grünen Schimmer verdrängt.

Grün wie der Stiel einer Rose ...

»Du wirst selbst in eine Rose verwandelt!« hörte er die dumpfe Stimme des anderen.

Victor öffnete den Mund. Er wollte es nicht glauben, nicht fassen. Nein, das konnte nicht sein. »In eine ...«

»Ja, in eine Rose«, sagte der andere kalt lachend.

»Wer bist du, daß du so etwas Schlimmes sagen kannst?« fragte Victor flüsternd. »Wer?«

»Ich bin Gordon Schreiber. Merk dir meinen Namen, denn ich werde bald dein Herr sein.«

»In eine Rose«, hauchte Victor. »In eine Rose ...« Er hatte den Namen des anderen nicht mitbekommen und schaute nur auf seine Hand. Es stimmte, die Haut sah wirklich anders aus. Er hatte sich beim ersten Hinsehen nicht getäuscht.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Irgend etwas in seinem Innern mußte sich verändert haben, hatte sich verdichtet.

»Nein!« schrie er. »Neiinnn ...« Dann warf er sich vor. Er wollte weg, und er schlug mit beiden Fäusten zu. Diesen Mann mußte er aus dem Weg räumen.

Damit hatte Gordon Schreiber nicht gerechnet. Er mußte die beiden Treffer voll nehmen. Einer traf sein Gesicht, der andere riß ihn herum, weil die Faust seine Schulter getroffen hatte.

So hatte Victor freie Bahn.

Für ihn gab es nur noch eins. Weg! Fort von dieser teuflischen Stätte, in der er das nackte Grauen kennengelernt hatte. Er kannte sich zum Glück aus und rannte auf die Tür zu, die in die Freiheit führen sollte.

Noch nie in seinem Leben war er so schnell gelaufen. Die Panik gab ihm Kraft, sie katapultierte ihn förmlich voran, und als kühle Luft sein mit kleinen Wunden übersätes Gesicht traf, da war dieser Schwall wie der Funke einer Hoffnungsflamme.

Ob er es noch schaffte?

Victor schaute sich nicht um. Er wollte nicht wissen, ob der andere ihn verfolgte. Für ihn zählte nur die Freiheit, die er zurückerlangen wollte.

Und die Nacht schluckte seine Schreie ...

Gordon Schreiber verzog das Gesicht. Der Schlag hätte ihn fast umgeworfen. Leider hatte er sich in dem Mann getäuscht. So eine Kraft hätte er dem anderen, der bereits den Keim des Bösen in sich trug, wirklich nicht zugetraut.

Fast bis gegen die Glaswand war er gefallen. Sein Körper straffte sich, und er stieß ein drohendes Knurren aus. Das hatte der

andere nicht umsonst getan. Er würde nicht weit kommen.

Gordon Schreiber wollte sich den Kerl holen.

Als er startete und zwei Schritte gelaufen war, hörte er hinter sich eine Stimme.

»Laß es!«

Sofort blieb Schreiber stehen, denn derjenigen Person, die gesprochen hatte, war er Gehorsam schuldig. Er bog seinen Rücken durch und machte kehrt.

Sie erschien aus dem Hintergrund. Da kein Licht brannte, war sie kaum zu sehen. Das Dunkelgrau der Nacht, das durch die Verglasung drang, machte ihre Gestalt zu einem Schatten, der sich langsam Gordon Schreiber näherte.

Er erwartete sie.

»Dieser Mann kommt nicht weit«, erklärte Wikka und trat noch näher, so daß sie sich aus dem Grau hervorschälte. Sie war wirklich eine außergewöhnliche Erscheinung, und Gordon Schreiber war wie immer von ihr fasziniert.

Er bereute es nicht, den Chefessel seines Konzerns aufgegeben zu haben, um in ihre Dienste zu treten. Mit ihrer Schönheit und ihrem teuflischen Charakter hatte sie ihn fasziniert und in ihren Bann gezogen.

Wikka war außergewöhnlich, denn sie besaß die Kräfte der Hölle, die ihr vom Teufel verliehen worden waren. Gerade in letzter Zeit verließ sich Asmodis auf die oberste aller Hexen, denn Asmodina, seine Tochter, war nicht mehr.

So suchte er sich überall dort Unterstützung, wo er welche fand. Wie bei Wikka.

Sie trug ein langes Gewand. Eigentlich ihre Standardkleidung.

Es war pechschwarz und schimmerte an einigen Stellen durchsichtig, so daß ihr makelloser Körper zu sehen war.

Schönheit und Grausamkeit bildeten bei ihr eine Einheit. Auch Gordon Schreiber war dieser teuflischen Mischung verfallen. Er wurde von ihrem Anblick immer aufs neue fasziniert und gehorchte ihr wie ein Sklave seinem Herrn.

Sie blieb zwei kurze Schritte vor ihm entfernt stehen.

Schwarz war ihr Haar, dunkel die Augen, hell schimmerte das Gesicht, und der Mund zeigte einen Zug nach unten.

Und noch etwas war bei ihr außergewöhnlich. Über der Stirn,

wo die Haarflut ineinander lief, da züngelten zwei grün schillern-
de Schlangen aus dem Kopf. Wikkas Markenzeichen.

»Warum hast du ihn laufenlassen?« fragte Schreiber. »Er wäre
der erste gewesen.«

»Er wird es sein.«

»Soll ich ihm trotzdem nach?«

»Nein, um ihn kümmern wir uns später. Unsere Aufgabe hier ist
wichtiger.«

»Und du willst wirklich alle holen?«

»Ja, ich hole die Hexen. Selbst diejenigen, die unschuldig hier
getötet worden sind, wurden allesamt zu Dienerinnen des Teufels.
Er hat sich ihre Seelen geholt, weil diese Erde tatsächlich schon
immer verflucht war. Verflucht durch wahre Hexen, die man hier
verbrannt hat. So haben sie die unschuldigen Seelen mit hineinge-
zogen, und die Menschen haben genau das Gegenteil von dem
erreicht, was sie eigentlich wollten.«

Ein zufriedenes Grinsen huschte über ihr Gesicht. Dann fuhr sie
fort: »Wir werden in dieser Nacht den Sabbat feiern, einen Tanz
auf dem Vulkan. Die Hexen werden kommen, ich entreiße sie dem
Zwischenreich, denn die Beschwörung, die wir durchführen, wird
sie zurückholen.«

»Du bist dir deiner Sache sehr sicher«, sagte Gordon Schreiber.

»Das kann ich auch.«

»Denkst du nicht an ihn?«

»Sprichst du von Sinclair?«

»Ja, er wird bestimmt Bescheid wissen. Schließlich haben wir
Jane Collins den Strauß geschickt, und sie ist nicht darauf herein-
gefallen. Normalerweise hätte sie schon eine Rose sein müssen,
aber sie hat ihren Freund John Sinclair angerufen. Ihm wäre es fast
gelingen, die Rosen zu vernichten, wenn du nicht reagiert hät-
test.«

»Das weiß ich selbst, aber Sinclair wird es nicht schaffen. Wenn
er kommen sollte, was eigentlich unwahrscheinlich ist, werden
wir ihm einen entsprechenden Empfang bereiten, den er nicht
überlebt. Das versichere ich dir.«

»Ich hoffe es.«

Wikka wechselte das Thema. »Wann kommt der junge Gering?«
Gordon Schreiber schaute auf seine Uhr. Die Zahlen leuchteten

grünlich. »Er müßte eigentlich bald hier sein, und seine Freunde bringt er mit.«

»Auch eine Frau?«

»Ein Mädchen.«

Wikka lächelte teuflisch. »Sie gehört uns«, flüsterte sie. »Wir werden sie einreihen.«

»Ja, denn sie ist so ahnungslos wie die anderen. Harry Gering muß es so ergangen sein wie mir, als ich dich traf. Sobald ich mit ihm Kontakt aufnahm und von Magie redete, da war er sofort Feuer und Flamme. Er hatte schon davon gelesen, wollte aber das echte erleben. Er brach immer aus. Seine Mitgliedschaft bei diesen Weißen Engeln war so ein Ausbruch. Denn die anderen konnte er täuschen.«

»Kommen alle mit?«

Schreiber hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Je mehr es sind, um so besser.«

»Das stimmt.« Wikka nickte.

»Treffpunkt ist der Hexenturm«, sagte Schreiber.

Wikka lächelte grausam. »Ich habe dort alles vorbereitet. Auch dem Teufel gefällt dieser Platz gut. Er ist ebenfalls dafür, daß der alte Turm wieder zu höllischen Ehren kommt.« Kalt lachend wandte sie sich um und ging.

Gordon Schreiber folgte ihr langsam ...

Der VW schaukelte durch das Gelände nahe dem Themse-Ufer. Im nahen Ort hatten Jane Collins und Jack Adrian nachgefragt, und man hatte ihnen den Weg beschrieben.

»Da wollen Sie wirklich hin?« hatte der eine gefragt und eine Schnapsfahne ausgehaucht.

»Ja.«

»Aber die Gegend ist nicht geheuer.«

»Wieso?«

»Weil in der Nähe der alte Hexenturm steht. Nachts sollte man die Umgebung meiden. Da jammern die Seelen der Toten. Wenn der Fluß reden könnte, würde er schlimme Geschichten erzählen.«

»Von den Hexen?«

»Ja, auch davon.«

»Beschreiben Sie uns trotzdem den Weg zur Gärtnerei.«

»Auf Ihre Verantwortung.«

»Sicher.«

Und nun hatten sie ihr Ziel fast erreicht. Es war eine ziemlich düstere Nacht. Hoch oben am Himmel segelten dicke Wolken. Manchmal sahen sie auch den alten Hexenturm. Er wirkte aus der Ferne wie ein langer Schatten, der in den Himmel stach.

Jane und Jack waren mittlerweile zum Du übergegangen. Sie sahen sich als eine verschworene Gemeinschaft. »Hast du schon was von dem Hexenturm gehört?« fragte die Detektivin.

»Nein, nie.«

»Hat auch Gering nicht davon gesprochen?«

»Warum sollte er? Wir reden bei uns sowieso selten über unsere Herkunft oder das Zuhause. Darin machte auch Harry keine Ausnahme. Aber du hast ihn in Verdacht?«

»Er ist zumindest die einzige Spur, die wir haben.«

»Ich kann es noch immer nicht glauben.«

Jane lächelte. »Bisher steht nichts fest. Alles kann sich auch als völlig harmlos herausstellen.«

»Das hoffe ich.« Wegen eines Schlaglochs wurden die beiden wieder durchgeschüttelt. Adrian schimpfte. »Hätten uns die Kerle nicht auch einen anderen Weg nennen können?«

»Den gibt es vielleicht nicht.«

»Doch, ich sehe sogar einen.« Er streckte den Arm aus und deutete durch die Scheibe.

Auch Jane sah ihn. Jack Adrian hatte sich nicht getäuscht. Vor ihnen lief in der Tat das graue Band einer Straße entlang.

Allerdings nicht geradeaus, sondern ziemlich kurvig. Beide waren froh, daß die Schaukelei ein Ende gefunden hatte.

Sie entdeckten sogar ein Schild, das auf die Gärtnerei hinwies.

»Wer sagt es denn?« rief Jack und rieb seine schwieligen Hände.

»Das hätten wir fast geschafft. Ist nicht mal eine Meile weit.«

Jane schaltete höher und drückte das Gaspedal nach unten.

Nach der dritten Kurve sahen sie ein Licht. Es brannte am Eingang der Gärtnerei.

»Das ist es!« rief Jack und löste schon seinen Sicherheitsgurt, während Jane Collins den VW die letzten Yards ausrollen ließ, um dann zu stoppen. Sie stieg nach dem jungen Mann aus.

Jack Adrian war ein paar Schritte zur Seite gegangen, hatte seine angewinkelten Arme in die Hüften gestützt, blickte sich um und nickte beeindruckt.

»Was ist?« fragte Jane.

»Ganz schöner Komplex hier.« Er machte eine ausladende Handbewegung, in die er alles mit einschloß.

»Wenn die Zuchtanlage zu den größten der Insel gehört, kein Wunder«, bemerkte Jane.

»Sehen wir sie uns einmal an?«

»Sicher. Vielleicht ist ein Tor offen.«

»Wenn nicht, klettern wir über den Zaun, wobei ich das bei diesem fast offenen Gelände nicht als einen Hausfriedensbruch ansehe«, meinte Karate-Jack grinsend.

Jane hob nur die Schultern.

Es gab zwei große barackenähnliche Bauten, die praktisch in das Gelände integriert waren, denn sie wurden bereits von dem grünen Drahtzaun umgeben, und nur die Zufahrt lag frei.

»Die anderen sind noch nicht zu sehen«, sagte Jane, wobei sie sich auf die Zehenspitzen stellte.

»Vielleicht kommen sie gar nicht«, erwiderte Adrian, der noch immer nicht glauben wollte, daß einer aus seiner Gruppe in ein Verbrechen hineingezogen worden war.

»Sie könnten ja auch zum Hexenturm gefahren sein«, vermutete die Detektivin.

»Du läßt dich nicht beirren, wie?«

»Nein«, erwiderte Jane ernst.

Sie und Jack Adrian untersuchten die Türen der Baracke. Sie waren verschlossen. Als Jane sich von den Bauten trennte und zur Seite ging, konnte sie die Treibhäuser sehen.

»Da sind wohl die Rosen«, sagte sie.

»Wo?«

»In den Treibhäusern.«

Schnell stand Jack neben ihr. Bleiern schimmerte das Glas der schrägen Dächer. In den Häusern selbst brannte kein Licht.

Sie sahen auch keinen Menschen auf dem Gelände, es blieb leer. Nur die zahlreichen Pflanzen, Büsche und Bäume wiegten sich im leichten Nachtwind.

»Die Treibhäuser reizen mich«, gab Jane ehrlich zu.

»Die werde ich mir auch ansehen. Dort finden wir bestimmt die blutigen Rosen.«

»Auch die mit den Menschenköpfen?« fragte Jack.

»Sicherlich.«

Beide kletterten über den Zaun. Jack Adrian brauchte der Detektivin nicht zu helfen, sie schaffte es auch so, denn sie war durchtrainiert.

Auf der anderen Seite versanken ihre Schuhe in weicher Erde. Sie waren auf einem Feld gelandet, das noch keine Bepflanzung aufwies. Sofort wandten sie sich nach links und erreichten einen schmalen Weg, der in Richtung der Treibhäuser führte.

Wie auf Kommando blieben sie stehen. Sie hatten das Geräusch vernommen.

»Was war das?« wisperte Karate-Jack.

»Hat sich angehört wie Schreie«, hauchte Jane.

»Und wer hat geschrien?«

»Weiß ich auch nicht.« Sicherheitshalber öffnete Jane ihre Handtasche und nahm die Astra hervor. Die Waffe gab ihr ein beruhigendes Gefühl und ein wenig Sicherheit.

Jack Adrian hatte scharfe Augen. Er suchte mit seinen Blicken die unmittelbare Umgebung ab, konnte allerdings nichts Verdächtiges entdecken. »Da ist nichts«, stellte er fest.

»Aber wir haben beide die Schreie gehört.«

»Die verdammt dünn klangen.«

»Vielleicht die Rosen?«

Als Jack das hörte, schluckte er. So ganz glaubte er der Detektivin noch immer nicht. Er wollte jedoch kein Spielverderber sein und folgte ihr.

Jane war es nicht geheuer. Irgendwie kam ihr das Gelände unheimlich vor. Es lag so ruhig vor ihr wie ein stilles Wasser, aus dem jeden Augenblick ein Geysir hochschießen konnte.

Die Ruhe vor dem Sturm ...

Dann hörten sie abermals die leisen Schreie. Aber wirklich leise und auch jammernd. Dort schien sich eine Kreatur in großer Not zu befinden, und sie wollten helfen.

»Das war mehr rechts«, wisperte Jack Adrian und stieß Jane an. Diesmal schritt er vor. Jane folgte ihm, wobei sie nicht vergaß, sich immer wieder umzusehen, doch Verfolger waren nicht in Sicht.

Die klagenden Schreie wiederholten sich nicht. Dann blieb Jack Adrian wie vor eine Wand gelaufen stehen.

»Mein Gott«, stöhnte er.

»Was ist denn?«

»Da, sieh doch!«

Jane trat zu ihm. Ihr Blick folgte seiner ausgestreckten Hand. Vor ihnen auf dem Boden lag eine Rose. Statt ihres Blütenkelchs trug sie einen Menschenkopf!

Es war der Kopf eines Mannes!

Jane Collins hatte dieses Bild bisher nie gesehen. Nur von John Sinclair wußte sie, auf welcher grausamen Art und Weise sich die Rosen verändert hatten.

Nun sah sie es selbst.

Aus dem Blütenkelch war ein Menschenkopf entstanden, sehr viel kleiner als ein normaler, aber mit allem versehen, was auch ein menschlicher Schädel hat.

Da waren Augen, Mund, Nase, die Haare und der gequälte Ausdruck auf dem Gesicht. Ein Hals war nicht zu sehen, denn dort begann bereits der Blütenstiel.

Jane Collins hatte Mühe, ihren Blick nicht abzuwenden und wegzulaufen. Dabei dachte sie, daß ihr das gleiche hätte passieren können. Noch im nachhinein zitterten ihr die Knie. Nein, so etwas war unheimlich, grauenvoll und unwahrscheinlich. Das durfte es nicht geben. Aber die Hölle nahm auf Menschen und deren Gefühle keine Rücksicht. Sie spielte eiskalt ihre grausamen Trümpfe aus, wie hier deutlich zu erkennen war.

Neben der Detektivin atmete Jack Adrian schwer. Auch ihn hatte der Schock hart getroffen. Er war bisher ein wenig ungläubig gewesen, nun aber hatten ihn die Ereignisse vom genauen Gegenteil überzeugt. Er war in eine Situation hineingeraten, aus der er vorerst keinen Ausweg sah.

»Was - was sollen wir tun?« hauchte er, doch Jane Collins hörte nicht. Sie schaute weiterhin in das Gesicht dieses Mannes und sah den gequälten Ausdruck in seinen Augen.

Jetzt bewegte sich der Mund. Durch ihn mußten auch die leisen Schreie geklungen sein.

Nun wollte der so schrecklich Veränderte etwas anderes.

Er mußte Worte sagen, wollte den anderen, die er wohl sah, von seinem Schicksal Mitteilung machen.

»Bitte!« flüsterte er. »Bitte, erlöst mich - ich - kann nicht mehr.

Bitte ...«

»Was will er?« hauchte Jack.

»Du hast es doch gehört.«

Adrian schüttelte den Kopf. Er hatte seine mächtigen Hände geballt. Die Lippen waren fest zusammengepreßt, und in seinen Augen stand ein harter Glanz. Dann schluchzte er auf. »Ich kann es nicht«, flüsterte er rauh. »Verdammt noch mal, ich kann es nicht ...«

»Bitte ...« Das Wesen auf dem Boden röchelte. Sein hellerer Kopf hob sich deutlich von der dunkleren Unterlage ab. Er warf den Schädel von einer Seite auf die andere. Kleine Dreckkrumen flogen hoch. »Ich kann nicht mehr so leben!« stöhnte er. »Ich kann es nicht - bitte tötet mich - ich flehe euch an ...«

»Tu du es!« flüsterte Jack Adrian.

Jane Collins hielt ihre Waffe in der Hand. Sie erschrak über sich selbst, als sie ihre rechte Hand kippte und die Mündung der Pistole auf den kleinen Kopf wies.

Wenn sie jetzt den rechten Zeigefinger bewegte, war mit einer Kugel alles vorbei.

Keine Schmerzen mehr, keine Qual - nichts - nur die Leere des endgültigen Todes.

Aber er war ein Mensch. Trotz seines Aussehens gehörte er zu den Menschen. Wenn Jane jetzt geschossen hätte, wäre ihr dies wie ein Mord vorgekommen.

Der andere starrte in die Mündung. Der Blick seiner Augen saugte sich förmlich daran fest. Er wollte erschossen werden, wartete darauf, die Kugel zu bekommen, damit sie seine Existenz ein für allemal zerstörte.

»Jetzt!« schrie er und öffnete weit den Mund, als wollte er damit die Kugel auffangen.

»Nein!« preßte Jane durch die Zähne. »Nein, ich kann es nicht. Ich bringe es nicht fertig. Ich kann dich nicht erschießen, tut mir leid.«

Das Wesen stöhnte.

Der Blumenstiel, der die Stelle seines Körpers eingenommen hatte, zuckte. Die Blätter zitterten dabei, und Jane Collins überwand sich selbst.

Sie bückte sich und hob das unheimliche Wesen mit der linken Hand hoch. Dabei brachte sie das Gesicht des Mannes dicht vor das ihre. Die Augen des anderen waren geschlossen. Er konnte die Frau nicht ansehen.

Jack Adrian war ein wenig zur Seite getreten. Was Jane da tat, ging über seine Nervenkraft. Er hätte das nicht gekonnt, und im geheimen bewunderte er diese Frau, die so etwas fertigbrachte.

»Wer bist du?« fragte die Detektivin.

Der Mann öffnete wieder die Augen. »Victor!« hauchte er. »Ich bin Victor ...«

»Und wer hat dich zu dem gemacht?«

»Die Köpfe der Blumen«, gab er flüsternd zurück. »Es waren die Köpfe. Sie haben mich gebissen. Ihnen habe ich meine schlimme Verwandlung zu verdanken.«

»Und wem noch?«

»Ich kenne ihn nicht. Er war hier. Im Treibhaus. Dort habe ich ihn getroffen. Ein Mann, groß, stark. Aber auch gemein. Er hielt den gefährlichen Blumenstrauß in der Hand. Er drückte ihn mir ins Gesicht.«

»Ist er noch da?«

»Ich weiß es nicht. Ich - ich habe ihn fast niedergeschlagen und bin aus dem Treibhaus geflohen. Aber ich kam nicht weit. Auf dem Weg erwischte es mich. Zuerst waren es die Schmerzen. Sie tobten in meinem Körper. Ich spürte sie überall, dann wurde ich plötzlich ohnmächtig. Und als ich wieder erwachte, da lag ich auf dem Boden. Ich - ich hatte keinen Körper mehr und schrie um Hilfe. Man sollte mir helfen. Tötet mich - bitte - tötet mich ...«

In seine Augen trat ein flehender Ausdruck, und Jane Collins kamen wieder Zweifel. Dann jedoch schüttelte sie den Kopf. Nein, auf keinen Fall konnte sie das zulassen. Besonders tief hatten sie die letzten Worte des Mannes beeindruckt. Sie bewiesen ihr, daß er trotz seines Aussehens noch so etwas wie ein Mensch war, denn sein Gehirn funktionierte, und das war das Teuflische an dieser Verwandlung.

»Wir nehmen dich mit«, entschied Jane.

»Und wohin?«

»Zurück in das Treibhaus. Dort kannst du bei den anderen bleiben. Glaube mir, es ist besser.«

»Und warum erschießt du mich nicht?«

»Ich kann es nicht.«

»Du mußt es können. Ich will nicht zu den anderen. Das sind die Hexen, die alten, deren Blut vor langen Jahren diesen Boden getränkt hat. Sie werden wiederkehren. Ihre Seelen hausen hier in dem alten Turm, wo sie in dieser Nacht wieder zum Leben erweckt werden. Ihr habt noch eine Chance. Tötet mich, und dann flieht. Lauft weg, so schnell ihr könnt.«

Die letzten Worte des Veränderten waren besonders interessant gewesen. Jetzt wußten Jane und Jack Bescheid. In dieser Nacht sollte im alten Turm ein Hexensabbat stattfinden. Sicherlich waren dort auch Gordon Schreiber und Wikka vertreten. Da hatte Jane dann beide zusammen. Aber kamen sie und Jack Adrian überhaupt gegen die anderen an? Waren diese nicht viel zu stark, besonders dann, wenn es ihnen gelang, die Geister der uralten Hexen zu beschwören?

»Wir könnten Hilfe gebrauchen«, sagte Jane.

»Denkst du an John Sinclair?« fragte Jack Adrian.

»Ja.«

»Wie willst du ihn erreichen?«

Jane deutete mit dem Daumen über die Schulter, wo das Verkaufsgebäude stand. »Wir müssen dort einbrechen. Da finden wir sicherlich ein Telefon.«

Karate-Jack war einverstanden.

Sie gingen ein Stück des Weges zurück. Den Verwandelten nahmen sie mit. Er klagte und jammerte, aber Jane ließ sich nicht erweichen.

Karate-Jack schlug ein Fenster ein. Mit dem Ellbogen hämmerte er gegen die Scheibe, die klirrend zerbrach und deren Splitter nach innen fielen.

Adrian griff durch das Loch und öffnete, indem er von innen den Griff umfaßte und ihn herumdrehte.

»Freie Bahn.«

»Steig du zuerst ein«, sagte Jane.

Jack kletterte durch die Öffnung. Jane sah ihn noch kurz, dann

verschmolz er mit der Dunkelheit. Wenig später wurde es hell. Jack Adrian hatte eine Schreibtischleuchte eingeschaltet.

»Hier ist ein Telefon«, meldete er sich.

»Okay, ich komme.«

»Nein, Jane, bleib da. Wir können nicht telefonieren.«

Die Detektivin verzog das Gesicht. »Und warum nicht?«

Karate-Jack gab die Antwort, als er wieder nach draußen kletterte. »Das Telefon ist mit einem Schloß versehen, und wir haben keinen Schlüssel. Pech. Hat wohl nicht sein sollen.« Er blieb neben Jane stehen, klopfte sich die Hose sauber und fragte: »Was jetzt?«

»Tötet mich ...«

Die beiden hörten nicht auf das Flehen des Veränderten. »Wir wollten dem Treibhaus einen Besuch abstatten. Dabei bleibt es, mein Lieber. Komm!«

»Sehen wir da mehr von diesen Wesen?« fragte Jack.

»Ganz sicher. Wundere dich über nichts. Da können Sträube stehen, die so aussehen wie er.«

»Mein Gott.«

Da sie in der Nähe des Gebäudes standen, sahen sie auch den plattierten Weg, der direkt vor dem Eingang des ersten großen Treibhauses endete.

Die Tür brauchten sie nicht gewaltsam aufzubrechen, sie stand schon offen.

Victor war durch sie geflüchtet.

Vorsichtig betraten Jane Collins und Jack Adrian das Treibhaus. Nach wie vor hielt Jane den mit einem menschlichen Kopf versehenen Rosenstiel in der linken Hand, während die rechte den Griff der Astra umklammerte. Sollte sich irgendeine Gefahr zeigen, würde sie ohne Rücksicht feuern. Wie brutal die Gegenseite vorging, sah sie deutlich an dem Veränderten.

Sie hatte Jack gesagt, er solle hinter ihr bleiben. Daran hielt er sich auch.

Im Treibhaus war es düster. Jane wagte nicht, das Licht einzuschalten. Man hätte es sehr weit sehen können, wahrscheinlich bis hin zum Hexenturm, wo sich alles konzentrieren sollte.

Durch einen Mittelgang wurde das Treibhaus in zwei Hälften geteilt. Und nur Rosen wuchsen in den hüfthoch stehenden Beeten. Gelbe Rosen, die einen betörenden Duft verbreiteten, den

man sogar auf der Zunge schmecken konnte, so stark war er. Der Untergrund war weich. Er bestand aus Erde. Rechts und links der hohen Beete liefen Schläuche her, die irgendwo mit einem Wasserkran verbunden waren, und aus dem Hintergrund des Treibhauses erklang ein stetes Summen, wahrscheinlich der Motor der Klimaanlage.

Ein Feind war nicht zu sehen. Im Dämmer schauten Jane und Adrian über die gelben Rosen hinweg, die fast allesamt gleichmäßig gewachsen waren und auch die gleiche Höhe hatten. Jane merkte selbst, daß es ihr Mühe bereitete, ruhig zu bleiben. Da war in ihrem Innern etwas von der vibrierenden Spannung zu spüren, die sie in ihren unsichtbaren Fesseln hielt. Sie konnte den rechten Arm nicht ruhig halten, die Waffe zitterte.

»Bitte, tötet mich!« Die quälende Stimme des Veränderten zerrte an ihren Nerven.

»Sollen wir nicht umkehren?« fragte Jack. Er war wirklich kein Angsthase, doch diese Atmosphäre war ihm nicht geheuer.

»Nein, wir gehen bis hinten durch.«

Jack Adrian bewunderte die Detektivin, die trotz der gefährlichen Lage ihre Nerven unter Kontrolle hielt. Er wußte nicht, was Jane Collins bisher alles erlebt hatte, es mußte jedoch eine ganze Menge gewesen sein, wenn sie so reagierte.

Ihre Augen hatten sich an das miese Dämmerlicht gewöhnt, und sie konnten schon das Ende des Treibhauses erkennen, wo es von einer Glaswand abgeschlossen wurde.

Und hier wäre Jane fast über ein auf dem Boden liegendes Gewehr gestolpert. Als sie sich bückte und es aufhob, hörte sie die leise Stimme des Veränderten.

»Es hat mir gehört.«

Jane schaute in das Gesicht. »Haben Sie daraus geschossen?«

»Ja, im Turm.«

Hoppla, das war ja etwas völlig Neues. Der Veränderliche hatte sich bereits innerhalb des Hexenturms befunden? Dann mußte er auch wissen, was dort vor sich ging.

Jane fragte danach.

»Es war niemand da, wirklich. Ich ging hinein, obwohl man mich gewarnt hatte, denn der Ort ist verflucht. Aber als ich drin war, passierte es. Ich hörte plötzlich das Heulen und Schreien der

gefangenen Hexenseelen. Jawohl, die Seelen der getöteten Hexen sind innerhalb der Mauern gefangen. Stellt euch das einmal vor. Ich glaube, ich sah sogar ihre Gesichter. Vielleicht. Bitte ...« Er warf jetzt einiges durcheinander, das merkte Jane Collins sofort. Sie wurde allerdings abgelenkt, als Jack Adrian einen erschrockenen Ruf ausstieß: »Da sind sie. Neben dir!« Jane drehte sich um.

Was sich ihren Augen bot, war ein Bild des Horrors. Die blutigen Rosen kannte sie ja bereits. In ihrer Wohnung hatte sie sie zum erstenmal gesehen, doch das kleine Rosenfeld, das vor ihren Augen lag, bestand nicht nur aus blutenden Rosen, sondern auch aus Blumen, die sich bereits verwandelt hatten und Menschenköpfe zeigten.

Die Frauen waren in der Überzahl. Allerdings waren auch Männer vertreten.

Jane und Karate-Jack hörten ihre Schreie. Das war jedoch kein Bitten oder Flehen, es strömten ihnen haßerfüllte Laute entgegen. Und Jane sah die anders wirkenden Gesichter, als würden sie aus einer fernen Zeit stammen.

Das mußten die wirklichen Hexen sein, die vor langer, langer Zeit hier umgekommen waren. In verfluchter Erde hatten sie überlebt und waren zu regelrechten Monsterblumen geworden.

Ein schlimmes Bild.

»Das kann man ja kaum ertragen«, flüsterte Adrian und schüttelte sich. »Verdammt, das ist zuviel.«

»Du wirst bald noch mehr erleben, mein Junge«, erwiderte Jane.

»Laß dir das gesagt sein. Hier stehen keine Gangster gegen uns, sondern die Kräfte der Hölle, das solltest du dir immer vor Augen halten.«

»Wenn ich mir vorstelle, daß Freunde von mir in diese Sache hineingezogen werden könnten, dann ...«

»Noch ist nichts bewiesen.«

Karate-Jack bückte sich und nahm das Gewehr. Er überprüfte es und nickte. »Geladen ist es.«

Jane verzog die Mundwinkel. »Nur wirst du gegen Dämonen oder Hexen damit kaum etwas ausrichten können.«

»Ich nehme es trotzdem.«

Jane achtete nicht mehr auf ihn. Sie hatte sich zur Seite gedreht

und dem kleinen Blumenfeld zugewandt, wo die Rosen in ihrer makabren Pracht standen.

»Bitte«, hauchte der Mund. »Bitte, tötet mich.« Auch jetzt ließ sich Jane nicht überreden. Statt dessen steckte sie den Rosenstiel in die lockere Erde, wo der Veränderte einen Platz zwischen all den anderen fand.

Sobald er im Boden steckte, geschah das Unheimliche. Alle anderen wandten sich ihm zu. Sie lachten und kicherten, begrüßten ihn, und die kleinen Gesichter verzerrten sich zu dämonischen Fratzen.

Jane und Jack lief eine Gänsehaut über den Rücken. Sie konnten es nicht mehr mit ansehen. Dieses Bild war einfach zu schlimm, zu schaurig und zu grauenhaft.

»Man müßte die Brut vernichten!« flüsterte Jack, wobei er sein Gewehr hob. Er schaute Jane an. »Soll ich?«

Sie nickte. »Ja, aber triff nicht den Mann.«

»Ich werde es versuchen.« Er trat einen Schritt näher an das Beet. Sein Gesicht war unbewegt. Es wirkte grau und kantig wie Stein. Die Lippen bildeten einen Strich.

Genau zielte er.

Als ahnten die makabren Blumen die Gefahr, so bewegten sie sich von der Mündung weg. Ihre Gesichter verzogen sich angstvoll, das Kreischen der Hexen wurde lauter, und plötzlich schlug Jane ihrem Partner auf den Arm.

»Laß es!«

»Warum?«

»Weil der Schuß uns verraten könnte.«

Er ließ das Gewehr sinken. »Verdammt, du hast recht. Aber ich habe noch etwas anderes.« Bevor Jane eingreifen konnte, hatte er ein Messer aus der Tasche gezogen. Er klappte die Klinge hervor, und dann stach er zu.

Zwei-, dreimal hieb er den Stahl in die gräßlichen Blumen hinein, kappte die Stiele, und die Köpfe fielen ab. Wie eine Sense führte er das Messer, die Schreie wurden lauter, die Angst der unheimlichen Wesen steigerte sich, und Jack war wie in einem Rausch. Als er die Hand schließlich zurückzog, da hatte er über die Hälfte der teuflischen Blumen zerstört.

»So«, sagte er und knirschte mit den Zähnen.

Jane Collins schaute sich an, was der andere vollbracht hatte. Die Köpfe lagen noch zwischen den übriggebliebenen Stielen. Es waren nicht mehr die Gesichter wie noch vor wenigen Minuten. Sie verfielen zusehends. Die Haut wurde grau, blätterte ab wie alter Putz, und aus den Köpfen wurde Blütenstaub.

Die Verbindung zur unheiligen, blutgetränkten Erde war ihnen genommen worden. Als Folge blieb die Vernichtung.

»So muß man es machen!« flüsterte Jack Adrian und lachte leise.

»So und nicht anders.«

»Du hättest vorsichtiger sein sollen«, sagte Jane.

»Wieso?«

Jane blickte auf seine Rechte. »Sieh dir mal deine Hand an.«

»Das ist Blut«, flüsterte er. »Die verdammten Köpfe haben mich gebissen.«

»Ja, das haben sie«, erwiderte Jane leise. »Und damit haben wir auch einen Fehler gemacht.«

Jacks Augen wurden groß. Er verstand plötzlich ...

»Sie - sie haben mich gebissen, nicht?« hauchte er.

»Ja, wie bei Victor.«

»Dann werde ich auch ...?« Er wagte nicht, den Satz auszusprechen, doch Jane wußte, was gemeint war. Allerdings traute auch sie sich nicht, etwas zu erwidern.

Jack Adrian starrte auf seinen blutenden Handrücken. »Was - was soll ich denn jetzt machen?« Er war völlig durcheinander. »Ich kann doch nicht das gleiche ...«

Jane Collins entschloß sich blitzschnell. »Gib mir dein Messer!«

»Was?«

»Los, her damit.« Plötzlich hatte es die Detektivin mehr als eilig. Sie dachte daran, was bei einem Schlangenbiß zu tun war. Wenn kein Serum greifbar war, dann schnitt man dem Verletzten die Wunde auf und saugte das Blut in Nähe der Wunde aus. Jane hoffte, daß sie Jack auf diese Art und Weise retten konnte und das Gift noch nicht in den Kreislauf gelangt war.

Bevor sich Jack versah, hatte Jane das Messer gepackt und einen Kreuzschnitt quer über seinen Handrücken geführt. Adrian stöhnte auf, biß dann die Zähne zusammen und sah zu, als sich Jane

Collins wie ein Vampir über die blutende Wunde beugte, das Blut aussaugte und zu Boden spie. Der Mann lehnte mit dem Rücken gegen das Gestell, auf dem die Blumen wuchsen. Er zitterte, sein Gesicht bebte, aber er hielt still und hoffte, daß Jane ihn noch retten konnte.

Die Detektivin gab sich alle Mühe. Sie mußte es einfach schaffen, denn die Gegner kannten keine Gnade. Sie gingen über Leichen. Plötzlich gab es einen dumpfen Schlag. Jack Adrian bäumte sich auf, er röchelte, und als Jane hochschaute, strömte Blut aus seinem halboffenen Mund.

Wieso, woher?

Die Detektivin trat zurück. Auf einmal war sie durcheinander, und sie begriff noch weniger, als Jack plötzlich nach vorn kippte, sein Gesicht etwa für die Länge einer halben Sekunde in Janes Blickfeld geriet, so daß die Detektivin die weit aufgerissenen Augen sehen konnte.

Dann fiel Jack Adrian zu Boden. Im selben Augenblick erkannte die Detektivin den Grund - und sie begriff alles.

In seinem Rücken steckte ein Messer!

Panik, Angst und Verzweiflung erfüllten Jane Collins, als sie neben der Leiche des jungen Mannes hockte und nichts mehr tun konnte.

Der Mörder mußte sich ganz in ihrer Nähe im Treibhaus aufhalten, und sie hatte ihn nicht gehört, war zu beschäftigt gewesen. Kalt rieselte es über ihren Rücken. Die Hand, mit der sie die Astra umklammerte, war schweißfeucht, ihr Mund war verzogen, die unheimliche Spannung umfing ihren Körper wie ein Drahtgeflecht.

Da hörte sie Schritte.

Langsam, fast schleichend kamen sie näher. Die Person mußte sich im Mittelgang aufhalten, und sie hatte das Treibhaus betreten, ohne daß Jane oder Jack etwas bemerkt hatten.

Behutsam kroch die Detektivin vor. Du mußt dich zusammenreißen! hämmerte es in ihr. Verlier nur nicht die Nerven, sonst ist es aus. Sie schmeckte Blut auf ihrer Zunge und spürte den Schweiß im Gesicht.

Der Killer lauerte.

Dann hatte sich Jane Collins so weit vorgewagt, daß sie in den Mittelgang peilen konnte.

Dunkelheit.

Düster war alles.

Und da - die Schritte.

Knirschend, gemächlich, aber dennoch zielstrebig. Etwas Grauens kam auf sie zu, etwas Unheimliches. Vom Starren begannen ihre Augen zu tränen, und plötzlich glaubte sie, inmitten der Düsternis die Umrisse einer hochgewachsenen Gestalt zu sehen.

Im selben Augenblick hörte sie das Lachen. Und dann die kalte, brutale Stimme.

»Nun sind wir allein, Jane Collins!«

Ihr Herz übersprang fast einen Schlag, denn derjenige, der da gesprochen hatte, war Gordon Schreiber.

Sie kamen wie ein Spuk!

Gesehen hatten wir sie nicht, dafür hörten wir das Röhren ihrer Motoren, und gleichzeitig explodierten wahre Lichtfluten im Innern meines Bentley, als die grellen Scheinwerferstrahlen die Heckscheibe durchstießen.

Sie waren wie helle Phantome in der Dunkelheit. Die Straße gehörte ihnen oder fast ihnen, aber mein Bentley war kein Hindernis für sie.

Drei Maschinen waren es. Fast fuhren sie nebeneinander. Ich sah sie, als sie überholten. Sie kamen mir vor wie feuerspeiende Ungetüme auf ihren schnellen Öfen. Geduckt hockten sie auf den Maschinen, lagen fast flach, um dem Wind so wenig Widerstand zu bieten, wie es nur eben ging.

Dann waren sie vorbei.

Rot blinkten noch die großen Augen der Rücklichter, bevor die Maschinen in eine Kurve gezogen wurden und sie sich unseren Blicken entzogen.

»Hast du die Aufschriften gesehen?« fragte mich Suko.

»Ja, das waren die Weißen Engel.«

»Wo die wohl hinwollen?« fragte Suko grinsend.

»Bestimmt nicht in den Himmel.«

»Die Hölle paßt auch besser zu ihnen.«

Inzwischen waren Suko und ich davon überzeugt, die richtige Spur zu haben. Da konnte einfach nichts schiefgehen, denn alles wies auf die Gärtnerei hin.

Obwohl uns die Zeit im Nacken saß, hatten wir auf Hintergrund-Informationen nicht verzichtet. Uns interessierte, was der Polizei über einen gewissen Gering vorlag.

Eigentlich nichts. Der Mann war unbescholten. Mit wirklichem Fleiß hatte er sich hochgearbeitet und sich auch nicht gescheut, selbst mit anzupacken.

Was seinen Sohn Harry anging, so waren die Informationen über ihn noch spärlicher. Das heißt, es gab keine. Er hatte sich nicht strafbar gemacht und war auch nie unangenehm aufgefallen. Sein Mitwirken bei den Weißen Engeln war nicht vermerkt worden. Wir hatten dem alten Gering nicht Bescheid gesagt, daß uns die Gärtnerei verdächtig vorkam. Er hatte bestimmt nichts mit der Sache zu tun und sollte deshalb auch nicht unnötig aufgeschreckt werden.

Ich war zwar in England viel herumgekommen, aber diese Gegend, in die uns der Wind jetzt verschlagen hatte, die kannte ich nicht. Vor allen Dingen nicht den Ort Henley-on-Thames, obwohl er nur ein paar Meilen von London entfernt lag.

Wir hatten uns im Ort erkundigt. Der Polizist und sein Stellvertreter hatten extra eine Sonderschicht eingelegt, um uns zu empfangen. Auch sie hegten keinerlei Verdacht gegen Mr. Gering. Wie wir erfuhren, war der Mann sogar sehr beliebt. Und von irgendwelchen seltsamen Vorgängen auf dem Gelände der Gärtnerei hatte keiner von ihnen etwas bemerkt.

Allerdings gab es da einen wunden Punkt, wie der ältere Polizist zu berichten wußte. Damit meinte er den Hexenturm, nicht weit von der Gärtnerei entfernt.

Wir hatten uns näher erkundigt und erfuhren, daß es dort nicht geheuer sein sollte.

Der Hexenturm war ein Spukurm.

Zwar brannte uns die Zeit unter den Nägeln, doch die Minuten ließen wir uns, und so erfuhren wir etwas mehr über die Geschichte des Hexenturms. Wir hörten von den schrecklichen

Verbrechen, die dort verübt worden waren und daß die Seelen der Getöteten noch immer in den Steinen hausten.

Einen anderen hätte die Geschichte wohl kaum überzeugt. Wir waren anderer Meinung, denn wir kannten Gordon Schreiber und vor allen Dingen Wikka, die sich selbst als die oberste aller Hexen auf der Welt bezeichnete.

Wenn an der Sache mit dem Turm wirklich etwas Wahres daran war, ließ sich Wikka diese Chance nicht entgehen. Ich gab etwas mehr Gas, denn so völlig wollte ich unsere Freunde nicht aus den Augen verlieren. Ich fragte mich allerdings nur, wo sie hinwollten. In die Gärtnerei oder zum Turm.

Man hatte uns den Weg zur Gärtnerei beschrieben. Er war einfach, denn wir brauchten nur der Straße zu folgen. Zum Turm selbst führte keine Straße, da mußten wir schon querfeldein fahren, was dem Bentley bestimmt nicht guttat.

Als ich die nächste Kurve anschnitt, hatten wir sie wieder. In der Ferne leuchteten die Rücklichter wie kleine Glühwürmchen. Zudem hüpfen sie auf und ab.

»Die haben die Straße verlassen.« Suko sprach das aus, was ich dachte.

Ich ging vom Gas. Suko hatte sich vorgebeugt und schaute rechts an mir vorbei. »Hilft alles nichts«, sagte er, »wenn wir am Ball bleiben wollen, müssen wir auf das Feld.«

»Und die Rosen?«

Da schwieg der Chinese und meinte dann: »Verdammt, die habe ich ganz vergessen.«

»Wir könnten uns teilen«, schlug ich vor.

Das paßte Suko nicht. »Nein, John, die Rosen laufen uns nicht weg. Es wird irgend etwas passieren, sonst wären die Weißen Engel nicht zum Turm gefahren.«

»Du meinst, an der Gärtnerei tut sich nichts?«

»Genau.«

Seltsam, daß ich in diesem Augenblick an Jane Collins dachte. Ob sie sich vielleicht auch auf den Weg zur Gärtnerei gemacht hatte oder irgendwo anders steckte?

Ich hielt an.

»Hast du dich entschieden?« fragte Suko.

»Ja, wir nehmen den Turm.«

»Also querfeldein.«

»Davor schrecke ich ein wenig zurück. Vielleicht ist es besser, wenn wir uns anschleichen.«

Der Chinese hob die Schultern. »Wir wissen nicht, wie weit es ist, denk daran.«

»Ja, ich will allerdings auch nicht, daß sie uns zu früh bemerken.«

»Schließen wir einen Kompromiß. Wir fahren ein Stück und lassen den Wagen dann stehen.«

»Faulpelz«, knurrte ich, legte jedoch den ersten Gang ein und drehte das Lenkrad nach rechts, so daß die breiten Reifen über das Feld rumpelten.

Vorbei war es mit der angenehmen Fahrweise. Wir holpterten über einen unebenen Untergrund. Hin und wieder bekam die Bodenwanne einen Schlag ab. Zudem konnte ich schlecht sehen, wohin wir fuhren, denn ich hatte aus Sicherheitsgründen nur das Licht ausgeschaltet. Die andere Seite sollte unsere Ankunft so spät wie möglich bemerken.

Den Fluß sahen wir noch nicht, obwohl die Themse nicht weit entfernt lag. Suko schaute starr nach vorn. Er suchte den Turm, denn trotz der Dunkelheit würde er sicherlich bald zu sehen sein. Man hatte uns erzählt, daß er ziemlich hoch war. So etwas mußte auch im Finstern zu erkennen sein.

Dann hielt ich. Gleichzeitig meldete sich auch der Chinese. »Ich glaube, da ist er!«

Ich schaute wie Suko nach vorn und vermeinte ebenfalls, einen schmalen dunklen Schatten in den Himmel ragen zu sehen.

»Na denn«, sagte ich und öffnete den Wagenschlag. Suko war schon ausgestiegen. Im Wagen hatte uns die Wärme der Heizung umgeben. Jetzt spürten wir die Kälte und vor allen Dingen den Wind, der vom Fluß her wehte.

Mit Waffen waren wir gut versorgt. Ich hatte auch meinen Bumerang mitgenommen. Er war sehr wirkungsvoll, und Dämonen hatten ihm nichts entgegenzusetzen, wenn er sie traf. Von den Weißen Engeln sahen wir nichts. Dazu war es zu dunkel. Die Finsternis glich einem Mantel, der alles gnädig umfängen hielt. Suko blickte sich um. »Eine Nacht wie für Dämonen geschaffen«, bemerkte er. »Ziemlich düster, kein Mond am

Himmel, keine Sterne, nur Wolken. Da fühlen sie sich wohl.«

»Nicht mehr lange«, erwiderte ich und ging los.

Suko folgte mir. Beide waren wir gespannt, was uns in diesem geheimnisvollen Turm erwarten würde ...

Dahlia Serrano zog fröstelnd die Schultern hoch. Sie preßte sich eng an ihren Freund Dennis und flüsterte: »Ich fürchte mich hier.«

Harry Gering hatte die Worte gehört und lachte. »Das ist nicht nötig, Mädchen, hier tut dir keiner etwas.«

Dahlias Augen wurden groß. »Trotzdem habe ich Angst, das kannst du mir glauben.«

»Vor wem denn Angst?«

»Diese Gegend und der Turm. Alles ist mir nicht geheuer. Was wollen wir überhaupt hier?«

Harry Gering drehte sich um und schaute seine Freunde an. Mit ihm waren es fünf. Drei junge Männer und noch ein Mädchen.

Gering hatte den Vorschlag gemacht, dem alten Turm einen Besuch abzustatten. Er hatte dabei sehr geheimnisvoll getan, und es war ihm tatsächlich gelungen, die anderen zu überzeugen. Vor allen Dingen konnte er sie dazu bringen, nichts dem Anführer Jack Adrian zu sagen.

»Das hier soll eine Überraschung für Jack werden«, erklärte er.

»Und wie?« fragte Dennis, an den sich Dahlia klammerte.

»Ein Ausweichquartier.«

»Verstehen wir nicht«, sagten Sharky und Hank zur gleichen Zeit. Sie waren Zwillinge und taten fast alles gemeinsam. Ihr blondes Haar war so kurz geschnitten, daß es wie eine Bürste auf dem Kopf wuchs.

»Ihr wißt, daß mein Vater die Gärtnerei besitzt. Dazu gehört auch ein großes Gelände. Mit der Südseite, so glaube ich, grenzt das Gelände ziemlich dicht an den Turm. Der gehört keinem, steht schon seit langer Zeit leer, und ich dachte mir, daß wir ihn uns als eine Art Landquartier einrichten.« Harry hob die Schultern. »Aber wenn ihr nicht wollt, lassen wir es eben bleiben.«

»Davon hat niemand etwas gesagt«, mischte sich Dennis sofort ein. Er war der kleinste von ihnen und auch der Pedant, weil bei ihm alles seine Ordnung haben mußte. »Allerdings kannst du

nicht leugnen, daß die Frage berechtigt war.«

»Das gebe ich zu. Es ist auch noch nichts entschieden. Ihr sollt euch den Turm nur einmal ansehen, dann stimmen wir ab, und wenn sich die Mehrheit dafür entscheidet, werden wir es auch schaffen, Jack davon zu überzeugen.«

»Na ja, ansehen kostet nichts«, meinte Dennis und schaute die Zwillinge an. »Oder was meint ihr?«

Die Jungen hoben die Schultern. Ihre Helme hatten sie abgesetzt. Ansonsten trugen sie noch die Kleidung, die sie auch auf den Maschinen angehabt hatten.

Harry Gering nickte zufrieden. Er war ein schlaksiger Typ und nach Jack der beste Karate-Kämpfer, was die anderen neidlos anerkannten. In der kurzen Zeit, in der er zur Gruppe gehörte, hatte er so etwas wie eine Führungsposition in der Clique übernommen. Er war gewissermaßen zum zweiten Mann aufgestiegen.

»Sollen wir?« fragte er dann.

Die Jungen waren einverstanden. Nur das Mädchen nicht.

Dahlia Serrano, die Dunkelhäutige mit dem Kraushaar, wand sich.

»Ich weiß nicht«, flüsterte sie Dennis zu, »irgendwie ist mir die ganze Sache nicht so recht geheuer.«

»Wieso?«

»Na ja, ich habe da ein Gefühl.«

»Ach, das kannst du vergessen.«

»Warum hat er denn so geheimnisvoll getan? Weshalb durften wir nichts sagen? Er hätte doch ruhig Jack davon informieren können. Aber nein, das alles mußte aussehen wie eine Verschwörung. Als würden wir etwas Unrechtes tun. Nur keinem davon was sagen. Das ist es, was mich stört, Dennis.«

»Er machte es eben gern spannend.«

Dahlia schüttelte den Kopf. »Die Erklärung zieht bei mir nicht. Ehrlich.«

»Willst du zurückbleiben?«

»Ich habe einmal in den sauren Apfel gebissen und esse ihn auch auf.«

Dennis grinste. »Dann ist ja alles klar.«

»Nur komisch, daß er Lilian nicht dabeihaben wollte. Sie war in letzter Zeit ziemlich verändert.«

»Wie meinst du das?«

»Genaues hat sie mir nicht gesagt, aber sie meinte mal, daß wir mit Harry noch unsere Überraschungen erleben würden. Und die wären verdammt nicht gut.«

»Ach, Lilian hat viel geredet. Du kennst sie doch.«

»Nein, nein, da hatte sie schon recht. Das war etwas anderes. Ich traue ihm nicht über den Weg.«

»Was hast du auf einmal?«

Dahlia hob die Schultern. »Vielleicht bin ich sensibler als ihr. Lilian war auch sensibel.«

»Du sprichst, als wäre sie tot.«

»Um Himmels willen, mal den Teufel nicht an die Wand.«

Dahlia bekam plötzlich Angst. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich so, daß Dennis lachen mußte.

»He, ihr beiden!« rief Harry Gering. »Wollt ihr nicht, oder braucht ihr eine Extraeinladung?«

»Wir kommen!« erwiderte Dennis laut. Er stieß seine Freundin an. »Los jetzt, Mädchen, reiß dich zusammen.«

»Ja, ja.« Dahlia hakte sich bei Dennis ein. Gemeinsam schritten sie auf den Turm zu, dessen Eingang wie der dunkle Schlund einer Höhle wirkte. Dennis merkte, daß Dahlia zitterte, und legte seinen Arm um ihre Schultern.

Er krauste die Stirn. Jetzt hatte Dahlia ihn mit ihrer Rederei auch schon nervös gemacht. So ganz geheuer war diese Gegend wirklich nicht, aber es kam immer auf den Blickwinkel an, mit dem der Betreffende die Sache sah.

Dicke Wolken segelten über den dunkelgrauen Himmel. Vom Fluß her war ein monotones Rauschen zu hören. Trotz der Nachtstunde flogen die Vögel. Man sah sie nicht, aber die krächzenden Schreie übertönten hin und wieder das Geräusch des fließenden Wassers.

Die anderen hatten den Turm bereits betreten. Nur Harry Gering stand noch draußen. Er hatte sich leicht gebückt neben den Eingang gestellt und winkte.

»Kommt, kommt!« rief er. »Ich will hier nicht anwachsen.«

»Ja, ja, Eile mit Weile«, gab Dennis zurück.

»Noch haben wir eine Chance«, flüsterte das Mädchen.

»Wie meinst du das?«

»Wir können verschwinden.«

Dennis lachte auf. »Dafür besteht kein Grund. Siehst du etwas?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Aber ich fühle es. Hier stimmt etwas nicht. Das kommt mir vor wie eine Falle.«

»Jetzt hör aber auf.« Dennis war wirklich sauer. »Du kannst mit deiner Rederei ja ganze Völkerstämme nervös machen. Der Turm ist harmlos, glaube mir.«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat sie Angst?« fragte Harry Gering, der natürlich etwas bemerkt hatte.

»Ja.«

Gering grinste Dennis an, dann das Mädchen. Er hob seinen Arm und streichelte Dahlias Wange. »Du brauchst doch keine Furcht zu haben, Kleine. Ich bin bei dir.«

»Faß mich nicht an!« zischte Dahlia.

»He, was hast du denn?« Harry tat entrüstet. »Ist sie launisch?« fragte er Dennis.

»Nein. Der Turm ist ihr nicht geheuer.«

Harry lachte. Dahlia fand, daß es unecht klang, sagte jedoch nichts. »War er mir beim erstenmal auch. Vor allen Dingen in der Dunkelheit. Aber ihr werdet sehen, alles ist okay.«

»Und was sollen wir darin?« fragte Dahlia.

»Ihn uns ansehen, mehr nicht.«

»Im Dunkeln?«

»Keine Bange. Für Licht sorgen wir schon. Darauf kannst du dich verlassen.«

Dahlia hob die Schultern. Sie wollte kein Spielverderber sein und machte mit. Gemeinsam mit Dennis passierte sie den wartenden Harry Gering. Beide sahen nicht dessen hintergründiges Lächeln, als sie das Innere des Turms betraten.

Hier war es dunkler als draußen. Dahlia kam sich vor wie in einem gewaltigen Grab. Sie sah die Zwillinge nicht, aber sie hörte sie sprechen. Obwohl sie nur miteinander flüsterten, klangen ihre Stimmen ziemlich laut und hallten von den Wänden wider.

Als sich Dahlia umdrehte und ihr Gesicht dem Eingang zuwandte, sah sie Harry Gerings Umriß in dem Rechteck. Er stand dort wie ein Wächter. Dahlia rieselte es kalt den Rücken hinab.

Ihre Angst hatte sich nicht verflüchtigt, trotz der beruhigenden Worte vorhin. Im Gegenteil, sie war stärker geworden. Dahlia bezeichnete sich selbst als einen Gefühlsmenschen. Ihr Gefühl sagte ihr jetzt und hier, daß einiges im argen lag. Es stimmte vieles nicht.

Ihre Hand suchte die von Dennis. Als die Finger an seiner Handfläche lagen, fühlte sie sich besser.

»He«, rief Hank, »du hast uns doch versprochen, für Licht zu sorgen.«

»Kommt noch.«

»Wann denn?«

»Moment«, erwiderte Harry. »Laß mich erst einmal richtig zu euch kommen.«

Sie hörten seine Schritte. Dann flackerte ein Licht auf, das jedoch schnell wieder verlosch, denn innerhalb des Turms war es zugig. In der Mitte blieb Harry stehen. Er machte eine Armbewegung, die nur schattenhaft zu sehen war. »Baut euch vor mir auf«, forderte er. »Ich muß euch einiges erklären.«

Die anderen gehorchten zögernd.

Als sie still standen und Harry in ihre bleichen Gesichter schaute, war er zufrieden und begann zu sprechen. »Ich habe euch nicht ohne Grund in diesen Turm geholt«, erklärte er. »Niemand von euch hat je von diesem Bauwerk gehört, keiner kennt die Geschichte. Aber ich kenne sie. Wißt ihr eigentlich, daß dieser Turm im Volksmund Hexenturm heißt?«

Er bekam keine Antwort.

»He, was ist? Wißt ihr es oder nicht?«

»Nein«, sagte Dennis.

»Habe ich mir gedacht.« Harrys Lachen klang seltsam hohl, als käme es aus einer Gruft. »Das hier ist der Hexenturm. Natürlich gibt es einen Grund dafür, daß man ihm diesen Namen gegeben hat. Es liegt lange zurück. Jahrhunderte, um genau zu sein. Ihr habt von den Zeiten der Hexenverfolgungen sicherlich gehört. Das war ein verdammt trauriges Kapitel, und während dieser Zeit spielte der Turm hier eine unrühmliche Rolle. Hier wurden Menschen gequält, gefoltert und umgebracht. An der nahen Themse machte man die Hexenprobe, doch hier fanden die Verhöre statt. Die Mauern des Turms und dessen unmittelbare

Umgebung sind mit dem Blut der Getöteten getränkt. Aber nicht alle, die hier umkamen, waren unschuldig. Es befanden sich auch ein paar echte Hexen darunter, und die hatten Rache geschworen. Als man sie umbrachte, da hatten sie längst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, so daß ihre Seelen nicht in das direkte Jenseits eingingen, sondern in einem Zwischenreich blieben, wo auch die Seelen der unschuldig Verurteilten hingingen. So wurden die Unschuldigen von den anderen festgehalten, und es gab für beide Seiten keine Chance, je zu entkommen. Die Erde um den Turm herum wurde von den Hexen verflucht, und dieser Fluch hat sich bis in die heutige Zeit gehalten, meine Freunde.«

»Ich wußte es!« hauchte Dahlia. »Ich wußte es genau.«

Dennis hörte nicht auf sie. Er lauschte den Worten des Sprechers und war fasziniert davon.

»Laß uns gehen«, drängte Dahlia, »bitte ...«

»Warte doch mal.«

Harry redete weiter. »Die Hexen sind also umgekommen, aber ihre Seelen konnten die Menschen nicht töten. Sie lebten weiter. Unsichtbar, doch sie nahmen das gesamte Gebiet in Besitz. Sie stellten es unter ihre Kontrolle. Jeder Mensch, der in ihre Nähe geriet, wurde genau beobachtet. Aber nicht nur die Menschen, auch mit den Geistern der Natur gingen sie so um. Sie gerieten in die Gewalt der Hexen. Alles, was in unmittelbarer Nähe des Turms wuchs und gedieh, stand unter dem Einfluß der uralten Hexenseelen. Erst recht, als mein Vater damit begann, eine Gärtnerei zu eröffnen. Er ahnte nichts von der Anwesenheit der Hexen, seine Rosen wollte er züchten, und es wurden prächtige Gewächse, wobei er nicht wußte, daß Hexenkunst mit im Spiel war. Nur durch sie konnten die Blumen so hervorragend gedeihen. Die Hexen haben uns Menschen einiges voraus. Unter anderem die Zeit. Ihre Rache gedieh im Laufe der Jahrhunderte, und sie warteten ab, bis sie reif war. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Die Rosen, die den Hexenkeim in sich tragen, zeigen ihr wahres Aussehen. Durch das Blut der Getöteten konnten sie so gedeihen. Und mit dem Blut floß auch die Seele der Hexen in sie hinein. Aus den völlig normalen Rosen wurden Blumen mit Menschenköpfen. All die Hexen, die vor Hunderten von Jahren umgebracht worden waren, sieht man jetzt wieder. Ihre Köpfe, ihre Gesichter saßen auf

den Stielen der Rosen, und genau zur rechten Zeit erschien die Frau, die in der Lage ist, alle Hexen zu vereinigen und auch anzuführen. Ihr Name ist Wikka.«

Nach diesen Worten wurde es still. Nur das gepreßt klingende Atmen der Anwesenden war zu hören. In den letzten Minuten hatten die jungen Leute viel Neues erfahren, ohne es voll zu begreifen.

»Und was sollen wir hier?« Dennis stellte die Frage.

»Ich habe euch hergeholt, weil Wikka Diener braucht. Sie will, daß ihr euch auf ihre Seite stellt.«

»Nein!« Das war Dahlia, die das gerufen hatte.

»Sei du ruhig, sonst ergeht es dir wie Lilian Day«, erwiderte Harry Gering kalt.

Nach dieser Antwort herrschte Schweigen. Jeder dachte darüber nach. Was war mit Lilian? Sie hatten sie lange nicht mehr gesehen. Sie war auch nicht mitgekommen, und Harry hatte einen faden-scheinigen Grund angegeben, als er danach gefragt wurde.

»Was hast du mit Lilian gemacht?« Dennis Stimme klang drohend. Er ballte schon die Hände, während Dahlia neben ihm stand und wie Espenlaub zitterte.

»Ich habe nichts mit ihr gemacht«, erwiderte Harry.

»Wer dann?«

»Ein Diener Wikkas. Er heißt Gordon Schreiber. Durch ihn bekam ich überhaupt Kontakt zu Wikka. Ich habe mich öfter mit ihm und der Oberhexe getroffen, um alles vorzubereiten.

Allerdings nicht hier, sondern in London. Irgendwie muß Lilian Verdacht geschöpft haben. Sie folgte mir einmal und belauschte uns. Zum Glück bemerkten wir sie. Gordon Schreiber ist ihr gefolgt und hat sie mit einem Messer getötet.«

Ein klagender Schrei war zu vernehmen. Dahlia hatte ihn ausgestoßen. Sie klammerte sich an Dennis fest und schluchzte.

»Laß uns gehen!« flüsterte sie. »Bitte ...«

»Hier kommt niemand mehr raus, ohne daß ich es will«, erwiderte Harry Gering kalt. »Dieser Turm steht unter dem Schutz der Hexen. Wer ihn betritt, begibt sich gleichzeitig in ihre Hände, und sie bestimmen, wer ihn verlassen kann.«

»Du bist verrückt!« Sharky hatte die Worte geflüstert, doch er erntete nur ein Lachen.

»Nein, ich bin nicht verrückt. Ich will nur, daß auch ihr Wikka gehorcht, denn ihr werdet die Rosen nehmen und sie überall in der Stadt verteilen. Wenn ihr sie bekommt, sehen sie normal aus, aber schon bald fangen sie an, sich zu verwandeln. Dann werden sie Blut ausströmen, und ihre Blüten verwandeln sich in kleine Köpfe. Die haben sehr spitze Zähne, und sie werden den Besitzer der Blumen beißen, so daß er ebenfalls zu einer Rose wird, denn sie tragen den Hexenkeim in sich. Damit hat der tödliche Kreislauf begonnen, aus dem es kein Entrinnen gibt. Es ist wie ein Schneeballsystem. Bald wird es in London zahlreiche Hexen geben, denn die Blumen wissen genau, was sie Wikka schuldig sind.«

Es waren Worte, die er gelassen ausgesprochen hatte, doch sie beinhalteten die Brisanz einer Bombe, und kaum jemand der Anwesenden konnte sie glauben.

Nur Dahlia Serrano begriff die Tragweite der Rede. Sie wußte, daß sie von finsternen Mächten umgeben war. Zwar konnte sie diese nicht sehen, aber sie ahnte, daß sie irgendwo lauerten. Sie hockten im verborgenen und mußten erst hervorgelockt werden. Dahlia war sicher, daß Harry Gering auch dies schaffte.

»Habt ihr alles verstanden?« rief er.

Seine Freunde schwiegen.

Gering lachte. »Ich sehe euer Schweigen als Zustimmung an«, sagte er. »Und nun gebt genau acht. Wikka wird sich euch offenbaren. Damit ihr seht, daß es sie tatsächlich gibt. Ich habe euch vorhin gesagt, daß wir kein Licht brauchen. Das stimmt, wir benötigen es wirklich nicht. Ihr werdet Wikka auch so sehen.«

Er ging noch einen Schritt vor, um die optimale Position einzunehmen. Dann fiel er auf die Knie.

»Jetzt«, raunte Dahlia. »Jetzt ist es soweit. Wir müssen verschwinden, komm ...«

Aber Dennis rührte sich nicht. Er stand wie angewurzelt, um sich den unheimlichen Vorgang nicht entgehen zu lassen.

»Ich laufe allein!« Dahlia hatte sich entschlossen. Sie wollte den Turm verlassen und Hilfe holen. Sie konnte eine Maschine fahren. Wenn sie damit in den Ort jagte und Hilfe holte, war es vielleicht noch nicht zu spät.

»Dennis!«

Da geschah es. Sie hatte zu lange gezögert. Vor den jungen Leuten nahm der Boden plötzlich eine blutrote Farbe an. Sie bildete einen Kreis, in dessen Mitte Harry Gering hockte, wobei sein Gesicht im Widerschein des roten Lichts wie eine mit Blut über-gossene Fratze wirkte. »Wikka!« schrie er. »Wikka, erscheine!« Die Hexe kam nicht.

Sie schickte statt dessen ihre Diener vor. Auf einmal veränderten sich die Wände. Sie hatten die rote Farbe des Bodens übernommen, gleichzeitig schimmerten in den Steinen fratzenhafte Gesichter, die in allen Farben des Spektrums leuchteten.

Grün, rot, gelb, violett - es war alles vertreten. Sie hatten die Mäuler aufgerissen, und im Innern des Turms erklang ein wüstes Heulen und Schreien.

Wind kam auf, wurde zum Sturm, orgelte in den Turm hinein, zerrte an den Menschen und brachte sie zum Taumeln.

Gellende Schreie explodierten regelrecht, überschlugen sich, wurden schrill und zu einer ohrenbetäubenden Dissonanz.

Ein wahres Höllenkonzert brach über die Menschen herein.

Es kündete den Hexentanz an!

Jane Collins war allein mit dieser Bestie!

Gordon Schreiber stand vor ihr. Es gab kaum einen Menschen, vor dem sie sich so fürchtete wie vor ihm. Das war schon damals in der Schweiz so gewesen, als sie den Posten als Sekretärin bei ihm angenommen hatte. Bereits bei der ersten Begegnung hatte sie die unheimliche Aura gespürt, die dieser Mann ausstrahlte.

Er war ein menschlicher Teufel!

Auch die zweite Begegnung hätte sie fast nicht überlebt. Da standen Wikka und er gegen sie. Hier war er allein, aber dennoch sehr gefährlich.

Und er sprach sie an. »Es hat also doch geklappt«, sagte er mit seiner kalten Stimme, die überhaupt kein Gefühl aufkommen ließ. »Du bist in meine Falle gelaufen. Beim erstenmal hast du dich noch retten können, aber den blutigen Rosen entkommt niemand!«

»Noch lebe ich«, erwiderte Jane mit dem Mute der Verzweiflung, wobei sie an ihre Astra dachte. Sie würde schießen.

Wenn Schreiber sie töten wollte, würde er sich wundern. Aber Gordon Schreiber hielt sich zurück. Er schien zu wissen, daß Jane nicht wehrlos war und zudem noch in einigermaßen guter Deckung lag. Die langen Tische, auf denen die Blumen wuchsen, schützten sie.

Natürlich suchte die Detektivin nach einem Ausweg. Hatte dieses verfluchte Treibhaus denn nur eine Tür, und die noch in genau entgegengesetzter Richtung?

Jane Collins war bisher nicht dazu gekommen, sich die Rückseite des Treibhauses genau anzusehen, andere Ereignisse hatten sie zu sehr abgelenkt. Jetzt allerdings blieb ihr nichts anderes mehr übrig. Sie mußte nach einem Ausweg suchen.

Vorsichtig und möglichst lautlos zog sich Jane zurück. Sie mußte dabei über den toten Jack Adrian steigen und verspürte einen regelrechten Stich ins Herz. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß dieser junge Mann gestorben war. Sie hätte ihn nicht mitnehmen sollen.

Jane sah auch eine Tür. Schwach zeichneten sich deren Umrisse in der Verglasung ab. Allerdings wußte sie nicht, ob die Tür verschlossen war. Um dies nachzuprüfen, reichte die Zeit nicht. Gordon Schreiber würde ihr keine lassen.

Doch Schreiber verhielt sich relativ ruhig, und Jane glaubte, daß er irgendeine Teufelei im Schilde führte. Ihren ersten Schock hatte sie inzwischen überwunden. Die Gedanken arbeiteten wieder klar und sicher. Sie dachte jetzt direkt an Flucht und näherte sich geduckt der Hintertür.

Davor blieb sie hocken und warf noch einen Blick in den Mittelgang. Hatte sie vorhin noch die hochgewachsene Gestalt Schreibers gesehen, so war er jetzt verschwunden. Wahrscheinlich hatte er sich weiter zurückgezogen und lauerte in der Dunkelheit. Jane riskierte es und hob den freien linken Arm an, so daß sie die Klinke umfassen konnte. Noch zögerte sie, preßte die Lippen fest aufeinander und drückte die Klinke dann nach unten.

Die Tür rührte sich nicht. Sie war verschlossen, und Jane Collins blieb allein mit dieser Bestie namens Gordon Schreiber.

Dann hörte sie sein Lachen. Dünn, aber trotzdem gemein und kalt erreichte es ihre Ohren. Jane zuckte wie unter einem Hieb zusammen, denn das Lachen bewies ihr, daß sich Gordon

Schreiber noch lange nicht zurückgezogen hatte.

Auch vernahm sie ein seltsames Rascheln, auf das sie sich keinen Reim machen konnte.

Als die Detektivin den Kopf hob, sah sie, daß die Blumenfelder über ihr in Bewegung geraten waren. Jemand mußte mit der Hand durch sie fahren, und sie ahnte, daß es Schreiber war, der die Blumen aus der Erde holte.

Schon hörte sie seine Stimme. »Einen Strauß, Jane Collins, du bekommst einen Strauß. Den bin ich dir schuldig. Schon bei unserer ersten Begegnung in der Schweiz hätte ich dir gern einen Blumenstrauß überreicht. Nun bekommst du deinen zweiten, da der erste seine Wirkung nicht voll erzielt hat.«

In Jane erwachte wieder die berufliche Neugierde. Während sie behutsam den rechten Arm anhub und mit der Astra in den Mittelgang zielte, fragte sie: »Warum das alles? Was haben diese schrecklichen Blumen zu bedeuten?«

»Sie sind der großen Wikka zur Ehre gewachsen. Ein jahrhundertalter Fluch hat sich erfüllt, denn die Menschen waren so arrogant zu glauben, daß sie die Hexen vernichtet hätten. Das stimmt nicht. Man kann sie nicht töten, wenn sie sich einmal dem Teufel verschrieben haben. Auch ich habe mich dem Teufel verschworen, ich weiß, wie gut es ist, auf seiner Seite zu stehen. Diese Blumen, in die der Geist der getöteten Hexen und all der anderen gefangenen Seelen gefahren ist, sind der Schlüssel zu unserem Sieg. Hunderte stehen hier, und jede einzelne ist magisch aufgeladen. Sie werden ihr Blut ausspeien, um sich danach zu verwandeln. Zahlreiche Helfer warten darauf, die Blumen in London zu verschenken. Die Menschen werden sich freuen, aber danach wird es für sie das böse Erwachen geben.«

»Wer verteilt die Blumen? Etwa die Weißen Engel?«

»Ja, genau sie. Denn einer von ihnen steht auf unserer Seite. Er hat die Zeichen genau erkannt. Es ist der Sohn des Gärtnerei-Besitzers, und er weiß, was er dem Teufel und uns schuldig ist, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wo ist er jetzt?« fragte Jane, die mittlerweile immer klarer in diesem verzwickten Fall sah.

»Ganz in der Nähe. Hast du schon von dem Hexenturm gehört?«

Und ob. Jane erinnerte sich an das Gespräch mit den beiden Dörflern. Sie hatten sie gewarnt und den Hexenturm als äußerst gefährlich eingestuft. Wie es schien, hatten sie sich nicht getäuscht. Im Hexenturm würde die Vergangenheit wieder lebendig werden und grausame magische Riten wahre Urstände feiern.

Eine schlimme Vorstellung.

»Du sagst ja nichts«, meinte Schreiber.

»Ja, ich habe von dem Hexenturm gehört«, erwiderte Jane.

»Aber er steht leer.«

Da lachte der andere. »Sicher, so erzählt man sich. Du wirst auch keinen sehen, wenn du ihn betrittst. Doch in seinem Innern ist alles anders. In den Steinen wohnen und lauern sie. Dort halten sich die Seelen der Hexen verborgen. Sie warten darauf, befreit zu werden.«

»Und das wird heute sein?«

»Noch in dieser Nacht. Wenn die Tageswende anbricht, werden auch die Seelen befreit, und sie beginnen mit ihrem schaurigen Sabbat. Niemand kann ihnen entkommen. Sie werden sich die jungen Leute vornehmen und sie zu ihren Dienern machen, und Wikka, die oberste aller Hexen, steht dabei und schaut ihrem großen Triumph zu.«

Jane ließ den Mann reden. Gleichzeitig sann sie über einen Ausweg aus diesem Dilemma nach. Wenn sie schon nicht durch eine Tür hinauskam, dann mußte ihr etwas anderes einfallen. Zudem befand sie sich ja nicht in einem zugemauerten Gefängnis, sondern in einem gläsernen Treibhaus.

Das Wort gläsern bekam plötzlich für sie eine völlig andere Bedeutung. Da mußte sich etwas machen lassen.

Das Glas eines Treibhauses war zwar sehr stabil, ob es allerdings einem schweren Wurfgeschloß standhalten würde, war wirklich die große Frage. Nur woher nehmen und nicht stehlen?

Janes Blicke gingen wieder auf Wanderschaft. Dann sah sie das Gewehr. Allerdings lag es ungünstig. Sein Lauf zeigte genau in den Mittelgang. Wenn sie es an sich nahm, würde Schreiber das sicherlich bemerken.

Gab es noch ein zweites Wurfgeschloß?

Jane hatte Glück.

Sie entdeckte den Hocker, wobei sie nicht wußte, daß er es gewe-

sen war, den sich Victor für seine Nachtwache ausgesucht hatte. Dieses kleine Sitzmöbel kam der Detektivin sehr entgegen. Es war zwar nicht groß, sah allerdings sehr stabil aus und würde sicherlich, wenn es mit Wucht geschleudert wurde, auch das Glas zerstören.

Hoffentlich bekam sie den Hocker nur früh genug zwischen die Finger, bevor Schreiber eingriff.

Deshalb mußte sie ihn ablenken und sagte: »Was wollen Sie denn mit mir anstellen?«

»Dich, Jane Collins, hat Wikka mir überlassen. Die Sache hier ist ein Kampf zwischen uns beiden. Wikka hält sich da raus. Als Dank dafür werde ich dich der Hexe übergeben, und zwar als herrliche duftende Rose, aus der irgendwann das Blut quillt, damit die Blüte anschließend dein Gesicht zeigt.«

Hätte ihr Gordon Schreiber vor einigen Stunden diese Ankündigung gemacht, so wäre Jane noch entsetzt gewesen. Aber inzwischen hatte sie sich an den Schrecken gewöhnt, und so leicht haute sie nichts mehr um.

Jane hatte sich flach auf den Boden gelegt und ihren rechten Arm ausgestreckt. Da sie die linke Hand noch ein wenig gekrümmt hielt, stieß sie mit den Fingerspitzen gegen den vierbeinigen schmalen Hocker. Noch ein winziges Stück mußte sie vor, dann hatte sie das kleine Sitzmöbel.

Und jetzt noch zu sich heranziehen.

Jane Collins stand der Schweiß auf der Stirn. Ihr Herz schlug fast doppelt so schnell, die Aufregung hielt sie in den Klauen. Sie hatte Angst vor ihrer eigenen Courage. Wenn Schreiber etwas merkte, war sie verloren.

Dafür hörte sie seine Stimme. »Wunderbar«, sagte er. »Wirklich ausgezeichnet, diese herrlichen Blumen. Ich werde für dich einen besonderen Strauß zusammenstellen, Jane Collins. Er wird dir große Freude bereiten.« Sein folgendes Lachen klang häßlich und gemein. »Warte, gleich ist er fertig.«

Janes Mund verzog sich grimmig. Schreiber würde sich wundern. Leicht sollte er es mit ihr nicht haben.

In der Linken hielt sie den Hocker, rechts die Astra. Sie war sich nicht sicher, ob sie Schreiber mit einer Silberkugel töten konnte. Gegen John Sinclair hatte er zuletzt mit den Fäusten gekämpft.

Leider hatte er entkommen können, und daran war Jane schuld, weil sie es gewesen war, die John durch ihren verzweifelten Schrei von Schreiber abgelenkt hatte.

Sie kniete jetzt. Vorsichtig hatte sie sich bewegt. Zum Glück waren die makabren Blumen in ihren Singsang gefallen, so daß sie manches Geräusch übertönten. Als Jane nach oben schielte, schaute sie in die Gesichter der Blumen, die sich über den Rand zu ihr hinabgebeugt hatten.

Ob sie Schreiber warnen würden?

Der Gedanke zuckte plötzlich durch Janes Hirn und lenkte sie auch sekundenlang ab.

Genau in dieser Zeitspanne griff Gordon Schreiber an. Er hatte seinen Strauß fertig, hielt ihn in der rechten Hand und streckte seinen Arm vor, so daß die zahlreichen Köpfe auf Jane Collins wiesen und die Zähne in ihr Gesicht hacken konnten ...

Hexensabbat!

Eine Hölle für sich. Ein Schreien und Stöhnen, Kreischen und Jammern. Ein Gemisch aus Sturm und grauenerregenden Geräuschen. Gestalten wischten herbei, kamen wie Schatten und fuhren in den kleinen Pulk der jungen Menschen.

Die Zwillinge erwischte es zuerst. Während Harry Gering am Boden saß und sein Körper von einer violetten Flamme umhüllt wurde, die sein Gesicht und die Haut seltsam bleich erscheinen ließ, stießen die Fratzen plötzlich aus den Wänden, wurden zu langen, federartig geschwungenen Gestalten, die sich auf das Zwillingspaar stürzten.

Sharky und Hank hatten keine Chance. Sie wollten noch weg, als die untoten Seelen der beiden Hexen bereits in sie eindrangten. Sie benutzten dazu die Körperöffnungen. Durch den Mund und durch die Nasenlöcher wischten die materielosen Wesen in die Körper der beiden jungen Männer und breiteten sich gedankenschnell aus.

Hank und Sharky drehten durch. Sie bewegten sich auf der Stelle im Kreis und führten einen wilden Veitstanz auf. Beide waren besessen, die Magie der uralten Hexen war auf sie übergegangen, und sie würden nur ihrem Geist gehorchen.

Sie schrien und kreischten, hatten die Lippen weit aufgerissen, doch es waren andere, fremde Laute, die aus ihren Mündern drangen.

Hexenlaute.

Das alles hatte sich innerhalb von Sekunden abgespielt. Einer normalerweise sehr kurzen Zeitspanne. Dennis und Dahlia jedoch kam sie ewig lang vor, denn sie konnten sich fast jede Einzelheit einprägen, und sie sahen auch das wilde, rotierende Licht an den Wänden, das die Fratzensgesichter einhüllte wie ein farbiger Mantel.

Die Gesichter und Gestalten, Jahrhunderte lang im Stein verborgen, hielt es nun nicht mehr. Die Stunde ihrer Befreiung war da, Wikka gab ihnen die Chance, hatte sie endlich erlöst von einem alten Fluch.

Frei!!!

Es war wie ein Schrei, der durch das Gemäuer brandete, aber nur gedanklich existierte und auch nur von den Hexen gehört werden konnte.

Doch sie folgten ihm und verließen ihr grausames und unwürdiges Gefängnis.

Das alles begriffen Dahlia und Dennis zwar nicht so recht, aber sie sahen die Folgen.

Die Hexen stürzten sich auf sie.

»Weg!« kreischte das Mädchen in höchster Panik. Es reagierte schneller als ihr Freund, sie riß diesen einfach mit. Sie wollte nicht, daß sie und Dennis auch so wurden wie die anderen beiden, oder wie Harry, der auf dem Boden kniete, seine Hände auf die Oberschenkel gelegt hatte und den Kopf in den Nacken drückte. Dabei war sein Mund noch weit geöffnet und ein grüner, widerlich stinkender Schleim floß über seine Lippen und rann am Kinn entlang.

Er stand voll unter Wikkas Kontrolle.

Dahlia wollte raus. Nur draußen hatten sie eine Chance, dieser Hölle zu entkommen.

Da stolperte Dennis. Und zwar so heftig, daß er seine Freundin mitriß. Dahlia ließ ihn im letzten Moment los und konnte sich auf den Füßen halten, Dennis aber fiel hin. Auf dem Rücken blieb er liegen.

Dahlia schrie gellend. Sie sah die violette Gestalt, die nicht mehr als ein Schatten war, und das verzerrte, uralte Gesicht einer Greisin hatte.

»Dennnniiis!«

Ihre Warnung kam zu spät.

Der Hexengeist war zu schnell. Er huschte durch die weit geöffneten Lippen des jungen Mannes in dessen Körper.

Dennis lag noch immer auf dem Rücken. Dann hob er regelrecht ab, als hätte ihn ein Skorpion in den Rücken gestochen. Seine Augen wollten ihm fast aus den Höhlen quellen, so sehr litt er unter dieser ungemein starken Anstrengung, und während er sich noch in der Bewegung befand, drang ein dumpfes Gelächter aus seinem Mund. Ein Lachen, wie es Dahlia bei ihm nie zuvor gehört hatte. Die junge Farbige glaubte, verrückt zu werden. In ihrer Panik hielt sie sich beide Ohren zu, um das Lachen nicht mehr hören zu müssen.

Dennis lachte weiter. Dabei sprühte Speichel aus seinem Mund, er trampelte mit beiden Füßen, begann plötzlich zu rennen und krachte gegen die Wand, als wollte er versuchen, in den Stein einzudringen.

Dahlia konnte diesen Horror nicht mit ansehen. Die Welt um sie herum hatte sich von einer Sekunde auf die andere verändert, das war nicht mehr die normale, sondern eine Welt des Schreckens. Die Hexenwelt.

Um sie herum pffte und heulte es. Immer mehr gefangene Hexen verließen ihr Gefängnis und umkreisten sie als kreischende Schatten. Sie wunderte sich, weshalb noch keiner der Schatten in ihren Mund eingedrungen war, wie sie es bei den anderen getan hatten, doch nähere Überlegungen brauchte sie nicht mehr anzustellen, denn die Hexen hatten etwas ganz anderes mit ihr vor.

»Eine Frau!« hörte sie die heulenden Stimmen. »Sie ist eine Frau. Und sie gehört nicht zu uns ...«

Der Wirbel um Dahlia verstärkte sich. Sie spürte den Wind, der an ihrer Kleidung zerrte und ihre Haare hochstellte. Sie selbst drehte sich im Kreis, irgend etwas zwang sie, die Hexen mit ihrem Blick zu verfolgen.

Im nächsten Augenblick spürte sie die Berührung. Eiskalt war sie, als hätte ihr jemand ein gefrorenes Stück Wasser gegen den

Rücken gepreßt. Dann gab es einen Ruck, und aus ihrer Jacke war ein Fetzen geworden, der wie eine Fahne an ihrem Körper flatterte und vor ihren Füßen liegenblieb.

Der nächste Angriff. Dicht vor ihrem Gesicht erschien eine gelblich schimmernde, zahnlose Fratze mit runden Augen. Zwei Krallen griffen zu und fetzten ihren Pullover auf.

»Für den Teufel!« geiferte eine Stimme. »Ein nacktes Mädchen für den Teufel! Du bist so nackt, so jung, so fest ...« Und wieder tanzten die Hexen einen furiosen Wirbel um das halbnackte Mädchen, das überhaupt nicht wußte, wohin es laufen sollte, und sich verzweifelt bemühte, den Ausgang zu suchen.

Sie sah nichts mehr. Nur die wirbelnden, tanzenden Schatten. Grelle Hexenfratzen, gierige Hände, die ihre lederne Hose zerrissen, ohne die Haut auch nur einmal zu berühren.

Im dunklen Slip stand sie da. Sie trug nur noch die halbhohen Stiefel und versuchte vergeblich, ihre Blößen zu bedecken, denn die kreischenden Hexenweiber rissen ihr auch noch den letzten Fetzen Stoff vom Körper.

»Der Satan liebt schöne Körper!« schrien sie. »Auch wir waren mal schön. So schön wie du ...« Und sie machten weiter, packten zu, drehten Dahlia um ihre eigene Achse, die von einem ungeheuren Taumel erfaßt wurde und weder vor noch zurück wußte.

Die Hexen hatten Gewalt über sie.

Auch ihre ehemaligen Freunde schauten zu. Sie waren zu besessenen Wesen geworden. Während Harry Gering noch immer grünen Höllenschleim ausspie, tanzten die anderen drei um ihn herum und verrenkten ihre Körper in wilden Bewegungen.

Aus dem Boden drang noch immer das violette Leuchten. Wenn Harry den Kopf senkte, dann hatte er das Gefühl, bis zum Mittelpunkt der Erde schauen zu können. Alles erschien ihm so unendlich weit, bis plötzlich aus der Erde eine geisterhafte Gestalt erschien.

Der Teufel mit seiner dreieckigen Fratze.

Ein Heulen, noch stärker und gewaltiger, erschütterte den Turm, als der ziegengesichtige Asmodis erschien und auf das nackte Mädchen starrte, das fast die Besinnung verloren hatte.

»Her mit dem Hexenopfer!« brüllte er und stieß eine giftgrüne Rauchfahne aus.

Zu dritt stürzten sie sich auf Dahlia, die in einem Anflug von Klarheit begriff, was mit ihr geschehen sollte.

Der Teufel wollte sie haben.

Der Satan und die Unschuld. Ein ewiges Bild, das durch die Geschichte der Menschheit geisterte.

»Neiiiiinnn!« schrie sie und kämpfte verzweifelt gegen ihre drei ehemaligen Freunde. Dabei war es Dennis, der am härtesten zugriff und ihr mit einem Würgegriff den Kopf nach hinten zog. Zwei andere traten ihr die Beine weg, nur Harry blieb sitzen und starrte mit glänzenden Augen auf sie.

Dahlia Serrano wurde hochgehoben. Zwei hielten ihre Beine fest, einer die Arme und Schultern. Kopfhoch wurde sie gehoben und auf den hinter Harry stehenden Teufel zugeschleppt.

Ihr Schreien endete in einem Schluchzen. Nur der nackte Körper zitterte noch, während ihr der Satan eine giftgrüne Wolke entgegenstieß.

Das war etwas für Asmodis. Wie geschaffen kam ihm dieser Hexensabbat. Er krümmte seine klauenartigen Hände, um das Mädchen zu packen, damit er es niederzwingen konnte.

Dahlia spürte die Berührung an ihren Beinen, und ihre Seele schien zu vereisen. Alpträume wurden wahr, riesengroß erschien ihr das schreckliche Gesicht des Höllenfürsten, als er schrie:

»Einen Sohn! Ich will einen Sohn haben ...«Er lachte. »Und du, Unschuld, du wirst ihn mir gebären ...«

Genau da betraten Suko und ich den Turm.

Den Lärm hatten wir schon von weitem gehört und uns dementsprechend beeilt. Es hatte sich als Fehler herausgestellt, den Wagen so weit zurückzulassen, aber niemand von uns konnte in die Zukunft blicken.

Suko war noch schneller gerannt als ich, doch er flog zurück wie von einer Gummiwand, als er den Eingang passieren wollte. Der war magisch gesichert worden.

Mit meinem Kreuz löste ich die Sperre. Ein Netz aus Blitzen umstrahlte mich, dann war der Weg frei.

Es war wirklich eine höllische Szene, die wir da erlebten. Die Hexen zusammen mit dem Teufel. Was frühere Generationen in

Holzschnitten und Bildern der Nachwelt hinterlassen hatten, sahen wir nun mit eigenen Augen.

Und sie hatten noch Helfer bekommen.

Junge Leute, die der harten Magie nicht hatten standhalten können.

Drei von ihnen trugen ein verzweifelter, dunkelhäutiges Mädchen auf den Satan zu, der sein Opfer gierig erwartete. Er zeigte wieder sein abstoßend häßliches, ziegenköpfiges Gesicht mit den grausamen Augen. Ansonsten war von seinem Körper nichts zu sehen, denn er hüllte sich in eine schwarze Wolke ein, als hätte er einen Tintenfisch als Verbündeten.

»Asmodis!« brüllte ich.

»Sinclair!« heulte er mir entgegen.

Und die Antwort sagte mir genug. Ich spürte all den Haß, den er mir entgegenbrachte, denn ich trug eine Mitschuld an seiner Niederlage, die er im Reich des Schreckens erlitten hatte, als Dr. Tod ihm seine Tochter Asmodina nahm.

Jetzt wollte er mir an den Kragen, und er hätte mich vernichtet, doch da war etwas, das ihn abschreckte und vor dem er eine ungeheure Angst hatte.

Mein Kreuz!

Ich trug es offen, wollte dem Satan damit beweisen, wie stark ich war und daß er verlieren würde.

Konnte ich ihn packen?

Ich riskierte jetzt alles. Mit gewaltigen Sprüngen hetzte ich auf ihn zu, drang dabei ein in den Kreis der kreischenden, wirbelnden Schattenhexen und sah, wie sie vor meinen Augen explodierten, als das Kreuz sie berührte.

Dagegen konnten sie wirklich nichts ausrichten.

Aber Asmodis tat etwas.

Wo er eben noch gestanden hatte, zuckte eine Feuersäule auf, die zischend vor unseren Füßen in die Höhe schoß und zu einem glühenden Regen wurde, der nach unten fiel.

Es war nur eine geringe Chance, aber ich mußte sie nutzen. Wie eine Rakete katapultierte ich mich vor und stieß in die Gruppe der jungen Menschen hinein, die das Mädchen trugen.

Mit dem Aufprall hatte niemand gerechnet. Sie flogen nach allen Seiten weg, und mir gelang es, das Mädchen zu packen,

mitzureißen und mich mit ihm zusammen über den Boden zu rollen, so daß wir von dem glühenden Feuerregen nicht getroffen wurden.

Auch die drei jungen Männer bekamen nichts ab.

Dafür der vierte.

Harry Gering hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Er saß nach wie vor im Schneidersitz auf dem Boden, seine Haut hatte einen bleichen Farbton angenommen, und aus dem Mund quoll der grüne Schleim, der auf dem Boden bereits eine Lache gebildet hatte.

Ihn traf der Gruß des Teufels.

Es war schlimm. Plötzlich sahen wir den jungen Mann nicht mehr, sondern nur eine Feuerwand, die sich rasend schnell um ihre eigene Achse drehte, und der Schatten darin, das mußte Harry sein.

Er war es auch.

Wir sahen ihn genauer, als die Feuerwand zusammengebrochen war. Aber da saß nicht mehr Harry vor uns, sondern eine mumienhafte, schwarz verbrannte Gestalt.

Reglos, an einen Stein erinnernd.

Mir lief es kalt über den Rücken. Suko, der sich in der Nähe des Ausgangs aufhielt und seine Dämonenpeitsche ausgefahren in der Rechten hielt, erging es ebenso, das erkannte ich an den Blicken meines Freundes.

Aber wo steckte Wikka?

Ihre Diener hatten wir gesehen und erlebt. Nur sie hielt sich zurück. Doch ich wollte sie. Vielleicht wußten die jungen Leute Bescheid.

Bevor ich mich an sie mit Fragen wandte, gab ich Suko durch ein Zeichen zu verstehen, daß er die Umgebung im Auge behalten sollte. Der Chinese hatte in den letzten Sekunden kaum eingegriffen, sondern eine Art Rückendeckung gebildet.

Die Dämonenpeitsche war ausgefahren, auch die Beretta hatte er gezogen, und er würde, wenn es hart auf hart kam, auch seinen Stab einsetzen.

»Wo steckt Wikka?« fragte ich die jungen Leute.

Ich erhielt keine Antwort. Vielleicht waren sie auch nicht in der Lage, mir eine zu geben, denn ihre Augen waren weit aufgerissen,

und ich las Unverständnis darin.

»Wikka!« fuhr ich sie an. »Ich will sie sehen! Wo hält sie sich verborgen?«

Dann sprach ein junger Mann. Er öffnete den Mund.

Anstatt einer normalen Stimme hörten wir ein brüllendes

Lachen, das nicht zu ihm paßte.

Ich sog die Luft ein und hörte in meinem Rücken die Stimme des Chinesen. »John, die sind besessen!«

Das schien mir auch so, denn mit so einer Stimme konnte kein normaler junger Mensch reden. »Wir werden euch schon töten!« brüllte er jetzt.

Er bewegte beim Reden überhaupt nicht den Mund. Auch in seinen Augen sah ich kein Gefühl, aus ihm sprach wirklich eine Fremde.

Während das Mädchen von Suko weggezogen worden war und jetzt bei ihm lag und schluchzte, schritt ich auf den Kerl zu, der zu mir mit der Stimme einer anderen gesprochen hatte.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

»Arkine«, dröhnte es dumpf aus seinem Maul. Das war wohl der Name der in ihn gefahrenen Hexe.

»Und du dienst Wikka?«

Jetzt stieß sie ein Krächzen aus, das allerdings aus dem Mund des jungen Mannes drang. Es war wirklich schaurig, dies miterleben zu müssen. »Ja, ich diene Wikka, denn sie hat uns befreit. Der alte Fluch ist gelöscht. Wir Hexen sind nicht tot. Unsere Geister leben ewig.«

Es war entsetzlich. Der junge Mann vor mir redete mit einer dumpfen Stimme, obwohl er es selbst nicht wollte, denn von seinem Gesicht las ich völlig andere Gefühle ab. Da standen Angst, Nichtbegreifen und Entsetzen.

»Nein!« widersprach ich der Hexe. »Ihr habt genug Unheil angerichtet. Diese jungen Leute werdet ihr nicht bekommen. Und ihr werdet auch nicht mehr in die Mauern zurückkehren, weil ich euch vernichte. Fahr aus dem Körper des anderen!« schrie ich.

»Nie!« Es war kein Schrei, der mir entgegengeschleudert wurde, sondern ein Knurren.

Da packte ich zu. Meine linke Hand bekam die Schulter des Jungen zu fassen. Ich drehte den Besessenen herum, und im

nächsten Augenblick preßte ich ihm mein Kreuz gegen die Brust. Es war grauenhaft.

Der junge Mann zuckte plötzlich hoch. Für einen Moment hatte ich die Befürchtung, zu weit gegangen zu sein. Dann konnte ich aufatmen, denn etwas wischte aus seinem Mund. Ein Wesen, ein Schatten, der im Zickzack durch die Luft in Richtung Ausgang fuhr und sich vor unseren Augen auflöste, ehe er die Öffnung im Mauerwerk erreicht hatte.

Ich atmete auf, und ein kleines Lächeln umspielte meine Lippen, während sich der junge Mann, aus dessen Körper die Hexensee geleert war, verwundert umschaute, plötzlich das fast nackte Mädchen sah und einen Schrei ausstieß, bevor er hinlief.

»Dahlia!«

Ich atmete auf. Die Reaktion des Mannes bewies mir, daß er wieder normal war. Und er hatte die Rückverwandlung ohne seelischen Schaden überstanden.

Blieben noch die beiden anderen. Da Suko den Weg nach draußen hin abdeckte, hatten sie kaum eine Möglichkeit zu verschwinden. Die Hexen in ihrem Innern meldeten sich auch nicht. Sie mußten die Vernichtung ihrer Schwester mitbekommen haben und schienen von der Stärke des Kreuzes überrascht zu sein.

Der glühende Regen war zwar verlöscht, doch von den Wänden strahlte noch genügend Licht, so daß wir auch ohne Taschenlampe erkennen konnten.

In diesem Turm steckte noch Magie. Das spürte ich nicht nur, es war auch zu sehen, denn mein Kreuz hatte sich ein wenig verändert. Die Umrisse waren nicht mehr klar. Eine flimmernde, sich bewegende Aura lag auf dem Kruzifix, und meine Handfläche wurde durch das geweihte Metall erwärmt.

Ich blieb dabei sehr ruhig, als ich mir die beiden nächsten Besessenen vornahm. Es bereitete mir keine Schwierigkeit, sie von dem Geist der Hexen zu befreien, aber sie suchten noch immer nach einer Chance. Ich kannte zwar nicht ihre Überlegungen, doch sie mußten sich anscheinend stärker fühlen, wenn sie nicht innerhalb der Gastkörper steckten. Deshalb huschten sie aus ihnen hervor, noch ehe ich mein Kreuz einsetzen konnte.

Die jungen Männer waren Zwillinge. Sie selbst hatten mit dieser Reaktion der Hexen nicht gerechnet. Der eine drehte sich um, stieß

einen röchelnden Laut aus und fiel gegen die Wand, wobei er sich an dem Gestein mit beiden Händen abstützte.

Dann sah ich den Geist. Über meinem Kopf drehte er seine wilden Kreise.

Schemenhaft nur war das Gesicht zu erkennen. Eine schreckliche Fratze, noch von der Folter gezeichnet und einen schweifartigen Körper hinter sich herziehend, der sich über mir so schnell drehte, daß er zu einem Kreis wurde.

Ich warf das Kreuz.

Vielleicht hätte ich es nicht aus der Hand geben sollen, aber ich wollte diesen Geist vernichten.

Der Schrei war spitz und kreischend, als das Kreuz in das Geistwesen eindrang. Es setzte dem Kruzifix keinen Widerstand entgegen, aber dort, wo sich das Hexenwesen befand, hatte sich die Materie verdichtet. Die des Bösen.

Und das Kreuz vernichtete sie.

Als würden Wunderkerzen abgebrannt, so zerplatzte der Hexengeist vor meinen Augen und löste sich in zahlreiche Einzelteile auf, die nur noch Rauchscheiter waren und wie Fahnen durch den alten Hexenturm trieben.

Blieb noch einer.

Als ich mein Kreuz wieder aufgefangen hatte, da drehte er durch. Vielmehr war es die Hexe in seinem Innern, die ihn vorantrieb. Nicht mich hatte er sich als Ziel ausgesucht, sondern Suko. Wahrscheinlich hatte die Hexe vor mir und meinem Kreuz einen zu großen Respekt. Bei Suko rechnete sie sich offenbar größere Chancen aus.

»Paß auf!« schrie ich meinem Freund zu.

Es war nicht nötig, Suko wußte auch ohne meinen Rat, was er zu tun hatte. Er ließ den Jungen kommen und schlug dann zu.

Nicht mit der Dämonenpeitsche und auch nicht mit der Beretta, sondern mit der Hand. Leicht gekrümmt war sie, und Suko hatte Zeit genug gehabt, um genau zielen zu können.

Er traf auch.

Plötzlich begann die Hexe zu kreischen. Dazwischen hörte ich dumpf den Treffer, und dann lag der junge Mann am Boden. Sukos Hieb hatte ihn von den Beinen gerissen, da half auch die in seinem Körper steckende Hexe nicht.

Im nächsten Augenblick schlug der Chinese mit der Dämonenpeitsche zu. Ich war nicht damit einverstanden, mußte mich jedoch eines Besseren belehren lassen.

Suko hatte genau achtgegeben. Der Besessene wurde von den drei Riemen der Peitsche überhaupt nicht berührt. Sie wischten dicht an seinem Gesicht vorbei, genau in dem Augenblick, als das schemenhafte Wesen zwischen seinen Lippen hervorkroch.

Die Dämonenpeitsche ist eine starke magische Waffe. Und zwar eine schwarzmagische, und die drei Riemen gerieten mit dem Geist der Hexe in Kontakt.

Ich konnte nicht genau sehen, ob der Geist vernichtet worden war, hörte nur Schreie und sah plötzlich ein dreigeteiltes schattenhaftes Wesen, das gegen eine Turmwand geschleudert wurde, daran entlang huschte und zu einem grüngelben Rauchfaden wurde.

Vorbei.

»Das war's«, sagte Suko und atmete auf.

Auch ich war froh darüber. Beide sahen wir, wie das Leuchten an den Wänden langsam schwächer wurde. Wir hatten hier einen Sieg errungen und wahrscheinlich den alten Fluch dieses Hexenturms für immer gelöscht.

Einer jedoch hatte sein gefährliches Spiel mit den Mächten der Finsternis mit dem Leben bezahlen müssen.

Es war Harry Gering. Er hockte wie eine Mumie auf dem Boden. Sein Körper war zusammengeschrumpft und schwarz verbrannt.

»Asmodis hat ihn fallenlassen«, sagte Suko mit einer dumpf klingenden Stimme. »Es lohnt sich wirklich nicht, wenn man sich auf seine Seite stellt.«

Er schaute die anderen und mich an.

Ich nickte, die übrigen konnten keine Antwort geben, weil sie noch zu sehr unter dem Eindruck des eben Erlebten standen. Das Mädchen war dabei, sich anzuziehen. Es konnte kaum seine zerfetzte Kleidung halten, so sehr zitterte es.

Richtig wohl fühlte ich mich trotzdem nicht. Ich wollte weg hier, denn der Name Wikka stand noch immer wie eine unsichtbare Drohung über uns.

Da sich Suko um die Geretteten kümmerte, durchsuchte ich den Turm. Es mußte einen Weg geben, der in die Höhe führte. Nicht

zum erstenmal befand ich mich in einem Turm, und immer wieder hatte ich erlebt, daß Wendeltreppen vorhanden waren.

Ich sah auch eine. Allerdings konnte man sie nicht mehr benutzen. Irgendwo oberhalb war sie zusammengebrochen, und die Masse an Schutt war bis nach unten gerollt, wo sie den Weg versperrte.

Da war nichts zu machen.

Ich drehte mich wieder um. Suko und die vier jungen Leute standen nicht mehr im Turm. Sie hatten ihn verlassen. Ich vernahm von draußen ihre Stimmen.

Nur noch die Mumie hockte auf dem Boden.

Mit dem Kreuz fuhr ich an den Wänden entlang, wollte sichergehen. Sollte sich noch eine Hexenseele innerhalb des Gesteins verborgen halten, so würde sie jetzt ausfahren.

Es tat sich nichts.

Die verfluchten Hexen hatten das Gestein verlassen. Das Gemäuer war wieder völlig normal.

Auch ich verließ den Turm und begab mich zu den anderen. Die standen bei ihren Maschinen, und Suko sprach mit ihnen.

Dann wandte sich der Chinese an mich. »Ich habe versucht, eine Erklärung zu bekommen, aber es ist schwer, der Schock sitzt zu tief.«

»Kann ich verstehen. Aber in diesem Turm werden sich keine Hexen mehr aufhalten.«

»Nein, hier bestimmt nicht.«

»Sondern?« Ich war mißtrauisch geworden, weil Sukos Antwort so seltsam geklungen hatte.

»Wir haben das Geheimnis der blutigen Rosen noch immer nicht gelüftet, John!«

Verdammt, da hatte er recht. Den Hexenturm hatten wir von der Geisterplage befreien können, aber die blutigen Rosen gab es nach wie vor.

Ich wandte mich an Dennis, der mir von allen noch den normalsten Eindruck machte. Er hielt das dunkelhäutige Mädchen fest, das sich eng an ihn geschmiegt hatte und zitterte. Wahrscheinlich vor Angst und Kälte.

»Habt ihr euch auch in der Gärtnerei umgesehen?« wollte ich wissen.

»Nein, Sir. Harry hat uns direkt zum Turm geführt. Hier sollten wir zu Hexendienern werden, damit wir die Rosen verteilen können.«

»Was solltet ihr?« hakte ich nach.

»Wir sollten überall in London die Rosen verteilen. Viele Menschen hätten Blumen bekommen, die sich verwandeln und die Menschen angreifen, damit sie ebenfalls zu Rosen werden, wenn sie gebissen werden. Es ist ein schlimmer Fluch. Dieser Hexenturm war eigentlich nur Beiwerk, aber wir haben erfahren, daß das Land um den Turm mit dem Blut der alten Hexen getränkt und auch verflucht ist.«

Puh, das war hart, aber keine Überraschung. Ich war sicher, daß uns der härteste Kampf noch bevorstand.

»Wir müssen diese verfluchten Rosen vernichten«, sagte Suko. Er sprach damit das aus, was ich dachte.

»Ihr habt sie nicht gesehen?« wandte ich mich an Dennis.

»Nein, aber sie können ja nur in der Gärtnerei sein.« Er drehte sich um und streckte den Arm aus, um dorthin zu deuten, wo die Gärtnerei lag.

Wenn das so war, konnten wir uns um die jungen Leute nicht mehr kümmern. »Hört zu«, sagte ich. »Der Fluch des Hexenturmes ist gelöscht. Nach menschlichem Ermessen kann nichts mehr passieren. Falls ihr in der Lage seid zu fahren, dann schwingt euch in die Sättel und fahrt ins nächste Dorf. Wartet dort auf uns, aber zu keinem ein Wort, habt ihr verstanden?«

Sie nickten.

»Dann viel Glück«, sagte ich und machte mich mit Suko auf den Weg. Seltsamerweise dachte ich wieder an Jane Collins. Sie war uns noch nicht über den Weg gelaufen, und ich hatte plötzlich eine schlimme Vorahnung ...

Übergroß sah Jane Collins den Strauß vor ihrem Gesicht. In Bruchteilen von Sekunden nahm sie den schrecklichen Anblick auf.

Da waren die kleinen, aber grauenhaft verzerrten Gesichter mit den aufgerissenen Mäulern, in denen die spitzen Zähne blitzten. Sie sah auch die bösen Augen, und sie wußte mit erschreckender

Deutlichkeit, daß es zu spät war, jetzt eine Kugel abzufeuern, denn mit ihr hätte sie nicht viel erreichen können. Es gab vielleicht noch eine Chance, und das war tatsächlich der kleine Hocker, den Jane in der Hand hielt.

Sie schleuderte ihn herum. Nach rechts wuchtete sie ihren Arm und damit auch den Hocker, der voll in den Rosenstrauß krachte, Stiele brach und kleine Köpfe zur Seite schmetterte, was Jane allerdings nicht mehr mitbekam, denn sie hatte den Hocker loslassen müssen und rollte sich zur Seite, damit sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone kam.

Vor Wut brüllte Gordon Schreiber auf, als Jane Collins diesen Angriff parierte. Keinem Kopf war es gelungen, seine Zähne in das Gesicht der Detektivin zu schlagen. Wenn die Blumen zubissen, dann in den harten Boden, und dort konnten sie keinen Schaden anrichten.

Jane wollte sich auf den Rücken rollen, damit sie ein Ziel für ihre Astra fand.

Als sie es geschafft hatte und den Arm hob, war Gordon Schreiber plötzlich über ihr. Er hatte seinen Arm ausgestreckt, und es gelang ihm, Janes rechtes Handgelenk zu umklammern. Hart drehte er es zur Seite. Jane Collins kam nicht mehr dazu, einen Schuß abzufeuern. Der andere war so brutal vorgegangen, daß es ihr das Wasser in die Augen trieb.

»Laß los!« keuchte Schreiber, »sonst breche ich dir das Gelenk!« Er drückte und drehte weiter.

Jane riß den Mund auf. Ihr Gesicht verzerrte sich. Die Augen waren auf einmal übergroß, und sie mußte nachgeben, sonst machte Schreiber seine Drohung wahr.

Die Astra rutschte aus ihrer Hand und blieb neben ihr, aber unerreichbar für sie liegen.

Das hatte Gordon Schreiber nur gewollt. »Du entkommst mir nicht!« keuchte er, richtete seinen Oberkörper auf, winkelte ein Bein an und drückte sein Knie auf Janes Körper, die dem Druck nichts entgegenzusetzen hatte und am Boden liegenblieb.

Um den Strauß kümmerte sich Schreiber nicht mehr, den ließ er einfach links liegen. Jetzt ging es um Jane Collins, seine Feindin. Er wollte sie mit eigenen Händen töten.

Seine Hand suchte ihre Kehle. »Erwürgen und erstechen werde

ich dich!« keuchte er in seinem unsagbaren Haß. »Du wirst hier nur als Leiche wegkommen!« Seine Hand fetzte Janes Bluse auf, ohne daß er es bewußt wahrnahm, denn er befand sich in einem wahren Rausch.

»Der Teufel hat mich gezeichnet!« keuchte er. »Der Teufel hat mir die Kraft gegeben. Ich habe den Biß der Schlange überlebt, ich werde auch dich überleben ...« Irr lachte er, und seine Augen funkelten in tödlicher Gier.

Jane fühlte die Finger über ihren Körper wandern. Sie näherten sich bereits ihrer Kehle. Wenn es dem anderen gelang, sie zu umklammern, war es aus.

Mit der linken Hand stieß Jane zu. Sie hatte auf die Augen des Mannes gezielt. In diesem Moment war ihr alles egal, da kannte sie keine Fairneß, denn hier ging es wirklich um ihr Leben. Schreiber zuckte zurück und drehte den Kopf zur Seite, so daß Janes Fingernägel nicht die Augen trafen, sondern an seinen Wangen abrutschten und dort blutige Streifen hinterließen. Dann kam der Schlag.

In seiner grenzenlosen Wut hatte Gordon Schreiber zgedro-schen, und Jane konnte nicht ausweichen. Sie glaubte, in ihrem Kopf würde ein Gewitter toben, so rasend schnell breitete sich der Schmerz aus und fuhr in das Nervenzentrum.

Dann der Griff.

Eine Stahlklammer legte sich um ihre Kehle. Abrupt wurde Jane Collins die Luftzufuhr abgeschnitten.

Schreiber hatte unglaublich viel Kraft. Er beugte seinen Oberkörper nach hinten und hielt den Arm ausgestreckt, wobei die Finger Janes Kehle nicht losließen. Er fand sogar noch die Chance, sich dabei ein wenig zur Seite zu beugen und mit der anderen Hand das Messer aus dem Toten zu ziehen.

»Meine Waffe!« keuchte er. »Sie wird auch dich töten.« Sein Gesicht war schrecklich gezeichnet, auf ihm spiegelten sich die Gefühle wider, die in seinem Innern tobten.

Jane sah die lange Klinge. Noch nahm sie alles deutlich wahr, noch war die Atemnot nicht so schlimm, und sie sah auch das dunkle Blut, das von der Messerspitze tropfte.

Dann fuhr der Arm nach unten.

Wie sie es schaffte, ihren rechten Arm hochzureißen, wußte Jane

Collins später selbst nicht zu sagen, auf jeden Fall hämmerte sie die Handkante seitlich gegen das Gelenk ihres Gegners und brachte das Messer damit aus seiner tödlichen Bahn.

Neben Janes Ohr rammte es in den Boden, und Schreibers Kehle entrang sich ein wütender Laut. Damit hatte er nicht gerechnet. Jane mußte jetzt schnell sein, sonst war sie verloren, denn noch immer umklammerte Schreibers Linke ihre Kehle.

Durch die vergangene Aktion hatte sich Gordon Schreiber bewegt. Seine Haltung war nicht mehr die gleiche, und Jane Collins hatte ein wenig Spielraum. Es gelang ihr tatsächlich, das Knie anzuziehen. Als Schreiber das Messer aus dem Boden ziehen wollte, da rammte sie ihr Knie vor, und der Stoß traf genau die Stelle, wo ein Mann am empfindlichsten ist.

Es war wirklich Janes einzige Chance gewesen, sie hätte sonst verloren, und sie sah, wie der ehemalige Konzernchef auf diesen Treffer reagierte.

Er zuckte in die Höhe. Die Nachwirkung mußte in seinem Körper wüten, denn er ließ auch Janes Kehle los, um beide Hände auf die getroffene Stelle zu pressen. Seinen Kopf hatte er in den Nacken gelegt, das Gesicht war entstellt, aus seinem Mund rann Speichel, und er stieß Heultöne aus wie ein Wolf.

Jetzt hätte Jane die Gelegenheit gehabt, ihn endgültig auszuschalten. Doch auch sie war angeschlagen, schwer sogar, denn sie nahm kaum wahr, daß sie wieder frei atmen konnte. Schreibers Gestalt verschwamm vor ihren Augen, als hätte ein Maler ihn mit weißen Farben überpinselt. Jane hatte zudem das Gefühl, ihr Kopf würde zerspringen, und erst als ihr Unterarm gegen das im Boden steckende Messer stieß, da wurde ihr wieder bewußt, in welcher Situation sie sich befand.

Plötzlich sah sie klar. Und sie wußte weiterhin, daß sie etwas tun mußte, um ihr Leben zu retten, denn Gordon Schreiber würde sich wieder erholen. Es war eine Reflexbewegung, mit der sich die fünf Finger ihrer rechten Hand um den Messergriff schlossen.

Hart packte Jane zu.

Und dann riß sie mit einem wilden Ruck die scharfe Klinge aus dem Boden.

Jetzt hatte sie die Waffe!

Etwas schräg nach links versetzt hockte Gordon Schreiber auf

ihr. Er hatte seine Haltung ein wenig verändert, drückte nicht mehr mit vollem Gewicht auf ihren Leib und japste nach Luft. Auf Jane Collins achtete er kaum.

»Da!« schrie Jane, hob ihren rechten Arm erst an und ließ ihn nach vorn schnellen, wobei die Spitze des Messers auf den Körper des Mannes wies und im nächsten Augenblick in ihn eindrang. Schreiber schien zu erstarren. Jane hatte ihn nicht tödlich getroffen, sondern nur verletzt. Außerdem war Schreiber auch keine tiefe Wunde zugefügt worden, jedoch eine, die schmerzte. Schlimmer sogar als der Kniestoß.

Den hatte Gordon Schreiber plötzlich vergessen. Er bewegte sich zur Seite und preßte seine Hand auf die Wunde. Blut sickerte zwischen seinen gespreizten Fingern hervor und näßte seine Kleidung.

»Du!« spie er regelrecht aus. »Du verdammtes ...«

Da stach Jane noch einmal zu.

Diesmal traf sie nicht, weil Schreiber sich nach hinten gedrückt hatte und ihn die Klinge so verfehlte. Sie verhakte sich allerdings in seiner Kleidung, und der Messerstoß wurde gebremst.

Schreibers Handkante fuhr nach unten.

Zum Glück reagierte Jane richtig. Hätte der Schlag getroffen, wäre ihr ein gebrochenes Gelenk sicher gewesen, so aber ließ sie den Messergriff los, und die Waffe fiel zu Boden.

Schreiber sah die Klinge, überlegte einen Lidschlag lang und griff dann zu.

Da befand sich Janes Fuß schon auf der Reise.

Sie hatte das rechte Bein unter Gordon Schreiber wegziehen können und stieß es hart nach vorn.

Der Hexendiener wurde im Gesicht getroffen. Der harte Absatz riß die Lippe auf, aus der kleine Blutstropfen rannen, und Gordon Schreiber wälzte sich zurück und damit von Jane Collins weg.

Was sie vor einer halben Minute noch nicht für möglich gehalten hatte, war nun eingetreten.

Sie konnte sich wieder frei bewegen.

Es war der reine Wille zum Überleben, der Jane Collins die Kraft gab, sich abzustützen und dabei nach links zu drehen. Sie wollte ihre Waffe erreichen, da jedoch fiel ihr Blick auf den Rosenstrauß, der ihr hatte zum Verhängnis werden sollen.

Eine Blitzidee strahlte durch ihr Hirn!

Warum sollte sie den Spieß nicht umdrehen?

Gordon Schreiber hatte noch genug mit sich selbst zu tun. Er war zwar schon wieder auf den Beinen, doch er taumelte rückwärts in den Gang zwischen den beiden langen Beeten hinein und fluchte drohend.

Damit konnte er Jane nicht erschrecken, die den makabren Blumenstrauß gepackt hielt. Sie achtete nicht darauf, daß Dornen in ihr Fleisch an den Händen drangen, sondern konzentrierte sich darauf, ihre Aufgabe zu beenden.

Nicht alle Rosen waren zu Köpfen geworden. Einige befanden sich noch in einem blutenden Zustand, andere wiederum sprachen und schrien leise. Jane sah auch den Kopf von Victor. Ihn hatte es bei dem ersten Schlag nicht erwischt, als Jane in ihrer Verzweiflung mit dem Hocker zugehauen hatte. Andere jedoch waren zerstört worden. Geknickt die Stengel, die Köpfe verdorrt, nur Asche, mehr nicht.

Jane mußte sich an der Umzäunung der Beete abstützen, um überhaupt auf die Beine zu gelangen. Ein seltsam leichter Taumel hielt sie gepackt. Sie trug noch den Mantel, der offenstand und unter dem die Bluse in Fetzen herabhing.

In der rechten Hand hielt sie den Strauß. Mit der linken stützte sie sich am Beetrand ab, damit sie vor Schwäche nicht umkippte. »Komm her, Schreiber!« zischte sie. »Komm her, du verdammter Bastard ...«

Schreiber hörte ihre Stimme. Blut rann aus der Messerwunde. Er beugte sich nach vorn und starrte Jane Collins entgegen, die langsam näher kam, wobei die Köpfe des Blumenstraußes diesmal auf Gordon Schreiber wiesen.

Schreiber öffnete den Mund. In seinen Augen wechselte der Ausdruck. Nicht mehr Wut und Haß standen darin zu lesen, sondern das plötzliche Begreifen. Er wußte genau, was seine Feindin vorhatte. Sie wollte ihn mit den eigenen Waffen schlagen.

»Du«, sagte er, »du ...« Dabei wich er zurück. Es sah wie eine Flucht aus. Mit den Armen schlug er um sich. Die Hände peitschten gegen die Beete, wo noch Nachschub steckte für Wikka und ihn. Doch diese Rosen waren normal, sie hatten sich nicht verändert. Das würde wahrscheinlich in naher Zukunft geschehen. So

weit allerdings wollte Jane Collins es nicht mehr kommen lassen. »Wie du mir, so ich dir!« schrie sie, hatte zuvor alle Kraft gesammelt und hechtete auf ihren Gegner zu. Diesmal hielt sie den rechten Arm ausgestreckt. Schreiber wollte noch ausweichen, doch der Mittelgang war zu eng. Er riß noch den rechten Arm hoch, um sein Gesicht abzudecken, doch es war zu spät. Jane Collins prallte in diesem Augenblick gegen ihn, fiel mit ihm zu Boden und rammte ihm dabei die makabren Blumenköpfe voll ins Gesicht ...

Beide hatten wir nicht damit gerechnet, daß die Gärtnerei ein so großes Gelände umschloß. Wir eilten am Zaun entlang, der höher war als wir.

Der Boden unter unseren Füßen war weich und uneben. Scharf fuhr der Wind in unsere Gesichter. Inzwischen hatte er aufgefrischt und bog die Zweige der jenseits des Zauns stehenden Gewächse.

»Hoffentlich rennen wir keinem Phantom nach!« keuchte Suko. Ich schüttelte den Kopf. Sprechen wollte ich nicht, ich brauchte jedes Quentchen Luft. Wer konnte denn wissen, was uns noch bevorstand?

Wikka und Gordon Schreiber.

Zwei Begriffe, zwei mörderische Gegner, wobei uns Schreiber bereits zweimal entkommen war. Ein drittes Mal wollte ich es auf keinen Fall zulassen.

Von den Treibhäusern, wo unserer Meinung nach die höllischen Rosen gezüchtet wurden, sahen wir nichts, weil zu hohe Gewächse jenseits des Zauns die Sicht versperrten.

Als das Feld mit den Bäumen verschwunden war, konnten wir besser sehen.

Da lagen die Treibhäuser.

Bleiern glänzten ihre Dächer trotz der Dunkelheit. Hinter den Glaswänden brannte kein Licht. Sie standen dort völlig harmlos, aber in ihrem Innern befand sich eine magische Bombe.

Und keine Spur von Jane Collins. Ob sie vielleicht nicht gekommen war? Hatten wir uns verkalkuliert?

Ich blieb stehen, und auch Suko stoppte neben mir seinen Lauf.

»Was ist?« fragte er. »Willst du nicht weiter?«

»Da sind die Treibhäuser.«

Der Chinese wischte über seine Stirn. »Na und? Ich glaube kaum, daß sich Wikka dort aufhält. Man sieht nichts.«

»Und Schreiber?«

Darauf wußte Suko auch keine Antwort. Auf jeden Fall wollte ich nicht länger hier stehenbleiben, und da kein Eingang zu finden war, blieb mir nichts anderes übrig, als über den Zaun zu klettern. Ich konnte meine Finger in den Maschendraht verhaken, und es gelang mir auch, die Fußspitzen in die Öffnungen zu klemmen. Der Zaun bog sich natürlich durch. Durch mein Gewicht kippte er mir entgegen, so daß ich mich wirklich sehr hart festhalten mußte. Je höher ich stieg, desto schwieriger wurde es.

Suko war mir nicht gefolgt. Er deckte mir gewissermaßen den Rücken. Es war eine zwischen uns eingespielte Vorsichtsmaßnahme, und wie gut sie tat, merkte ich schon bald.

Da ich relativ hoch stand, gelang es mir, über die Gartenanlagen hinwegzuschauen.

In dem mit Bäumen bepflanzten Feld hinter mir, das wir vor kurzer Zeit passiert hatten, tat sich etwas. Ich sah es nur, weil mein Blick es zufällig streifte.

Die Gewächse gerieten in Bewegung.-

Dort hielt sich jemand verborgen, der langsam zum Vorschein kam und zwischen zwei Bäumen stehenblieb.

Ich befand mich dicht am Ende des Zauns in einer ziemlich bescheidenen Lage und konnte nicht viel unternehmen, aber ich wollte meinen Freund warnen.

»Da ist jemand, Suko!«

»Schon entdeckt!«

Und dann trat dieser Jemand vor.

Es war Wikka!

Jane Collins vernahm einen gurgelnden Laut, als sie den Blumenstrauß in das Gesicht des Gordon Schreiber preßte. Diesmal war er dran, er bekam kaum Luft, die gefährlichen Blütenköpfe mußten auch in seinen Mund gedrungen sein.

Mit dem Hinterkopf war er zu Boden geschlagen. Jane hatte sich allerdings mit der linken Hand an einen Beetrand klammern können, so daß sie nicht direkt auf ihren Gegner gefallen war. Als wären die Stiele der Rosen brandheiß, so ließ sie den Strauß los und zog sich zwei Schritte zurück.

Hatte sie es geschafft?

Gordon Schreiber kämpfte verzweifelt. Sein Kopf, der Hals und ein Teil der Brust waren unter dem Blumenstrauß begraben. Nur seine Schultern und natürlich die Arme schauten hervor. Mit den Armen schlug er um sich. Er hieb seine geschlossenen Hände auf den Boden, keuchte und würgte, wollte sich aufrichten und hatte es auch schon zur Hälfte geschafft, als er wieder zurückfiel.

Sollte Jane tatsächlich Erfolg haben? Sie zitterte vor Erregung und überwand sich dennoch, zurückzulaufen und Schreiber allein zu lassen.

Sie brauchte ihre Waffe, denn ohne die Astra fühlte sie sich in dieser Lage verloren.

Jane fand sie an der gleichen Stelle liegend, wo sie die Pistole verloren hatte.

Aufatmend nahm sie die Astra an sich. Wenn es Gordon Schreiber gelang, sich zu befreien, dann würde sie schießen.

Langsam ging sie zurück.

Als sie einen schwarzen Schalter sah, da ritt sie der Teufel. Bisher hatte sie nur schlecht sehen können, jetzt wollte sie erleben, was geschah, und wenn es noch so schlimm war.

Jane machte Licht.

Unter der Decke, wo die beiden Schrägen durch einen langen Eisenwinkel gehalten wurden, befanden sich die Leuchtstoffröhren. Drei waren es insgesamt. Lange Röhren, die zuerst flackerten, dann ihr kaltes Licht auf die Gewächse warfen und das Treibhaus erhellten.

Wie vor eine Mauer gelaufen, blieb Jane Collins stehen.

Sie sah Gordon Schreiber nicht. Er war praktisch verschwunden. Sein Unterkörper und auch seine Beine schauten nicht mehr unter dem gelben Rosenstrauß hervor.

War er geflohen?

Zögernd ging die Detektivin auf die Blumen zu. Und da vernahm sie die Schreie.

Unendlich leise, allerdings voller Qual und somit alle Schmerzen der Welt ausdrückend. Janes Augen wurden groß, als sie plötzlich begriff.

Ihr Plan war voll aufgegangen.

Die makabren Blumenköpfe hatten den ehemaligen Konzernchef gebissen und bei ihm eine Verwandlung eingeleitet. Das dämonische Erbe uralter Hexen machte auch vor Gordon Schreiber nicht halt. Der Keim des Bösen war gesät, breitete sich aus.

Sekundenlang war Jane Collins einfach nicht in der Lage, sich zu rühren. Sie konnte nur auf den Rosenstrauch starren. Ihre Lippen formten Worte, die sie selbst nicht begriff, und tief in ihrer Kehle entstand das trockene Schluchzen, das abgehackt zwischen ihren Lippen hervordrang.

Endlich löste sie sich aus ihrer Erstarrung, bückte sich, zuckte aber zurück, weil ihr das Vorhaben auf einmal zu gefährlich erschien. Sie nahm ein am Boden liegendes Bambusrohr auf und stieß damit die Rosen zur Seite.

Jetzt war ihr alles egal, sie wollte Schreiber sehen.

Es waren nur noch fünf gelbe Rosen übriggeblieben. Die anderen hatten die Wucht des Aufpralls nicht überstanden. Ihre Stiele waren geknickt. Eine Rose blutete, während die anderen verzerrte Gesichter zeigten.

Jane schob die Blume, die so stark blutete, ein wenig zur Seite, um sie zu beobachten.

Das Blut quoll aus dem Kelch, lief über den Rand und versickerte im Boden.

Auf einmal hörte das Bluten auf. Damit allerdings war das Grauen nicht beendet, denn nun machte die Rose die zweite Veränderung durch. Ihre Blütenblätter gerieten in Bewegung, als würden unsichtbare Hände sie formen, und sie modellierten aus der Blüte ein Gesicht.

Schreibers Gesicht!

Die Farbe Gelb dominierte nicht mehr. Die Haut hatte eine bleiche Tönung angenommen, aber das Gesicht konnte Jane erkennen. Es zeigte haargenau Gordon Schreibers Züge. Da war jede einzelne Falte vorhanden, nur in einer starken Verkleinerung.

Tief atmete Jane ein. Sie mußte sich zusammenreißen, um nicht

wegzulaufen, aber dies hier war auch eine Minute des endgültigen Sieges. Gordon Schreiber hatte sie töten wollen, doch sie war schneller gewesen und konnte mit viel Glück den Spieß umdrehen.

Schreiber öffnete den Mund. Deutlich merkte Jane ihm an, daß er Angst hatte. Das mußte er auch, denn die Detektivin hatte die Astra gesenkt, so daß das dunkle Mündungsloch auf den kleinen Kopf wies.

Ihr Finger umklammerte den Abzug. Sie konnte Gordon Schreiber nicht am Leben lassen, ihr Zorn, ja, es war schon Haß, war einfach zu groß. Sie mußte es tun.

Da hörte sie vor sich das Splittern. Ungefähr dort, wo sich der Eingang befinden mußte, sah sie eine Bewegung. Sofort stand Jane wieder unter Strom, drehte sich um und zielte dahin, wo plötzlich eine Gestalt erschien ...

Gegenübergestanden hatte ich der Hexe schon. Allerdings nicht in einer so bescheidenen Lage. Wie ein Klammeraffe hing ich am oberen Rand des Zauns. An meine Waffen konnte ich so schnell nicht heran, denn ich hätte zumindest eine Hand lösen müssen und wäre gefallen.

Wie erstarrt standen wir beide und schauten uns an.

Wikka und ich.

Zwei Gegner - zwei Feinde!

Ich glaubte sogar, sie lächeln zu sehen. Es konnte allerdings eine Täuschung sein, weil die graue Dunkelheit die Konturen zu sehr verzerrte.

»Keine Panik, John!« hörte ich Sukos Stimme. »Sie kriegst dich nicht!«

Ich gab keine Antwort, sondern achtete darauf, was die Hexe mir sagte. Es klang nicht nur nach einem Rückzieher, es war auch einer.

»Diesmal hast du tatsächlich gewonnen, John Sinclair. Beim nächsten Mal wird es anders!«

Bevor ich etwas erwidern konnte, war die Gestalt in der langen, dunkel schimmernden Kutte mit dem Sigill des Satans darauf verschwunden. Aufgelöst wie ein Nebelstreif unter der wärmenden

Sonne. Sie hatte eingesehen, daß sie keinen Sieg mehr erringen konnte, denn zu viele ihrer Diener waren vernichtet worden. Aber aufgegeben hatte sie nicht. Nein, nicht Wikka. Sie würde irgendeine neue Teufelei ausbrüten. Als oberste aller Hexen war sie dies ihrem Ruf einfach schuldig.

»Willst du noch lange da hockenbleiben?« fragte mich mein chinesischer Freund und Kollege.

»Nein«, erwiderte ich und sprang auf der anderen Seite des Zauns nach unten.

In diesem Augenblick strahlte in einem der beiden Treibhäuser Licht auf!

Jane war mit ihren Nerven so am Ende, daß sie fast abgedrückt hätte. Ich bemerkte dies im letzten Augenblick und rief: »Nicht schießen!«

»John!« Sie schrie meinen Namen. Ihr rechter Arm sank nach unten, und sie taumelte zur Seite.

Mit ein paar Sprüngen war ich bei ihr, während Suko langsamer folgte. Wir hatten eine Scheibe einschlagen müssen, um uns Eintritt zu verschaffen, denn erst lange zu suchen hatte keinen Sinn. Die Zeit war zu knapp gewesen.

»Alles okay?« fragte ich.

Jane Collins nickte, weil sie nicht mehr sprechen konnte. Sie zitterte am ganzen Körper. Dieser Reaktion nach zu urteilen, mußte sie Schreckliches hinter sich haben.

»Fast wäre es zu spät gewesen«, flüsterte sie.

»Wieso?«

»Laß mich mal.« Jane befreite sich aus meinem Griff, deutete nach unten.

Dort lagen zahlreiche Blumen. Manche noch mit Köpfen versehen. Gräßliche, alte Gesichter, wie ich sie schon bei dem Strauß in meinem Wagen gesehen hatte.

Aber ein Gesicht kannte ich.

»Gordon Schreiber!« sagte Suko knirschend. Er stand mir gegenüber und starrte ebenfalls auf die makabre Blume.

»Ja«, hauchte Jane, »er ist es ...«

»Du hast es geschafft?« wollte ich wissen.

Sie nickte. »Frag mich nicht, wie, John. Er wollte mich umbringen. Es war schrecklich, wirklich - ich - hätte es fast nicht überlebt.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte ich und nickte Suko zu. Mein Partner verstand. Wir konnten die unheimlichen Blumen nicht am Leben lassen. Es war kein normales Leben, sondern ein dämonisches. Sie würden eine Gefahr für die Menschheit darstellen, deshalb mußten wir sie vernichten.

Der Chinese hielt seine Peitsche schon bereit. »Geht etwas zur Seite«, sagte er.

Das taten wir. Jane drehte ihren Kopf so, daß sie nicht hinzuschauen brauchte. Ich aber blickte auf die makabre Rose. Ja, das war Gordon Schreiber. Obwohl mit verkleinertem Gesicht, konnte ich jede Einzelheit erkennen. Ich sah die Angst, das stumme Entsetzen, aber auch den Haß auf uns, der sich in seinen Zügen ausbreitete.

Vielleicht gab das den Ausschlag, denn Suko schlug ungemein wuchtig zu.

Die drei Riemen der Peitsche trafen genau. Es fällt mir nicht leicht, hier von einem Bilderbuchhieb zu sprechen, aber das war er nun einmal. Der kleine Kopf zerplatzte förmlich vor unseren Augen. Ein grünlich blasser Rosenstiel war alles, was noch an den einst so mächtigen Gordon Schreiber erinnerte. Suko vernichtete auch noch die anderen Blumen.

Dann gingen wir, wobei wir Jane Collins stützen mußten. Sie war zu erschöpft, um allein gehen zu können.

Mr. Gering fiel aus allen Wolken, als er erfuhr, was geschehen war. Er trauerte besonders stark um seinen Sohn, der ein Opfer dieser Hexenplage geworden war, genau wie Jack Adrian, der auch auf Schreibers Konto ging. Ihn holte niemand mehr ins Leben zurück, doch die Weißen Engel versprachen uns, die Organisation in seinem Sinne weiterzuführen. Und das fanden wir gut.

Ich erfuhr auch, daß Harry Gering mir die Rose auf das Auto geworfen hatte. Wahrscheinlich sollte er Jane beobachten und hatte mich zwangsläufig dabei gesehen. Eine andere Erklärung gab es für uns nicht. Daß er mich mit seiner Tat auf die Spur der

White Angels gebracht hatte, war ein nicht einkalkulierter Patzer gewesen.

Da wir nicht wußten, wie viele Blumen von dem magischen Keim infiziert worden waren, ließ Gering seine gelben Rosen vernichten. Sie verbrannten in einer wahren Flammenhölle.

Damit war für uns dieser makabre Fall endgültig vorbei

DER RIPPER KEHRT ZURÜCK

»Ich - werde - dich - töten!« Die Stimme klang blechern und künstlich, als würde ein Roboter sprechen.

Trotzdem erschrak Eveline Dupres bis ins Mark, Sie wirbelte herum, legte ihren Kopf in den Nacken, und das lange schwarzbraune Haar wischte wie eine leichte Gardine durch ihr Gesicht, bevor es zurückschwang und die junge Französin wieder klar sehen konnte.

Ein Aufschrei drang aus ihrer Kehle.

Über ihr spielte sich Schreckliches ab. Eine Öffnung war in der Mauer zu sehen. Schräg fuhr aus der Öffnung eine Ritterrüstung. Deutlich waren Helm, Brustpanzer und Beinkleider zu sehen.

Aber unter dem Helm schimmerte gelblich ein Totenschädel, und in der rechten Hand hielt das Skelett ein Schwert.

Das Schwert sauste nach unten. Dabei bewegte sich der Mund, und abermals drangen die vorhin gesprochenen Worte hervor.

Eveline Dupres sah die Klinge dicht vor ihren Augen, glaubte sie zu spüren und duckte sich unwillkürlich, während das Skelett ein schauriges Gelächter ausstieß. Das Schwert beschrieb einen Halbkreis, der Knochenritter bewegte sich und verschwand von einem Augenblick zum anderen wieder in dem Loch in der Wand.

Die junge Französin atmete auf. Ihr Herz klopfte doppelt so schnell. Sie preßte die Hand gegen ihre Brust, lehnte sich an die Mauer der alten Burg und sorgte dafür, daß sie erst einmal zu Atem kam.

Ein Mann ging an ihr vorbei. Er drehte sich um, lächelte schmal und fragte: »Erschrocken?«

»Ja, Mister.«

Der Mann lachte und wartete auf seine beiden Kinder, die mit hochroten Köpfen auf ihn zuliefen.

»Daddy, Daddy, ich habe Dracula gesehen ...«

»Und ich Frankenstein!« rief das zweite Kind.

»Sie sehen«, meinte der Mann zu Eveline gewandt, »den Kleinen macht es nichts aus. Die verkraften das leichter als wir Erwachsenen. Glauben Sie mir.«

»Sicher, Mister, sicher ...«

»Na dann, einen schönen Tag noch«, wünschte der Familienvater und zog seine Sprößlinge weiter.

Eveline Dupres schalt sich eine Närrin. Sie hatte selbst schuld an

diesem Dilemma. Schließlich hätte sie den Fantasiepark HORRORLAND ja nicht zu besuchen brauchen. Aber sie hatte Abwechslung nötig. Paul, ihr Verlobter, hatte ihr die Lösung der Verbindung mitgeteilt. Er wohnte in Paris, sie in London bei einer englischen Familie, um deren Muttersprache zu lernen. Als der Brief kam und sie ihn gelesen hatte, war alles aus. Zumindest glaubte sie das. Bis sie sich schließlich ausgeheult und zusammengerissen hatte, verging einige Zeit, und sie wollte zudem irgendwie auf andere Gedanken kommen.

Ein Besuch im HORRORLAND ist spannend und entspannt! So lautete der Werbespruch im Radio. Oft genug hatte sie ihn gehört, und sie beschloß, herauszufinden, ob es der Wahrheit entsprach. Ob es wirklich so spannend und entspannend war? Spannend war es. Sie hatte sich mehr als einmal gefürchtet. Mit Hilfe der modernen Technik hatten es die Verantwortlichen tatsächlich verstanden, eine schaurige Welt aufzubauen. Eine regelrechte Monsterwelt, in der man die klassischen Gruselfiguren bestaunen konnte. Dracula, Frankenstein, das Phantom der Oper und ein Werwolf waren ebenso vertreten wie die Weiße Frau oder das Gespenst ohne Kopf. Skelette in Ritterrüstungen, Särge, die sich knarrend öffneten, abgehackte und schrill klingende Schreie, viel künstliches Blut, dies alles konnte für einen Menschen mit schwachen Nerven schon zu einem Albtraum werden. Auch Eveline Dupres hatte sich gefürchtet. Sie war durch die Schlösser und Burgen geschlichen, hatte Höhlen und Tunnels passiert und war mehr als einmal von irgendwelchen gierigen Händen abgetastet und von einem Werwolf attackiert worden. Aus einem Teich war eine Seeschlange getaucht und hatte drohend ihren mächtigen Kopf bewegt.

Entspannt war Eveline nicht. Eher das Gegenteil. Sie stand unter Streß oder Anspannung und wollte so rasch wie möglich das Gelände verlassen.

Vorher mußte sie noch durch Soho.

Natürlich nicht durch das echte, aber man hatte es nachgebaut. Soho im letzten Jahrhundert. Das war schon was, denn wer davon sprach, der dachte automatisch an einen Massenmörder, der in diesem Stadtteil sein Unwesen getrieben hatte.

»Jack the Ripper«.

Der Aufschlitzer, der gnadenlose Frauenjäger, die Bestie mit den Bluthänden. Man hatte ihm viele Namen gegeben. Die meisten waren ihm von der damals schon existierenden Sensationspresse verliehen worden, und das Geheimnis um seine Existenz und um seinen Tod war an sich nie richtig geklärt worden.

Darüber dachte Eveline Dupres allerdings nicht nach. Sie hatte andere Sorgen, denn sie wollte HORRORLAND so rasch wie möglich verlassen. Obwohl sie sich selbst als einen nicht ängstlichen Menschen bezeichnete, war ihr dieser großzügig angelegte Park doch auf die Nerven gegangen. Zudem hatten sich wenige Menschen hierher verlaufen. Normalerweise war HORRORLAND überfüllt, aber das Wetter spielte nicht so mit.

Mittlerweile war zwar der Wonnemonat Mai angebrochen, doch Regen empfanden die meisten Menschen nicht als sehr wonnig. Zudem wehte ein steifer Wind, der im Norden von Schottland Schnee gebracht hatte und bis in den Süden der Insel fuhr. So manche Gegenstände an den künstlichen Fassaden klapperten und bewegten sich. Die entstehenden Geräusche gaben der Kulisse einen zusätzlichen Gänsehaut erzeugenden Touch.

Noch eine gute Viertelstunde, dann wurde der Park geschlossen. Schon einmal war die Sirene ertönt. Als sich Eveline in Bewegung setzte, heulte sie ein zweites Mal auf.

Fünf Minuten vor der endgültigen Schließung würde sie sich ein drittes Mal melden.

Die junge Französin ließ das Gebiet der Gruselschlösser hinter sich, ging durch eine schmale Gasse und passierte eine Andenkenbude, wo ein Mann dabei war, seinen Stand zuzuklappen. An der Bude wurden Aufkleber verkauft. Sie zeigten natürlich Motive, die mit HORRORLAND in einem ursächlichen Zusammenhang standen.

Frankenstein, Dracula und der Werwolf gingen als Aufkleber weg wie warme Semmeln. Ebenso fand man ihre fratzenhaften Gesichter und schrecklichen Gestalten auf Luftballons und Popcorntüten.

Der Verkäufer schaute der einsamen Gestalt nach. Er grinste, hob die Schultern und schloß seine Läden endgültig.

Schon nach wenigen Schritten wich die Asphaltdecke altem, ris-sigem Kopfsteinpflaster, so wie es im Soho der Jahrhundertwende

üblich gewesen war. Man hatte diesen Ortsteil von London in der Tat gut nachgebaut. Ein Wirrwarr von kleinen Gassen und eng beieinander stehenden Häusern, alten Laternen und auffällig wirkenden Pubs.

Auch Menschen gab es. Hinter manchen Fensterscheiben waren Gesichter zu sehen. Bleiche, blasse Haut schimmerte. Alle Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck.

Angst!

Im alten Soho hatte man Angst, denn dort ging der Ripper um. Und dieses Gefühl der Bedrohung hatten die Erbauer des Parks eingefangen. Täuschend echt sogar, daß Menschen, die Soho durchschritten und in den Schlössern oder Burgen noch gelacht hatten, ziemlich wortkarg wurden, wenn sie über das Kopfsteinpflaster gingen.

Exit - Ausgang!

Dieses Wort stand überall an den falschen Fassaden, und Eveline brauchte sich nur danach zu richten, um den Park verlassen zu können. Sie schien die einzige Besucherin im HORRORLAND zu sein, denn ihr begegnete niemand mehr.

Es war doch kälter geworden, und sie zog die lange Strickjacke enger um ihren Körper. Unter der Jacke trug sie eine grüne Bluse. Der Rock zeigte eine blaue Farbe, ebenso die Strümpfe. Ihre Handtasche hatte sie über die Schulter gehängt und mußte sich nun nach rechts wenden, um den Ausgang zu erreichen.

Diese Gasse war noch schmaler. Und Eveline erschrak, als sie die alte Kutsche am Rand stehen sah. Eine Leichenkutsche.

Schwarz war sie angestrichen. Aus dem Haus daneben trugen sie einen Toten. Alles Wachsfiguren, aber täuschend echt nachgebildet. Der Kutscher stand neben der Tür und leuchtete mit der Laterne. Hinter ihren Glasscheiben glomm eine Lampe, aber so schwach, daß das bleiche Gesicht des Kutschers im Dunkeln blieb. Der Tote war ermordet worden. Aus seinem Hals rann ein Blutstreifen, der sich auf dem bleichen Wachs verteilt hatte. Kinder hatten dem »Toten« eine Pappnase aufgesetzt und dem Kutscher einen blühenden Kirschbaumzweig an den Hut gesteckt.

Eveline mußte lachen, als sie das sah. Irgendwie gefiel es ihr. So etwas nahm der Atmosphäre das Bedrohliche.

Nach einigen Yards gelangte sie an eine Laterne. An ihr lehnte

eine Frau. Wie sie da stand, die Hände in die vorgeschobenen Hüften gestemmt, erinnerte sie an eine Prostituierte. Ihr bleiches Wachsgesicht war zu einem Lächeln verzogen, der lange Rock reichte bis zum Boden, war jedoch leicht durchsichtig, und der Ausschnitt der Bluse hätte nicht nur im alten Viktorianischen England Aufsehen erregt.

Hinter der Hure befand sich eine spaltbreit geöffnete Tür. Viel konnte man als Besucher nicht erkennen, doch es reichte, um die Faust und das Messer zu sehen, das sich aus dem Türspalt geschoben hatte. Über der Tür war das Wort »Jack the Ripper« zu lesen. Hier hatte er gehaust. Von diesem Ort gingen seine Untaten aus und waren bis heute noch nicht vergessen worden, denn in der Sauregurkenzeit kümmerten sich die Gazetten oft um den Fall des Rippers.

Sie ging hastig weiter, vor allem deshalb, weil sie das Blut an der Klinge gesehen hatte, das so echt aussah. Zudem wurde es Zeit. Eveline wollte den Park pünktlich verlassen.

Da sie von der Gestalt her ziemlich groß war, trug sie Schuhe mit flachen Absätzen und einer dicken Sohle, die zudem so weich waren, daß man ihre Schritte kaum hören konnte.

Dafür hörte Eveline andere Schritte.

Nicht laut, aber stetig.

Und die waren hinter ihr aufgeklungen.

Eveline Dupres blieb stehen. Da folgte ihr jemand! Eine Gänsehaut kroch über ihren Rücken, als sie sich langsam umdrehte und die enge Gasse hinab schaute.

Niemand zu sehen ...

Aber die Schritte hatte sie gehört, da gab es keine Täuschung, auch wenn sie jetzt verstummt waren. Unheimlich war es schon. Sie fühlte sich plötzlich sehr allein, wie sie da zwischen den Fassaden des alten Soho stand. Die Atmosphäre des vergangenen Jahrhunderts war an ihr nicht spurlos vorbeigegangen, sie hielt sie umfassen, und die junge Französin merkte, daß ihr Herz schneller schlug. Eilig ging sie weiter.

Wieder die Schritte. Und abermals hinter ihr.

Der Fremde hielt genau auf Distanz, er blieb in ihrer Nähe und war nicht zu sehen, das merkte Eveline, als sie sich hastig umwandte.

Alles leer ...

Nur der Wind trieb eine Popcorntüte über das rissige Katzenkopfpflaster.

Sie schauderte, denn mit einem Mal hatte sie ein unbehagliches Gefühl, das sich noch steigerte und zu einer regelrechten Angst wurde, die sie einfach nicht loslassen wollte.

EXIT.

Groß sah sie das Schild. Und es erinnerte sie wieder daran, daß sie unbedingt den Ausgang erreichen mußte, bevor etwas Schreckliches passierte.

Die Französin lief jetzt schneller. Ihre Tasche schwang hin und her, sie klatschte im Rhythmus der Schritte gegen ihre Hüfte und trieb sie wie ein Einpeitscher zu noch größerer Eile an.

Die Gasse führte nicht auf dem direkten Weg zum Ausgang. Sie beschrieb noch eine Linkskurve. In die mußte Eveline eintauchen, um ihr Ziel zu erreichen.

Sie hatte die Seite gewechselt, hielt sich nicht mehr mitten auf der Straße, sondern lief dicht an den Hausfassaden weiter. Im Scheitelpunkt der Kurve befand sich eine alte Wirtschaft, ein Gasthaus aus dem letzten Jahrhundert. Seine Tür stand offen. Wie erstarrt saßen die Gäste an den Tischen oder standen an der Theke. Alles Wachsfiguren, aber sehr echt nachgebildet.

Und die Schritte?

Eveline wollte es gar nicht wissen, ob der Verfolger noch hinter ihr war, sie hatte nur den Gedanken, so rasch wie möglich den Ausgang zu erreichen.

Daß es jetzt Zeit wurde, merkte sie, als die Sirene zum dritten und letzten Mal aufheulte.

Ein unheimlicher Ton, der genau zur Umgebung paßte, schwang durch die engen Gassen und erzeugte bei Eveline eine Gänsehaut. Wenn sie jetzt nicht zusah, daß sie ...

Ihre Gedanken stockten, die Augen wurden weit, und das Entsetzen griff mit eiskalten Fingern nach ihr.

Aus dem Nichts war er erschienen.

Ein Mann.

Drei Schritte vor ihr stand er auf der Straße. Und er sah dem echten Ripper täuschend ähnlich!

Eveline Dupres wußte nicht, was sie tun sollte. Bisher waren alle Figuren nicht echt gewesen, doch dieser Mann vor ihr, der sah verdammt echt aus.

Nur, wo war er hergekommen? Sie hätte ihn sehen müssen, denn er hatte sich ja in einem Haus verbergen müssen, um schnell auf die Straße zu laufen.

Das Schweigen lastete zwischen den beiden wie eine Mauer.

Nur Evelines heftiges Keuchen war zu hören, während die letzten Echos der Sirene noch über HORRORLAND schwebten.

Danach gab es nur noch das Schweigen ...

Eine Wachsfigur hatte die junge Französin nicht vor sich, denn Wachsfiguren bewegen sich nicht. Das allerdings tat die Gestalt vor ihr. Sie griff unter den langen schwarzen Mantel und holte ein weiß schimmerndes Seidentuch hervor, dessen Spitzen sie zwischen beiden Händen hielt und das Tuch dann lässig drehte, so daß der Stoff ineinander gedreht wurde, bevor er ihn auseinanderzog und straffte.

Das Mordwerkzeug war perfekt!

Eveline verfolgte mit ihren Blicken das Tuch, bevor ihre Augen die Gestalt des unheimlichen Mannes abtasteten. Der lange schwarze Mantel hatte mehr die Form eines Capes. Er reichte trotzdem bis zu den Kniekehlen. Darunter trug er einen schwarzen Anzug und auf dem Kopf einen Schlapphut mit breiter Krempe, die vorn gebogen war, so daß Schatten in die Stirn fielen und von seinem Gesicht nur die Mundpartie zu erkennen war.

Wulstige Lippen waren grausam verzogen. Sie drückten Gnadenlosigkeit aus, und Eveline wußte plötzlich, daß es sich bei dieser Gestalt um keinen makabren Scherz aus dem HORRORLAND handelte.

Der war echt!

Die Musterung hatte vielleicht zehn, höchstens fünfzehn Sekunden gedauert, und die Angst, die Eveline erfaßt hielt, glich einer würgenden Schlinge.

Es kostete sie Mühe, den Mund zu öffnen und ein paar Worte zu sprechen. »Bitte - bitte«, krächzte sie. »Lassen Sie mich vorbei - ich - muß wirklich gehen ...«

Der Mann sagte nichts.

Eveline setzte den rechten Fuß vor. Es war ein Versuch. Sie woll-

te sehen, wie der andere reagierte. Er blieb stehen, tat nichts.

Eveline wurde mutiger. Der nächste Schritt war länger, er brachte sie nach rechts, denn dort wollte sie an der Gestalt vorbei.

Jetzt reagierte auch der Ripper. Er ging mit. Kein Laut war zu hören, und die junge Französin hatte das Gefühl, einen Geist vor sich zu haben und keinen Menschen.

Trotzdem mußte sie weg.

In der Schule war sie immer eine gute Startläuferin gewesen.

Noch besaß sie diese Schnelligkeit, und die versuchte sie jetzt auszuspielen.

Sie federte sich ab, rannte los und wollte an der Gestalt vorbei, um sich in Sicherheit zu bringen.

Der Ripper blieb stehen. Eveline bemerkte dies aus den Augenwinkeln. Hoffnung durchflutete sie, denn ...

Die Hoffnung zerbrach! Eiskalt hatte der Ripper abgewartet und sie nur getäuscht. Er hatte sie sogar passieren lassen, doch nun reagierte er gedankenschnell.

Eveline sah etwas Helles vor ihrem Gesicht und wußte, daß es das Tuch war, das von hinten über ihren Kopf geschleudert worden war. Mit einer tödlichen Zielgenauigkeit, wie sie einen Sekundenbruchteil später feststellen konnte. Sie spürte den Ruck und den scharfen Schmerz, der ihren Hals durchzog, als der Mörder sie zurückriss. Dabei hielt er die beiden Enden des Tuchs fest umklammert.

Eveline wollte noch schreien, doch das Tuch und die Kräfte des Mannes stoppten ihre Versuche.

Sie wurde nach hinten gezerrt.

Plötzlich verlor das zwanzigjährige Mädchen den Kontakt mit dem Boden. Ihre Füße schwebten in der Luft, dann wurde sie einfach umgerissen und fiel auf das Straßenpflaster, wobei sie nicht mit dem Kopf aufschlug, denn die Schlinge hielt sie in einer Schräglage.

Sie würgte und keuchte. Luft bekam sie schon nicht mehr.

Verzweifelt schlug sie mit den Armen um sich und hörte über sich das hämische Lachen des Mannes.

»Der Ripper ist zurückgekehrt!« vernahm sie die Stimme. »Der Geist des Rippers lebt weiter. Ich habe es versprochen, und meine Versprechen halte ich. Der Ripper ist wieder da!«

Gelächter folgte. Schaurig, hohl und kichernd zur selben Zeit, während die beiden Hände die Schlinge noch fester um den Hals des Opfers zogen.

Evelines Bewegungen wurden schwächer. Sie merkte, daß die Kraft aus ihrem Körper wich. Klar sehen konnte sie schon längst nicht mehr. Vor ihren Augen wallten rote Nebelstreifen, die sich zu Wolken verdichteten und einen wilden Tanz aufführten.

Der Tod näherte sich ...

Und dann löste der Ripper die Schlinge.

Luft! Endlich bekam Eveline Dupres Luft. Gierig saugte sie den Sauerstoff in ihre Lungen, keuchte und würgte, aber sprechen konnte sie nicht, dazu war sie zu kraftlos. Es gelang ihr auch nicht, sich zu wehren, sie schaute auf und sah wie durch einen Schleier den Ripper.

Er ließ sich neben sie fallen. Auf den Knien landete er. Noch in der Bewegung zog er das unter dem Mantel hervor, was ihm eine so schreckliche Berühmtheit gegeben hatte.

Das Messer!

Lang wie der Unterarm eines Menschen war die gefährliche Klinge. Eveline sah sie für einen Moment, als sich ihr Blick klärte. Die erschreckende Deutlichkeit ließ sie fast wahnsinnig werden, brachte sie halb um den Verstand, und der Ripper drückte sie mit einer Hand zurück. Es war die linke, die sich um ihre Kehle klammerte, mit der rechten holte er aus.

Da fuhr die Klinge nach unten.

Ein letzter Reflex, dann spürte Eveline einen scharfen, alles zerschneidenden Schmerz, und im nächsten Augenblick nichts mehr.

Der Tod wurde für sie zu einer gnädigen Erlösung.

Der Ripper stieß ein Knurren aus, das auch von einem Hund hätte stammen können.

Sein erstes Opfer nach der Rückkehr.

Er kniete noch immer neben der Leiche. Geduckt und sprungbereit wie ein Tier. Sein Blick war nach vorn gerichtet, wo gar nicht weit entfernt der Ausgang lag.

Von dort kam niemand. Er hatte Ruhe und Zeit, seine grausige Tat weiter zu vollenden, denn fertig war er noch nicht. Er hob die blutige Klinge an, ließ sie über dem Kopf der Toten schweben und führte zwei schnelle Schnitte durch.

Darin hatte er Routine. Er brauchte nur zweimal zu schneiden, dann hatte er das schwarzbraune Haar des Mädchens vom Kopf getrennt. Dabei benahm er sich wie die Indianer des Wilden Westens. Triumphierend hielt er die Haarpracht hoch, schaute auf die Tote und kniete abermals nieder.

Sein Zeichen fehlte noch.

Er schrieb es mit Blut und holte aus seiner Tasche einen Zettel hervor. In großen Buchstaben waren auf dem weißen Papier nur zwei Worte zu lesen.

THE RIPPER

Den Zettel legte er unter das braunschwarze Haar, das er mit einem Stein beschwerte, damit es vom Wind nicht weggetrieben wurde. Jeder sollte sehen, daß er zurückgekehrt war und die unheimliche Mordserie von vorn begann.

Die Leiche hob er auf, ging ein paar Schritte und war verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben ...

Der Wind spielte mit dem Haar, hob es hoch, ließ es flattern und drückte es wieder zurück. Durch den Stein allerdings war es so beschwert worden, daß es nicht weggeweht werden konnte. Zunächst dachte Phil Bigger, daß es sich dabei um Abfall handelte. Und für den war er zuständig. Seit fünf Jahren schon säuberte er Soho.

Er gehörte zu den Arbeitern, die kamen, wenn die Besucher alle verschwunden waren.

Dann erst hatte HORRORLAND die richtige Atmosphäre. Im Anfang hatte sich Phil ein wenig gegruselt, doch jetzt machte es ihm nichts mehr aus. Er fühlte sich hier wie zu Hause.

Mit seiner Karre, dem Besen, einer großen Kehrschaufel und einer kleineren Schippe zog er durch die engen, verwinkelten Straßen, um sie von dem zu befreien, was die Menschen so achtlos wegwarfen.

Da waren Dinge bei, kaum zu glauben.

Anfangen von halben Brötchen, über Fisch- und Popcorntüten bis hin zu Bonbonpapier und schmutzigen Taschentüchern. Es gab eigentlich nichts, was er noch nicht gefunden hatte. Sogar Kleidungsstücke und Geldscheine.

Letztere behielt er. Wenn er weggeworfene Lebensmittel sah, dann ärgerte er sich.

Bigger gehörte zu den Menschen, die noch den Zweiten Weltkrieg erlebt hatten und vor allen Dingen die Zeit danach, wo Essen zu einer kleinen Kostbarkeit wurde und als Luxus galt. Wenn die Menschen heutzutage soviel wegwarfen, dann ging es ihnen nicht schlecht, dann hatten sie noch genug Geld und brauchten nicht zu stöhnen.

Als er den dunklen Gegenstand auf dem Pflaster liegen sah, konnte er ihn zuerst nicht identifizieren. Der Wind spielte damit, wehte ihn aber nicht fort, weil er beschwert worden war.

Das mußte seinen Grund haben.

Phil Bigger ließ seine kleine Karre stehen, nahm Besen und Schaufel mit und näherte sich dem Gegenstand.

Abrupt blieb er stehen.

Verdammt, da war ja Haar. Sogar Frauenhaar, an der Länge deutlich zu erkennen. Bigger schüttelte den Kopf. Auf seinem Gesicht erschienen dabei noch mehr Falten. »Was die Leute so alles wegwerfen«, murmelte er. »Jetzt auch noch Perücken, das habe ich noch nie erlebt.« Er legte sein Werkzeug zur Seite, kniete nieder und wollte das Haarteil aufheben. Seine Hand wühlte sich bereits hinein, als er plötzlich etwas Klebriges zwischen seinen Fingern spürte.

Wasser?

Er zog die Hand zurück. Im Mai waren die Tage lang, und auch jetzt hatte sich die Dunkelheit noch nicht über das Land gelegt. Es war zwar düster in den engen Gassen, trotzdem konnte Phil Bigger erkennen, was da zwischen seinen Fingern klebte.

Blut!

Auf einmal wurde sein Gesicht bleich. Er hob den Stein an, faßte in das Haar und drehte es herum.

Darunter sah er eine rote Lache. Noch mehr Blut. Und er sah einen hellen Zettel, der zum Glück nicht in der Lache lag, so daß die Schrift noch zu lesen war.

»Der Ripper!« hauchte Phil Bigger und ließ den Zettel fallen, als hätte er sich daran die Finger verbrannt. Fahrig strich er durch sein Gesicht, wobei er nicht auf seine blutbesmierten Finger achtete und rote Streifen auf der Haut hinterließ.

»Das ist doch Wahnsinn. Das kann es nicht geben!«

Er schüttelte sich und stand auf.

Für einen Moment nahm sein Blick eine seltsame Leere an. Ein Zeichen dafür, daß er scharf nachdachte. Dann hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er mußte etwas unternehmen und die Polizei benachrichtigen. Das hier war kein Scherz, der ins HORROR-LAND paßte, sondern blutiger Ernst. Ein Telefon befand sich am Eingang.

Obwohl er aufgeregt war, dachte er daran, das Haar wieder mit dem Stein zu beschweren.

Dann rannte er los.

Der Wächter am Eingang - eine Wach- und Schließgesellschaft stellte ihn ab - bekam große Augen, als er den heranlaufenden Phil Bigger sah. »Was ist denn los, Mann? So kenne ich dich ja gar nicht. Hat man dich in den Hintern gebissen, oder hast du deine Alte plötzlich gesehen und bist weggelaufen?«

»Hör auf, Mensch! Ich muß die Polizei anrufen.«

»Ein Mord?«

Bigger blieb keuchend stehen und stützte die Hände auf der Tischplatte ab. »Wie kommst du denn darauf?«

»Wenn einer so angerannt kommt wie du und nach der Polizei schreit, liegt das in der Luft.«

»Nein, nein, kein Mord.« Bigger schüttelte den Kopf, hob ihn dann an und überlegte einen Augenblick. »Oder vielleicht doch?« Dabei schaute er den Wärter an.

Der hob die Schultern. »Was weiß ich«, sagte er und schob Bigger den Apparat hin.

Hastig wählte Phil, während ihm sein Kollege über die Schulter zuschaute. Bigger sprach schnell, verhaspelte sich zweimal und mußte zur Ruhe gemahnt werden. Als er auflegte, hatte er das Versprechen erhalten, daß die Polizisten einen Streifenwagen vorbeischicken wollten.

Bigger war beruhigt. Er nahm die Zigarette seines Kollegen und ließ sich Feuer geben. Während er den Rauch ausstieß, sagte er:

»Da stimmt etwas nicht, ehrlich. Ich habe das so im Gefühl.«

»Du mit deinen Gefühlen.«

»Glaub mir, es gibt Dinge, die nicht so einfach abgetan werden können. Wir kriegen noch Ärger.«

Die Zeit verging viel zu langsam. Phil steckte seinen Kollegen mit der Nervosität an. Als schließlich der Wagen eintraf, atmeten beide auf.

Das Tor wurde geöffnet. Es befand sich neben den Kassenhäuschen mit den schmalen Gängen dazwischen. Die Durchfahrt wurde zumeist von Lieferwagen benutzt, jetzt rollte der Streifenwagen auf das Gelände. Er fuhr Schrittempo. Im Fond hatte Phil Bigger Platz genommen. Er wollte den Polizisten die Stelle zeigen.

»Da müssen Sie anhalten!« rief er.

Der Fahrer lenkte den Wagen bis dicht neben den makabren Fund. Die drei Männer stiegen aus.

Einer der Polizisten war älter. Er bückte sich und hob das lange braunschwarze Haar an, dessen Strähnen leicht wie eine Feder durch seine Finger glitten.

»Ja, das ist echt«, murmelte er.

»Und das Blut auch«, sagte Phil Bigger schnell.

Der Polizist schaute Phil Bigger an. »Woher wissen Sie das so genau?«

Phil hob die Schultern. »Ich habe es probiert. Ich weiß schließlich, wie Blut schmeckt.«

»Aha.«

Der Polizist hatte seine Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Etwas spukte in seinem Kopf herum. Eine Gedankenverbindung, die er noch nicht so recht in die Reihe bringen konnte. Aber es hatte etwas mit diesem Haar zu tun, das stand fest.

»Da ist ein Zettel«, erinnerte ihn Phil Bigger.

Er lag noch unter dem Stein und war dem Polizisten bisher nicht aufgefallen.

Erst als er ihn hervorzog und darauf schaute, konnte er die beiden Worte entziffern.

The Ripper

Plötzlich schoß der Mann in die Höhe, als hätte ihn eine Klapperschlange gebissen. »Verdammt, das ist es!« rief er. »Das genau ist die Verbindung.«

»Welche?« fragte sein Kollege.

»Erinnerst du dich noch an Jack the Ripper?«

»Klar. Vor hundert Jahren ...«

»Unsinn.« Der Ältere schüttelte den Kopf. »Das ist nicht einmal ein Jahr her, da ist so ein Typ aufgetaucht, der ebenso grausam gekillt hat wie der echte Ripper. Man hat nie die Leichen gefunden, nur die Haare. Erst hinterher hat dieser Mann von Scotland Yard den Ripper stellen können.«

»Tot?«

»Keine Ahnung, aber der Kerl hat auf die gleiche Art und Weise gemordet.«

»Dann ist er zurückgekehrt«, sagte der jüngere Polizist und legte unwillkürlich seine Hand auf die Pistolentasche.

»Als Geist?« wurde er spöttisch gefragt.

»War er denn wirklich tot?«

»Das werde ich feststellen.«

Phil Bigger stand dabei und begriff nichts. Er ahnte, daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, nicht nur heute, sondern auch schon vorher.

Er sah, wie der Beamte mit dem schon fast grauen Haar in den Streifenwagen tauchte und telefonierte. Als er wieder ausstieg, nickte er.

»Was ist?« fragte sein Kollege.

»Wie ich es dir gesagt habe. Das kann noch schweren Ärger geben, mein Junge.«

»Für uns?«

»Nein, das nicht. Um den Ripper sollen sich andere kümmern. Und zwar die, die ihn damals nicht richtig haben ausschalten können. Wir halten uns da raus ...«

Ich schaute auf das Haar, das Suko in seiner Hand hielt und wie ein dunkelbrauner Schleier nach unten wehte, der vom Wind leicht bewegt wurde.

»Der Ripper«, sagte mein Partner.

Ich nickte nur, sog an der Zigarette und ließ meine Blicke über die nachgebauten Fassaden des alten Soho streifen. Wir befanden uns im HORRORLAND, der neuen Attraktion für Groß und Klein, etwas außerhalb von London liegend, aber noch nahe genug der Stadt, daß der Park durch eine Autofahrt von maximal einer Stunde erreicht werden konnte.

Haare und ein Zettel. Aber keine Leiche. Da gab es nur einen, der für diese Tat in Frage kam.

Der Ripper!

Aber er war tot. Er hatte sich sein Messer selbst in die Brust gerammt. Und wie von selbst glitten meine Gedanken zurück in die Vergangenheit. Es war noch nicht lange her. Ich sah das alte Haus vor mir, den Keller und die sieben toten Mädchen, die um einen Tisch herum verteilt saßen. Ihrer Haare waren sie beraubt. Sie hatten ein Bild geboten, das mich noch heute erschütterte, wenn ich daran dachte.

Der echte Ripper aus dem vergangenen Jahrhundert war es nicht, dem ich da gegenübergestanden hatte. Ernie Shane, so hieß der Ripper Nummer zwei, arbeitete im Zivilberuf als Reporter. Und er war immer als erster am Tatort gewesen, wo er dann die brandheißen Fotos für seine Zeitung schoß.

Nachts, wenn er als Ripper unterwegs war, dann verkleidete er sich, wobei er sein brandrotes Haar unter einer Perücke versteckte, weil es zu verräterisch war. Man konnte ihn nicht direkt als einen Dämon bezeichnen, sondern eher als einen Triebtäter. Psychologen wären nach einer Untersuchung sicherlich zu dem Resultat gelangt, daß man ihn für seine Taten nicht verantwortlich machen konnte, weil er unter dem Druck eines anderen stand. Und zwar im Bann des echten Rippers!

Er hatte ihn nie gesehen, aber Ernie Shane war immer von ihm fasziniert gewesen, und es war ihm gelungen, sich ein altes Bild zu besorgen, auf dem der Ripper gemalt war. In diesem düsteren Gemälde wohnte der Geist des echten Rippers.

Sein Körper war verfault, vergessen, aber der Geist irrte noch durch die Dimensionen und suchte sich einen neuen Gastkörper, den er in Ende Shane gefunden hatte.

Da fielen mir auch wieder die letzten Worte des Reporters ein, als man ihn als Toten an mir vorbei getragen hatte. Nicht nur ich hatte die Worte gehört, auch andere, die mich umstanden. Die Worte klangen noch in meinen Ohren nach, als wäre es erst gestern gewesen, obwohl fast ein Jahr dazwischen lag und ich auch nicht wußte, ob ich nun mit dem echten Ripper oder dem Geist des toten Reporters gesprochen hatte.

»Freu dich nur nicht zu früh, John Sinclair. Ich bin nicht tot.

Mein Geist lebt. Irgendwann nehme ich Rache an dir ...«
So oder ähnlich hatte er gesprochen. Mir lief es kalt über den Rücken, und ich trat meine Zigarette aus. Den Ripper hatte ich längst vergessen, zu viel war in der Zwischenzeit passiert. Nun hatte er sich auf brutale Art und Weise wieder in meine Erinnerung gebracht. Wie damals. Keine Leiche, nur das Haar und der Zettel. Wir hatten nicht nur die Aufgabe, den Ripper zu fangen, sondern mußten auch noch die Tote suchen. Ich hoffte, daß es nur bei einer blieb.

Beim ersten Fall waren es sieben gewesen!

Suko trat zu mir. Das Haar hatte er in eine Plastiktüte verstaut. Der Zettel hatte seinen Platz in einer zweiten gefunden. Das Gesicht meines Partners war starr. Er ging mit mir ein wenig zur Seite, damit wir die Leute der Spurensicherung nicht bei der Arbeit störten.

»Wie damals, nicht?« sagte Suko.

»Leider.«

»Ist Ernie Shane zurückgekehrt?«

Ich hob die Schultern.

»Shane ist tot«, sprach Suko weiter. »Fragt sich nur, ob er das wirklich ist.«

Da hatte mein Partner ein wahres Wort gesagt, und wir mußten uns Gewißheit verschaffen.

»Wo liegt er eigentlich begraben?«

Suko grinste schief. »Woher soll ich das wissen? Ich habe keine Blumen auf sein Grab gestellt.«

»Wäre auch noch schöner«, gab ich zur Antwort und schaute auf den Arzt, der mir zugewinkt hatte. »Was gibt es, Doc?«

Der Mediziner trat näher. Er trug einen karierten Hut und sah so aus, als würde er grinsen. »Das Haar stammt tatsächlich von einem Menschen«, erklärte er uns. »Der Mörder, davon gehe ich einmal aus, hat es mit zwei Schnitten von der Kopfhaut getrennt. Wir haben noch Reste gefunden. Zudem kann meiner Ansicht nach die Tat höchstens zwei Stunden zurückliegen.«

»Danke, Doc.«

Der Arzt lächelte. »Ich hätte da allerdings noch eine Frage, Mr. Sinclair.«

»Bitte.«

»Wenn ich mich recht erinnere, hatten wir vor gar nicht allzu langer Zeit in dem richtigen Soho einen ähnlichen Fall. Da hat doch auch jemand den jungen Frauen die Haare abgeschnitten. Stimmt's?«

»Ihr Gedächtnis hat Sie nicht im Stich gelassen.«

»Hat man den Mörder gefaßt?«

»Ja.«

»Dann kann das also hier nur ein Nachahmungstäter sein.«

»Das hoffe ich.« Daraufhin blickte mich der Doc zwar zweifelnd an, aber ich dachte nicht daran, ihm noch weitere Auskünfte zu erteilen. Ich mußte selbst mit dem Fall fertig werden.

»Dann bis später mal«, sagte der Mediziner, zog seine Gummihandschuhe aus und wandte sich ab.

Ich dachte daran, was ich mit Suko zuletzt beredet hatte. Wir mußten das Grab des Rippers finden und es aufbrechen. Daran führte kein Weg vorbei, wenn wir Gewißheit haben wollten.

»Ich gehe mal los und versuche zu erfahren, wo Ernie Shane seine letzte Ruhestätte gefunden hat«, meinte Suko.

»Okay, tu das.« Ich schaute meinem Partner nach, wie er zum Bentley ging. Ich machte inzwischen meine Runde.

Man hatte es wirklich geschafft und ein altes, fast echtes Soho aufgebaut. Die Hausfassaden waren schief, die Gassen sehr eng, die Fenster klein und verwinkelt, die Dächer zum Teil sehr brüchig. Eine Tür stieß ich auf. Bewußt suchte ich nichts, ich wollte nur die Atmosphäre schnuppern, denn ich konnte mir vorstellen, daß sich der Ripper hier sehr wohl fühlte.

Hinter mir schwang die Tür zurück und schlug mit einem schwappenden Geräusch zu.

Ich war in einer kleinen Wohnung. Die Decke hing sehr tief und bog sich zusätzlich noch durch, daß ich den Kopf einziehen mußte. Im letzten Jahrhundert hatte man in Soho noch kein elektrisches Licht. Hier war es installiert worden, ich sah den hellen Schalter, drehte ihn herum, und hinter einem kleinen Gitter wurde es gerade so hell, daß in dem kleinen Raum die Möbelstücke zu erkennen waren und ich nicht gegen sie lief.

Alte Möbel waren es. Zwar keine echten, aber gut nachgebildet. Menschen, hier natürlich nur als Wachsfiguren zu sehen, entdeckte ich nicht. Der Raum war leer.

Ich trat einen Schritt zurück, gelangte in den handtuchschmalen Flur und sah die Treppe, die in die Höhe führte. Selten hatte ich so schmale und auch enge Stufen erlebt. Das war der reinste Horror, wenn man die Treppe nehmen wollte.

Nur mit der Hälfte des Fußes konnte ich auftreten. Die hintere ragte über die Stufe hinaus. Ein Geländer fehlte leider. Ich mußte mich an der Wand abstützen, als ich die Stufen hochschritt, einen schmalen Absatz erreichte und abrupt stehen blieb, denn vor mir hing etwas von der Decke.

Ein Mensch! Aufgehängt!

Ich atmete nur durch die Nase, schloß für einen winzigen Moment die Augen und öffnete sie wieder. Der Tote sah schaurig echt aus, obwohl es sich bei ihm nur um eine Wachspuppe handelte. Aber die Gesichtszüge, die leicht grünlich schimmerten, waren von einem wahren Künstler modelliert worden. Tiefe Falten, schon an Furchen erinnernd, der aufgerissene Mund, die heraushängende Zunge - all das ging mir durch und durch, und ich gelangte zu der Überzeugung, daß die Erbauer dieses Parks den Namen HORRORLAND zu Recht gewählt hatten.

Den nächsten Treppenabsatz nahm ich auch noch, passierte den Erhängten und schaute auf eine kleine Tafel an der Wand.

Dort stand der Name des Mannes zu lesen und der Grund für seine Tat. Er hatte gestohlen und sich danach aufgehängt. Zuvor jedoch hatte er seine Frau und die drei Kinder getötet.

Die fand ich auch, als ich die Tür zum Nebenraum aufstieß. Es war ein Schlafzimmer. Auf den beiden Betten lagen die Leichen. Sie sahen schlimm aus, denn der Mörder hatte regelrecht gewütet. Passiert war das alles im Jahre 1894.

Auf dem Fußboden entdeckte ich Abfälle. Die Besucher schauten sich die schaurige Szene an, während sie in aller Ruhe ihren Kaugummi kauten oder die Bonbons lutschten.

Ich machte kehrt.

Vielleicht war es das Pfeifen, das mich warnte, auf jeden Fall zuckte ich zurück, und das war mein Glück, denn etwas Blitzendes flog wuchtig auf mich zu.

Ein Messer!

Den Luftzug spürte ich zwar nicht, trotzdem war die Waffe verdammt nahe an meinem Gesicht vorbeigeflogen, was mir überhaupt nicht gefiel. Schon besser war das Geräusch zu ertragen, das entstand, als die Klinge in die Türfüllung hieb.

Dumpf traf es meine Ohren. Als ich zur Seite schielte, da bemerkte ich, wie der Schaft zitterte.

Tief atmete ich durch. Dieses Messer war ein gefährliches Instrument. In seiner Länge erreichte die Klinge fast die Größe meines Unterarms, und so ein ähnliches Messer hatte ich bereits gesehen. Der Ripper hatte es gehabt.

War er der Werfer?

Ich schaute wieder nach vorn und wollte meinen Augen nicht trauen, denn der Ripper hatte nicht geworfen, sondern der Gehängte!

Lebte er wieder?

Deutlich sah ich, wie sein rechter Arm auf und nieder schwang, die Finger bewegten sich dabei sogar, und sein Gesicht schien ein noch häßlicheres Grinsen zu zeigen.

Teuflich, gemein, triumphierend ...

Langsam schwang der Arm aus. Ich hatte höchstens für zwei Sekunden auf den Gehängten geschaut, drehte mich jetzt um und sah mir wieder das Messer an.

Da wurde es aus dem Holz gezogen. Eine unsichtbare Hand mußte sich um den Griff geklammert haben, eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht.

Das Messer schwebte für einen Moment in der Luft und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Das gab es doch nicht!

Ich schüttelte den Kopf, wußte nicht, was ich noch unternehmen sollte, und räusperte mir erst einmal die Kehle frei. Ein kaltes Gefühl kroch über meinen Nacken, denn einem Angriff aus dem Unsichtbaren konnte ich nichts entgegensetzen.

In der nächsten Zeit geschah nichts. Kein Laut war zu hören, auch ich atmete nur flach und bewegte mich schließlich auf den Gehängten zu, weil ich mich davon überzeugen wollte, ob er tatsächlich tot oder nur ein Zombie, ein lebender Leichnam, war. Mein Kreuz sollte mir Gewißheit verschaffen.

Ich holte es hervor und preßte es gegen die Hüfte des

Gehängten. Es geschah nichts. Das Kruzifix reagierte nicht, blieb völlig normal, so daß ich sicher sein konnte, es tatsächlich mit einer Wachspuppe zu tun zu haben.

Endgültige Gewißheit verschaffte mir noch die Flammenprobe.

Als ich mein Feuerzeug zündete und die Flamme gegen einen Finger des Gehängten hielt, da schmolz er weg, und das Wachs fiel in dicken Tropfen zu Boden.

Aber er hatte das Messer geschleudert!

Oder nur indirekt? Der Gedanke kam mir ganz plötzlich. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß ein anderer, unsichtbarer Mensch die Hand des Gehängten geführt hatte. Denn jemand hatte auch das Messer aus dem Holz gezogen.

Irgend etwas lauerte in meiner Nähe. Ich fühlte mich beobachtet, drehte mich auf der Stelle, sah jedoch nichts.

Als sich in den nächsten beiden Minuten nichts mehr tat, ging ich die Treppe wieder hinab und verließ das Haus. Mit dem Hinaustreten verschwand auch das dumpfe Gefühl, das mich umklammert hatte.

Suko stand am Wagen und winkte mir zu. »Ich weiß, wo sie ihn begraben haben«, sagte er.

»Und?«

»Brompton Cemetery.«

»O Gott, so weit!«

»Leider. Wie ich hörte, gibt es dort einen Abschnitt, wo sie Gesetzesbrecher verscharren. Scheint ein richtiger Totenacker der allerersten Gruselgüte zu sein.«

Ich schaute auf meine Uhr. »Ist zwar schon spät für eine Graböffnung, aber wir können nicht warten. Ungewöhnliche Fälle erfordern eben ungewöhnliche Maßnahmen.«

»Da sagst du was.« Suko deutete auf das Haus, aus dem ich eben erst gekommen war. »Gibt es dort etwas Besonderes?«

»Ja, einen Gehängten.«

»Was?«

Ich berichtete. Sukos Gesicht wurde lang, als ich von dem Messer erzählte. »Sein Geist«, sagte er. »Verdammt, John, das ist der Geist des Rippers.«

»Wahrscheinlich.«

»Nicht nur wahrscheinlich, sondern tatsächlich.« Er räusperte

sich. »Jetzt bin ich nur mal gespannt, was wir in dem Grab vorfinden.«

»Eine Leiche, was sonst?«

Sukos Blick traf mich schräg von der Seite. »Bist du dir da sicher, John?«

»Eigentlich ja.«

»Aber auch nur eigentlich.«

»Sie sind eine wunderbare Frau, Miss Collins. Wie Sie den Fall gelöst haben, wirklich hervorragend.«

»Ich bitte Sie, Mr. Surrender. Das hätte jeder andere Detektiv auch getan.«

Der weißhaarige Mann schüttelte den Kopf. »Nein, nicht jeder. Sie hätten auch mit 500000 Pfund verschwinden können. Hinzu kommt Ihr Aussehen, und einem sorgenfreien Leben irgendwo in der Welt hätte nichts mehr im Wege gestanden.«

»Das sagen Sie so einfach.« Jane lächelte, wobei ihre schlanken Finger mit dem Weinglas spielten. »Außerdem gefällt mir London sehr gut. Ich bin hier groß geworden und fühle mich pudelwohl.«

»Das freut mich und ehrt Sie.« Mr. Surrender hob sein Glas. »Auf Ihr Wohl, meine Liebe.«

»Danke.« Sie tranken, während das Licht der Kerzen gelbrote Reflexe auf ihre Gesichter zeichnete.

Der rote Wein funkelte in den Gläsern. Jane Collins und ihr Klient hatten vorzüglich gespeist. In einem Lokal mit Schweizer Küche, das es noch nicht lange gab.

Normalerweise ließ sich Jane nicht gern von ihren Klienten einladen, bei Richard Surrender hatte sie eine Ausnahme gemacht. Der alte Herr war wirklich nett. Ein Kavalier alter Schule, und er kam auch nicht mit plumpen Vertraulichkeiten, sondern wußte, wie er sich zu benehmen hatte.

Jane war seinem Neffen auf der Spur, der sich einfach mit einem Scheck auf und davon gemacht hatte. In Brighton hatte sie den jungen Mann gestellt und den Scheck zurückgebracht. Auf eine Anzeige hatte Richard Surrender verzichtet, er wollte das Problem familienintern lösen.

Die Detektivin hatte ebenfalls einen Scheck erhalten und konnte

mit dem Betrag zufrieden sein.

»Gefällt Ihnen das Lokal hier?« fragte der weißhaarige Mann mit der Solariumsbräune im Gesicht.

»Es ist wirklich sehr stilvoll.«

»Wurde auch Zeit, daß es in London so etwas gibt. Die meisten Restaurants kann man vergessen.«

»Ich würde da nicht so vorschnell urteilen.«

Da lachte Surrender. »Wissen Sie, meine liebe Jane, wenn Sie so in der Welt herumgekommen wären wie ich, dann können Sie schon Vergleiche anstellen, glauben Sie mir.«

»Möglich.«

»Sie müssen doch sicherlich auch viel erlebt haben.«

Jane lehnte sich zurück und lächelte. Sie trug ein lachsfarbenes Seidenkleid, das sehr weit geschnitten war. Ein italienischer Modeschöpfer hatte es entworfen. »Es geht eigentlich. Meine Reisen kann ich mit den Ihren nicht vergleichen.«

»Möglich, aber der Freund, der Sie mir empfohlen hat, sprach von Fällen, die, sagen wir, ein wenig außerhalb der Norm liegen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind mit einem bekannten Mann befreundet, den man auch den Geisterjäger nennt, wie ich munkeln hörte. Und da haben Sie bestimmt einige Dinge erlebt, die nicht mit normalen Maßstäben zu messen sind, wenn ich mich nicht irre?«

»Sie irren sich in der Tat nicht.«

»Entschuldigen Sie die Neugierde eines alten Mannes, aber könnten Sie nicht über einige Fälle ein wenig näher berichten? Natürlich nur, wenn es Ihnen nichts ausmacht und Sie darüber sprechen dürfen.«

Da hatte der Mann schon richtig kombiniert, denn es gab einige Dinge, über die Jane nicht so gern sprach, weil sie der Geheimhaltung unterlagen. Über andere wiederum konnte sie reden. Und warum sollte sie ihrem Klienten den Gefallen nicht tun?

»Ich bestelle auch noch eine Flasche Wein«, lächelte Richard Surrender.

»Dagegen habe ich nichts.«

»Bleiben wir bei der Marke.«

»Ja, ich finde ihn ausgezeichnet, trotz seiner Herbheit.«

»Das haben die Schweizer Weine aus dem Wallis nun mal so an

sich«, bemerkte Richard Surrender und winkte dem Ober, der augenblicklich erschien und die Bestellung entgegennahm. Jane hatte inzwischen nachgedacht, über welchen Fall sie mit ihrem Klienten reden konnte. Dinge wie Atlantis, Mordliga und Ähnliches wollte sie aus dem Spiel lassen. Das war alles zu aktuell und auch zu gefährlich.

Da fiel ihr die Sache mit dem Ripper ein.

Natürlich, davon konnte sie berichten, der Fall war von den Zeitungen damals genügend ausgeschlachtet worden. Und Jane hatte kräftig mitgeholfen, daß der Ripper gestellt worden war. Fast wäre es ihr dabei selbst an den Kragen gegangen, als sie in die Rolle eines Strichmädchens geschlüpft war und schweren Ärger mit den brutalen Zuhältern heraufbeschworen hatte.

»Nun, haben Sie etwas Interessantes aus Ihrer Laufbahn gefunden?« erkundigte sich Mr. Surrender.

»Ich glaube schon.«

»Dann lassen Sie uns noch einmal die Zunge anfeuchten, bevor wir zu reden beginnen. Cheerio ...«

Richard Surrender war in seinem Element. Er freute sich auf die Geschichte und seine Augen begannen vor Neugierde zu glänzen. Jane wollte ihn auch nicht länger auf die Folter spannen und fragte: »Erinnern Sie sich noch an den Ripper? Der Fall ist nicht einmal ein Jahr her.«

»Natürlich. Lieber Himmel, das war doch diese Bestie, die den Frauen die Haare abschnitt.«

»Genau.«

»Und daran waren Sie beteiligt?«

»Ich begab mich damals in den Untergrund und ging praktisch auf den Strich.«

Das war ein Satz, den der Mann nicht so leicht verdauen konnte. Man sah es seinem Gesicht an, das die Farbe wechselte. »Sie gingen auf den Strich?«

»Für eine Weile ja. Allerdings gab es keinen Kontakt mit irgendwelchen Kunden.«

»Das hätte ich auch nie angenommen. Nur dieses Milieu. Wie kamen Sie überhaupt darauf?«

»Der Ripper hat sich Opfer ausgesucht, die aus Soho stammten und zumeist Dirnen waren.«

»Richtig, jetzt verstehe ich.« Richard Surrender nahm einen Schluck Wein. »Aber erzählen Sie weiter ...«

»Ja, du Hure, berichte ruhig weiter!«

Jane zuckte zusammen, als sie die Stimme vernahm. Sie schaute ihr Gegenüber an, der lächelte und fragte: »Haben Sie etwas, Miss Collins?«

»Nein, nein.« Jane wirkte plötzlich ein wenig fahrig.

»Entschuldigen Sie. Sagten Sie gerade was?«

»Auch nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Da war doch was, Miss Collins.«

»Ich kriege dich, du kleine Nutte. Ich kriege sie alle. Den Anfang habe ich schon gemacht.«

Jane zuckte herum. So heftig, daß sie fast das Weinglas umgestoßen hätte. Eine kalte Hand schien über ihren Rücken zu streichen, so sehr fröstelte sie.

Deutlich hatte sie die Stimme vernommen. Doch hinter ihr stand niemand. Da war alles leer.

Seltsam, sehr seltsam.

»Miss Collins, bitte. Ist Ihnen nicht gut?«

»Wie? Was?« Jane schreckte förmlich hoch. »Ach so, nein, alles in Ordnung.« Sie produzierte ein Lächeln. »Ich hatte nur das Gefühl, als wären wir nicht mehr allein.«

»Das sind wir auch nicht. Um uns herum sitzen Gäste. Aber lassen wir das. Wenn Sie die Geschichte nicht erzählen wollen, dann ist es auch nicht weiter tragisch.«

»Doch, doch, Sie sollen sie hören. Nur ...«

»Erzähle sie nur, du kleine Hure. Los, mach schon! Ich kriege dich doch. Mein Messer wartet. Es wird dir deine hübsche Kehle von einem Ohr zum anderen aufschlitzen. Und dann nehme ich mir dein Haar.«

Janes Gesicht verzerrte sich, denn plötzlich hatte sie erkannt, wer da zu ihr sprach. Und zwar so, daß nur sie die Stimme in ihren Gedanken hören konnte.

Es war Ernie Shane, der Reporter. Besser bekannt unter dem Namen »Jack the Ripper«!

Das Herz der Detektivin begann laut zu klopfen, so daß sie das Gefühl hatte, ihr Gesprächspartner müßte es hören. Doch der

schaute sie nur verwundert und besorgt an, sagte aber nichts. Ernie Shane! dachte Jane Collins. Verflucht, der ist doch tot. Er kann nicht mehr zurückkommen. Er hatte sich im Kampf mit John Sinclair selbst getötet, als er einsehen mußte, daß er die Auseinandersetzung nicht mehr gewinnen konnte.

Und jetzt hörte sie seine Stimme.

Jane hatte die Hände zu Fäusten geballt. Ihre Lippen waren hart zusammengekniffen, und sie schaute Richard Surrender unverwandt an.

»Möchten Sie lieber gehen?« erkundigte sich der ehemalige Klient.

»Nein, nein.«

»Aber mit Ihnen ist etwas geschehen, Jane. Das sehe ich Ihnen an. Ist Ihnen das Essen nicht bekommen? Eine dumme Frage, ich weiß, aber ich muß an jede Möglichkeit denken.«

»Das ist es nicht«, erwiderte Jane leise.

»Was ist es denn?«

Jane hob die Schultern. »Mr. Surrender, ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich muß abwarten.«

»Kommen Sie! Reden Sie! Unter Umständen kann ich Ihnen helfen. Sicher sogar.«

Da hörte Jane das Lachen in ihrem Geist. Sofort danach die kalte, höhnische Stimme. »Er wird dir nicht helfen können, Süße. Keiner wird dir helfen. Ich kriege dich. Sicher sogar. Denk immer daran. Ich bin in deiner Nähe und bringe dich irgendwann um.«

Jane schauderte. Sie zog den Kopf ein, atmete nur durch die Nase und griff nach dem Weinglas, das sie mit zitternden Händen umfaßte.

Dann leerte sie es mit einem Zug.

»Es ist besser, wenn wir jetzt gehen«, schlug Richard Surrender vor. Er war leicht irritiert. So etwas hatte er noch nie erlebt. Mit den Reaktionen seiner Begleiterin kam er nicht zurecht. Sie waren zu plötzlich erfolgt, und er wußte nicht, wie er sie noch hätte beruhigen sollen. Deshalb war es am besten, wenn sie beide das Restaurant verließen.

Der Ober kam auf einen Wink hin. Richard Surrender flüsterte ihm wenige Worte zu, und der Mann nickte. »Natürlich, Sir, die Rechnung. Ich werde sie sofort zusammenstellen.«

»Es ist Ihnen doch recht, daß wir das Lokal verlassen?« erkundigte sich Mr. Surrender bei Jane.

Sie nickte. Ihr Gesicht zeigte eine seltene Verkrampfung. Unter dem hauchdünn aufgetragenen Rouge war sie blaß geworden.

Jane zitterte, denn die letzten beiden Minuten hatten sie zu einem Nervenbündel gemacht. Wenn sie sich vorstellte, daß Ernie Shane jederzeit aus dem Nichts, dem Unsichtbaren, zuschlagen konnte, dann drehte sie fast durch. So etwas hielten auch die stärksten Nerven nicht aus.

Der Ober kam, und Richard Surrender beglich die Rechnung. Er zahlte bar, legte ein gutes Trinkgeld auf die Summe, so daß der Ober noch zwei Verbeugungen mehr machte und wartete, bis Jane ihren Stuhl ein wenig zurückgesetzt hatte.

Sie wollte aufstehen.

Es blieb vorerst dabei. Denn nun griff der Ripper ein.

Jane sah ihn nicht, weil sich der Vorgang in ihrem Rücken abspielte. Dafür konnte sie das Gesicht ihres Begleiters beobachten, das sich plötzlich veränderte. Die Augen wurden groß, der Mund zuckte, und im selben Augenblick gellten auch schon die ersten Schreie auf.

Da wirbelte Jane Collins herum.

Etwa fünf Schritte vor ihr, direkt hinter dem Eingang, stand Ernie Shane, der Ripper. In der rechten Hand hielt er ein langes, blutbeflecktes Messer. Auf seinem Kopf saß der schwarze Schlapphut. Shane trug die gleiche dunkle Kleidung wie der echte Ripper.

Nur eins war bei ihm anders.

Über seiner linken Schulter lag eine Gestalt. Eine Tote, und der Ripper hatte ihr die Haare abgeschnitten ...

Bis Brompton war ein ziemliches Stück zu fahren. Südlich des Hyde Parks sahen wir zu, daß wir auf die Cromwell Road einbogen, und schon befanden wir uns in South Kensington. Natürlich sprachen wir über den Ripper, und beide waren wir davon überzeugt, daß wir es mit Ernie Shane zu tun hatten.

»Wieso?« fragte Suko.

Ich wich zwei Fußgängern aus, die über die Straße gingen, als

wäre sie nur für sie da, und hob die Schultern. »Nenne mir einen Grund dafür, daß er es nicht ist.«

»Kann ich nicht.«

»Na bitte.«

Die nächsten Minuten schwiegen wir, denn ich mußte mich auf die Fahrerei konzentrieren. So genau kannte ich die Ecke hier auch nicht und atmete erst auf, als ich die große Kreuzung sah, wo die Warwick Road und die Cromwell Road zusammenstießen.

Jetzt mußten wir nach links. Von hier aus war es ein Kinderspiel. Ich brauchte nur auf der Straße zu bleiben, um die Westseite des Friedhofs zu erreichen. Dort befand sich das Gebiet, wo man Verbrecher und Gesetzesbrecher begrub.

Plötzlich meinte Suko: »Weißt du, was mir gerade eingefallen ist, John?«

»Nein.«

»Jane Collins.«

Ich grinste schief. »Willst dich von Shao trennen?«

»Quatsch. Ich meine Jane in Verbindung zu dem Ripper.«

Fast hätte ich auf die Bremse getreten. Au, verflucht, das hatte ich vergessen. Natürlich, Jane hatte auch zu dem Personenkreis gehört, der den Ripper jagte. Wenn Shane wirklich zurückgekommen war, auf welche Art und Weise auch immer, dann würde er sich an einigen Leuten rächen wollen.

Und nicht nur an uns, sondern auch an Jane Collins.

»Was machen wir?« fragte Suko.

»Ruf sie an.«

»Soll ich ihr die Wahrheit sagen?«

Ich überlegte hin und her, während wir durch den ländlich anmutenden, vornehmen Stadtteil Kensington fuhren. »Es ist besser, wenn sie Bescheid weiß. Außerdem ist sie kein kleines Kind mehr.«

»Das ist richtig.« Suko hob den Hörer des Autotelefons ab und tippte Janes Nummer ein. Er rechnete damit, daß sich jemand melden würde, doch sie hatte nicht einmal der Anrufbeantworter eingeschaltet.

»Nichts, John.«

Ich nickte nur. Schwere Gedanken wollte ich mir erst gar nicht machen. Es gab tausend Möglichkeiten, weshalb Jane nicht abge-

hoben hatte. Sie konnte beruflich unterwegs sein oder war mit jemandem ausgegangen, da gab es einiges, was man als Gründe aufzählen konnte. Nur blieb bei mir das dumpfe Gefühl, und es drückte gegen meinen Magen.

Vorerst kamen wir nicht dazu, uns um Jane Collins zu sorgen, denn wir hatten unser erstes Ziel, den Brompton Cemetery, erreicht.

Wir parkten den Bentley an der U-Bahn-Station West Brompton, stiegen aus und konnten in der Ferne die Lichter des Western Hospital sehen.

Unser Ziel war die Friedhofsverwaltung, und die lag ganz in der Nähe. Zwar wurde nicht mehr gearbeitet, doch ich hatte einige Leute zusammengetrommelt, die das Grab öffnen würden.

Dieser Friedhof ist riesig. Es gibt mehrere Eingänge, und überschaubar ist er an sich nur von einem Hubschrauber aus.

Das große Tor an der Westseite war verschlossen. Die kleine nebenan ebenfalls. Über ihr brannte jedoch eine Lampe und leuchtete den Klingelknopf im Mauerwerk an.

Ich drückte ihn.

Geweckt hatte ich bestimmt keinen, denn sofort meldete sich jemand.

Ich sagte unsere Namen, und man versprach uns, sofort zu kommen. Wenig später öffnete der Nachtwächter. Er hatte die beiden Totengräber gleich mitgebracht. Männer, die sich ihre blaue Arbeitskleidung übergestreift hatten und saure Gesichter machten, da es ihnen nicht paßte, mitten in der Nacht noch arbeiten zu müssen.

Ich hatte Verständnis dafür, aber unser Job war auch wichtig.

»Wir können zum Grab gehen«, sagte der Wächter, der Ed Rafferty hieß.

»Danke.«

Dann betraten wir den Friedhof.

Der typische Geruch wehte uns entgegen. Es roch nach fauligem Laub. Die gewaltigen Baumkronen waren nur noch dunkle Schatten, die von Wind bewegt wurden, so daß die noch jungen Blätter raschelnd aneinander rieben.

Der Wächter ging neben uns, die beiden Totengräber stiefelten hinter uns her.

»Normalerweise heben wir die Gräber mit Maschinen aus, aber in der Nacht muß die Arbeit von Menschenhand erledigt werden«, erklärte uns Rafferty, wobei er durch seinen Vollbart strich.

»Und wo liegt er?« fragte ich.

Rafferty warf mir einen schiefen Blick zu. »Er liegt auf dem Teil des Friedhofs, auf den wir nicht gerade stolz sein können, wenn ich ehrlich bin.«

»Wieso?«

»Das ist schon ein halber Urwald. Niemand kümmert sich um die Gräber. Sie verrotten. Es dauert oft nicht einmal zwei Jahre, dann ist alles zugewuchert. Unkraut, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

Bisher waren wir über einen relativ breiten Weg gegangen. Den verließen wir nun und schritten nach links, wo wir einen Pfad erreichten, der von Buschwerk flankiert wurde. Zwei Kaninchen huschten erschreckt davon, als sie unsere Schritte hörten.

Ed Rafferty war anscheinend froh, mit jemandem reden zu können, denn er erklärte uns, wer alles auf dem Verbrecher-Friedhof begraben lag. Es waren Namen dabei, die ich kannte, allerdings auch unbekannte.

Nach ungefähr fünf Minuten hatten wir ihn erreicht. Er war wirklich eine kleine Insel. Durch dicht zusammenstehende Bäume vom übrigen Teil des Friedhofs abgeschrmt, lag er so versteckt, daß nur schlecht ein Besucher hinfand.

Die meisten Gräber waren unter dem kniehohen Unkraut kaum als solche zu erkennen. Wege gab es keine. Grabsteine fanden wir zwar, doch die meisten steckten, wenn überhaupt, schief in der Erde. Andere waren umgefallen.

»Und wo ist das Grab des Rippers?« fragte ich.

Rafferty blieb stehen und schaute sich um. »Da muß ich auch erst mal nachdenken, Sir.«

»Da rechts.« Die Antwort gab einer der Totengräber und zeigte in die Richtung.

Wir schritten quer über die Gräber und blieben vor dem Grab stehen. Einen Stein hatte es bekommen, nachsackende Erde hatte ihn jedoch einsinken lassen. Zudem war er gekippt, und man konnte ihn nur als ein schiefes Fragment bezeichnen.

Die Totengräber verschwanden. Ich schaute ihnen nach und sah,

wie sie auf eine Bruchbude zugingen. Dort befand sich ihr Werkzeug. Der kleine Schuppen stand unter den Zweigen einer Platane. Mit zwei Hacken und zwei Schaufeln kehrten sie zurück. Schweigend begannen sie mit der Arbeit. Es war nichts für mich, Arbeiterdenkmal zu spielen und andere schufteten zu lassen. Suko erging es ebenso, deshalb packten wir mit an und lockerten die Erde, indem wir die Spitzhacken in den Boden hieben.

Die Totengräber spielten ihre Routine aus. Was die auf die Schaufeln nahmen und wegschleuderten, war allerhand. In hohem Bogen flog die Erde hinter sie und stapelte sich zu einem Hügel. Ed Rafferty schaute zu.

In der Nähe lief die Straße vorbei. Hin und wieder verirrte sich ein Scheinwerferstrahl durch die Büsche und traf unsere Gesichter oder brach sich blitzend auf der Rückseite des Schaufelblatts. Rafferty verschwand und kehrte mit einer Lampe zurück. Er leuchtete in das offene Grab, und wir hörten auf zu arbeiten, als der Strahl den Sargdeckel traf.

Mit der Schaufelkante drückte einer der Totengräber gegen das Holz. Es war sehr brüchig und fiel fast zusammen. Als wir Erde vom Sargdeckel wegräumten, stellten wir fest, daß der Sarg an seinem Fußende schon eingedrückt war.

Noch konnten wir nicht erkennen, was innerhalb der Totenkiste lag.

Die beiden Totengräber verließen das Grab.

»Sollen wir den Sarg hochholen?« fragte Rafferty.

Suko gab die Antwort. »Nein, ich sehe mir die Sache einmal an.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als er schon in das Grab sprang.

Dabei hieb er mit den Absätzen auf den Deckel, der an dieser Stelle brach. An der Innenwand des Grabs stützte sich Suko ab und ließ sich von mir eine Hacke reichen.

Die Spitze versuchte er, zwischen Unterteil und Deckel zu klemmen, was nicht so einfach war und erst beim zweiten Versuch gelang.

Spannung hielt mich gepackt. Den anderen erging es ebenso, das erkannte ich an ihren Gesichtern, die fahl in der Dunkelheit leuchteten.

Wir alle hörten das Knirschen. Suko versuchte es noch an zwei anderen Stellen und hebelte den Sarg auf.

»Leuchten!« rief er, während er den halb zerstörten Deckel zur anderen Seite hin kippte, so daß er zwischen Grabwand und Sarg festklemmte.

Ich nahm die Lampe hoch, hielt sie schräg und leuchtete in das Grab und den jetzt offenen Sarg hinein.

Der Anblick war schaurig.

Ernie Shane lag dort noch so, wie man ihn begraben hatte. Nur war er zum Teil schon verwest, das Gesicht sah entsprechend aus, die Augenhöhlen waren völlig leer, und Kriechtiere hatten darin ihren Platz gefunden. Die Kleidung bestand aus Fetzen, die an den Knochen klebten oder auf der gelblich schimmernden Resthaut lagen.

Ich schüttelte mich, denn dieser Anblick war wirklich nichts für schwache Nerven.

Suko rief von unten: »Er ist es, John!«

»Okay, komm wieder hoch.«

»War das alles?« fragte Ed Rafferty.

»Ja.«

»Sie wollen ihn nicht hochholen?«

»Nein, Mr. Rafferty. Was wir gesehen haben, reicht völlig aus.«
Ed Rafferty schüttelte den Kopf. Das konnte er nicht begreifen, wobei ich keine Lust hatte, auf Einzelheiten einzugehen und sie ihm zu erklären.

Ich reichte Suko die Hand, damit er es leichter hatte, und wies die beiden Totengräber an, das Grab wieder zu verschließen. Uns hielt hier nichts mehr.

Wir bedankten uns, und ich drückte den Männern noch einen Schein in die Hand. »Für eine gute Flasche, denn die Nächte im Frühling sind oft ziemlich kühl.«

»O danke, Sir.« Plötzlich strahlten sie. Suko klopfte sich noch die Kleidung aus, ich grüßte, dann gingen wir.

»Der Ripper ist also noch da!« stellte Suko nach einer Weile fest.

»Er kann es nicht gewesen sein. Wer aber dann? Doch ein Nachahmungstäter?«

»Nein!«

»Was macht dich so sicher?«

»Die Schrift, zum Beispiel. Es war Shanes Handschrift. Sein Zeichen. The Ripper hat er geschrieben.«

»Dann muß es ein Geist gewesen sein.«

»Genau, das ist es.«

Suko blieb stehen und schaute mich überrascht an. »Meinst du das im Ernst, John?«

»Ja.«

»Hm.« Der Chinese knetete sein Kinn. »Darüber müßte ich erst einmal nachdenken.«

»Brauchst du gar nicht, sondern dich nur zu erinnern. Shane hatte das Bild. Es war vom Geist des echten Rippers beseelt. Den Reporter haben wir töten können, doch den Geist nicht. Er lebt weiter, sucht sich vielleicht einen anderen Gastkörper, drängt alles Menschliche heraus und setzt seine unheimliche Mordserie fort. So sehe ich die Lage. Außerdem hat man es mir deutlich zu verstehen gegeben.«

»So ganz kann ich dir nicht folgen. Man müßte ihn gesehen haben. Oder hast du mir etwas verschwiegen, als du dich im Haus umgesehen hast?«

»Auf keinen Fall. Da kam er mir nicht unter die Augen. Ich sah nur das Messer, das der Gehängte auf mich geschleudert hat und dem ich mit Mühe und Not entging. Nein, nein, so ist es nicht.«

»Wie dann?«

Ich lachte. »Du bist heute ein hartnäckiger Bursche, Suko. Wir werden es noch herausfinden.«

»Dann müssen wir uns beeilen.«

»Und wie.« Wir hatten inzwischen den Bentley erreicht. »Wo willst du jetzt hin?« fragte der Chinese.

»Zu Jane Collins.«

»Dann los.«

Es war verrückt, irre, einfach wahnsinnig!

Jane hatte tatsächlich das Gefühl, in einem Tollhaus zu sitzen oder einen bösen Traum zu erleben.

Doch die Szene war echt.

Vor ihr stand der Ripper!

Und er war nicht allein. Über seiner Schulter lag eine Leiche.

Eine tote Frau, ihrer Haare beraubt.

Bevor die Menschen in eine Panik fallen konnten, reagierte der

Ripper. Er bewegte sich leicht nach links und ließ die Leiche von seiner Schulter rutschen.

Dumpf schlug die Tote zu Boden und blieb liegen, und zwar auf dem Rücken, so daß jeder erkennen konnte, wie der Ripper sie getötet hatte.

Der Anblick war so entsetzlich, daß er den anwesenden Gästen den Mund verschloß. Niemand sagte etwas.

Nur Jane bewegte sich. Sie hatte ihren ersten Schrecken überwunden.

Egal, wohin sie ging, die kleine Astra-Pistole nahm sie immer mit. Sie steckte in der Handtasche, und Jane hatte das Magazin mit Silberkugeln geladen.

Wenn es eine Chance gab, die Bestie auszuschalten, dann jetzt und hier. Blitzschnell packte Jane die Tasche, öffnete beide Hälften und riß die Waffe hervor.

Der Ripper stand noch immer auf dem Fleck.

Er stand auch noch, als Jane ihren Arm bewegte, auf ihn zielte und schoß.

Deutlich spürte sie den Rückschlag der kleinen Waffe, und sie sah auch, wo die Kugel einschlug - oder hindurchschlug, denn sie traf den Ripper zwar, aber das geweihte Geschoß richtete bei dem Ripper keinen Schaden an. Es schlug hinter ihm in die Holzverkleidung der Wand.

Das Echo des Abschusses lag noch im Raum, als der Ripper ein gellendes Lachen ausstieß. Böseartig, triumphierend und gemein hallte es in Janes Ohren nach, dann löste sich die Gestalt von einer Sekunde zur anderen auf und war verschwunden.

Zurück blieb eine Tote.

Erst jetzt reagierten die Gäste. Jane wunderte sich immer wieder, wie rasch eine Panik entstehen konnte. Das geschah hier auch.

Buchstäblich von einer Sekunde zur anderen war das Durcheinander perfekt.

Niemand hielt es mehr in diesem Luxusrestaurant. Jeder wollte so rasch wie möglich hinaus. Das Ziel war der Ausgang, vor dem sich die Körper regelrecht stauten.

Jane mußte zurückspringen, um nicht umgerissen zu werden.

Da fielen Stühle um, zwei Tische wankten und das Essen rutschte von der Platte und klatschte zu Boden.

Schrille Rufe nach der Polizei gellten durch den Raum, und auch das Personal flüchtete.

Nur zwei Menschen blieben zurück.

Jane Collins und ihr Begleiter Richard Surrender, obwohl er auch so aussah, als wäre er am liebsten weggelaufen, doch er wollte die Detektivin nicht im Stich lassen.

Janes rechter Arm sank wie im Zeitlupentempo nach unten.

Automatisch verstaute sie ihre Astra wieder in der Tasche, den Blick dabei ins Leere gerichtet.

Als sie die Hand des Mannes auf ihrer Schulter spürte, drehte sie sich um. Ernst schaute Richard Surrender sie an. »Was war das, Miss Collins?«

»Horror!« flüsterte sie. »Der reinste Horror!«

»Der Ripper?«

»Ja.«

»Ich habe es mir gedacht«, flüsterte Mr. Surrender. »Als ich die haarlose Leiche sah, da wußte ich sofort Bescheid. Mein Gott, das ist schrecklich.«

»Da sagen Sie was.«

»Und jetzt?«

»Warten wir auf die Polizei.«

Noch jemand war geblieben. Der Besitzer des Restaurants. Er stand am Eingang und schaute auf das Paar. Dabei sah er aus, als wollte er etwas sagen, setzte auch zweimal an, doch kein Wort drang über seine Lippen.

Jane wollte auch nicht mit ihm sprechen. Was zu klären war, das machte sie mit der Polizei aus.

»Haben Sie es gespürt?« fragte Richard Surrender.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil Sie so seltsam waren, Jane.«

Die Detektivin lächelte verloren. »Sie haben recht. Ich spürte tatsächlich etwas. Der Ripper meldete sich bei mir telepathisch an, wenn Sie verstehen.«

»Kaum.«

»Spielt auch keine Rolle. Lassen wir das. Es gibt eben Dinge, die nicht so einfach zu erklären sind, Mr. Surrender.«

»Warum kam er gerade in dieses Restaurant? Haben Sie dafür eine Erklärung?«

Jane Collins setzte sich. »Ja, die habe ich. Der Ripper wollte zeigen, daß es ihn noch gibt. Er ist zurückgekehrt, um sich zu rächen.«

»Das ist ja schlimm ...«

»Sie sagen es.«

»Haben Sie keine Angst?« Surrender hatte ebenfalls Platz genommen und sah Jane aus fragenden Augen an.

Sie hob die Schultern. »Natürlich habe ich Angst. Sehr große sogar. Aber was will ich machen? Ich befinde mich in einem Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gibt.«

»Ich weiß nicht so recht ...«

Schwach nur war das Heulen von Polizeisirenen zu hören. Der Mann am Ausgang hatte es ebenfalls vernommen, ging hinaus und ließ die beiden Gäste allein zurück.

Die leise Musik spielte noch immer. Die Gemütlichkeit war aber aus dem Raum verschwunden. Er wirkte jetzt kalt und nüchtern. Jane Collins fröstelte.

In Begleitung mehrerer Polizisten kehrte der Besitzer zurück. Einige Männer waren in Zivil. Beamte der Mordkommission, die Jane einigermaßen gut kannte. Vor allen Dingen ihren Chef, Randy Carson, einen noch jungen Beamten, der ein wenig Ähnlichkeit mit dem Filmstar Burt Reynolds aufwies.

»Ah, Miss Collins!« rief er, als er Jane entdeckte. »Sie sind mal wieder mit von der Partie. Wo ist denn Ihr Gegenstück?«

»Wen meinen Sie?«

»Sinclair.«

»Ich bin nicht sein Gegenstück. Zudem sind wir weder verlobt noch verheiratet, so daß wir tun und lassen können, was wir wollen, Inspektor. Merken Sie sich das!«

»Das ist Single-Rhetorik.«

»Wenn Sie es so nennen - bitte. Sind Sie nicht auch Junggeselle?«

»Nicht mehr. Ich habe vor zwei Wochen geheiratet.«

»Dann gratuliere ich Ihnen.«

»Gratulieren Sie lieber meiner Frau.« Carson war ungemein eingebildet. Er war immer der Größte, der Beste und so weiter. Dabei hatte er auch Glück. Seine Erfolge konnten sich sehen lassen. Nicht umsonst war er die Leiter sehr schnell nach oben gefallen.

Einige seiner Leute schüttelten die Köpfe, als sie die Tote sahen,

und wurden leicht blaß im Gesicht. Auch für sie war dieser Mord unbegreiflich.

Nur Carson blieb gelassen. Er nahm Platz und zündete sich eine Zigarette an. Dann deutete er auf die Leiche, wobei sein Zeigefinger wie eine Speerspitze vorstach. »Die Tote haben wir gesucht.«

Als er von Jane keine Antwort erhielt, schaute er sie an. »Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Schon, nur was soll ich dazu sagen?«

»Vor vielleicht zwei Stunden erhielt ich die Routinemeldung, daß man im HORRORLAND das lange Haar einer Frau gefunden hat. Der Mörder muß es der Toten hier abgeschnitten haben.« Er stieß hastig den Rauch aus. »War es der Ripper, Miss Collins?«

»Alles deutet darauf hin.«

»Wir haben ihn sogar gesehen«, erklärte Richard Surrender.

»Ach«, sagte Carson, warf Jane einen scharfen Blick zu und drehte sich auf seinem Stuhl um. »Und so etwas höre ich nur ganz nebenbei?«

»Ich hätte es Ihnen schon gesagt«, stellte Jane richtig.

Carsons Lächeln war spöttisch. »Fragt sich nur, wann.

Hoffentlich halten Sie sich an die Regeln, Sie weiblicher James Bond. Ich will alles wissen, was hier passiert ist. Und wenn Sie mir einen unter die Weste jubeln wollen, kann Ihnen auch Sinclair nicht beistehen.«

»Wie reden Sie überhaupt mit der Dame?« beschwerte sich Richard Surrender.

Jane winkte ab. »Lassen Sie nur. Wir kennen uns lange genug und nehmen es nicht so ernst.«

»In diesem Fall doch.«

Die Detektivin lächelte. »Sie werden mich nicht festnageln können, Inspektor. Ich habe mit der ganzen Sache nur indirekt zu tun, wenn Sie verstehen.«

»Nein.« Carson lächelte süffisant. »Ich warte noch immer auf Ihren Bericht.«

Den erhielt er. Jane war es gewohnt, Sachverhalte so zu schildern, daß alles klipp und klar auf dem Tisch lag.

Der Inspektor hörte aufmerksam zu, saugte hin und wieder an seinem Glimmstengel und machte sich Notizen. Schließlich nickte

er. »Sie haben selbstverständlich Zeugen, die Ihre Angaben bestätigen?«

»Natürlich. Mr. Surrender, zum Beispiel.«

»Ach ja?«

Richard Surrender bestätigte Janes Worte. Der Inspektor hörte zu und lächelte dann. »Ist natürlich schwer zu glauben, was Sie mir da gesagt haben.«

»Das gebe ich zu«, erwiderte Jane. »Es entspricht jedoch den Tatsachen. Und wenn Sie sagen, daß man die Haare der Toten gefunden hat, dann kann nur einer für die Tat verantwortlich sein: Jack the Ripper. Für mich gibt es keine andere Lösung.«

»Wie Sie meinen, Miss Collins.«

»Kann ich dann gehen?« fragte Jane.

»Wohin?«

»Das brauche ich Ihnen wohl nicht unter die Weste zu reiben, Inspektor.«

Carson lächelte flüchtig. »Wenn Sie zu meinem Kollegen Sinclair gehen, bestellen Sie ihm schöne Grüße.«

»Danke.« Jane stand auf. Auch Surrender erhob sich, doch Carson war dagegen, daß er das Restaurant verließ. »An Sie habe ich noch einige Fragen, Mister.«

»Wieso? Ich habe ...«

»Bleiben Sie. Es dauert nicht lange.«

Richard Surrender warf Jane einen fragenden Blick zu. Die Detektivin nickte als Zeichen, daß sie sich mit Carsons Vorschlag einverstanden erklärte.

An der Garderobe holte sie ihren Mantel ab. Einer der Polizisten half ihr hinein.

Jane bedankte sich, dann ging sie.

Draußen war es kühl. Von einer lauen Mainacht keine Spur.

Trotz des Mantels fröstelte sie, wandte sich nach links und ging die wenigen Schritte bis zum Parkplatz, wo sie ihren VW abgestellt hatte.

Als sie hinter dem Steuer saß, atmete sie erst einmal tief durch.

Noch immer hatte sie Angst, der Schock saß tief und sie stellte fest, daß ihre Finger zitterten.

Der Ripper machte ernst, obwohl er an diesem Abend mit ihr nur gespielt hatte. Er hätte sie auch umbringen können. Der

Gedanke daran machte Jane nervös. Sie wurde fahrig und bekam Herzklopfen. Den Aussagen des Inspektors nach zu urteilen war sie fast sicher, daß John Sinclair bereits mit dem Fall zu tun hatte. Sie mußte unbedingt mit dem Geisterjäger reden, um die weiteren Schritte abzusprechen, damit sie diesen schrecklichen Fall gemeinsam anpacken konnten.

Jane startete. Der Käfermotor bewies wieder einmal seine Lautstärke.

Von der Straße her fiel der Lichtschein einer Disco-Reklame bis dicht an den Parkplatzrand. Die Wagen der Mordkommission standen so schräg und quer, daß Jane Mühe hatte, ihren Käfer an ihnen vorbeizuschlängeln.

Dann erreichte sie die Straße. Sie kickte den Blinker hoch, wartete eine Lücke ab und fuhr los.

Sofort schaltete Jane höher. Sie wollte ohne Umschweife zu John fahren. Als sie an einer Ecke und genau zwischen zwei Bäumen die rote Telefonzelle sah, fuhr sie ihren Käfer ran und stieg aus. Johns Nummer kannte sie im Schlaf.

Niemand hob ab. Als sie es nebenan bei Suko und Shao versuchte, bekam sie die Chinesin an den Apparat. Von ihr erfuhr Jane, daß John und Suko unterwegs waren.

»Weißt du, in welcher Sache?«

»Ich glaube, es geht um den Ripper.«

»Also doch«, stöhnte Jane.

»Wie meinst du?«

»Nichts, Shao. Das erkläre ich dir später. Kannst du auf mich warten?«

»Sicher.«

»Gut, dann komme ich so schnell wie möglich: Ich möchte nämlich nicht zurück in meine Wohnung.«

»Hast du Angst?«

»Ja.« Ohne noch ein weiteres Wort zu sagen, legte Jane auf und verließ die Zelle.

Für einen Moment blieb sie vor ihrem VW stehen und atmete tief durch, auch wenn Abgase dabei in ihre Lungen drangen. Sie dachte an den Ripper.

Er konnte jederzeit und überall plötzlich auftauchen und sie angreifen. Deshalb mußte sie etwas unternehmen.

Aber nicht allein. Gegen diese Bestie war sie hilflos. Das gestand sich Jane ein.

Den Schlüssel hielt sie bereits in der Hand, ging um den Wagen herum, schloß die Fahrertür auf und ließ sich hinter das Lenkrad fallen.

Als sie die Tür ins Schloß zog, zuckte sie zusammen, während sie das dumpfe Geräusch vernahm.

Dann startete sie.

Vor ihr warfen die beiden Scheinwerferstrahlen helle Streifen auf den Asphalt.

Und hinter ihr hockte das Grauen.

Sie sah es nicht, sie spürte es auch nicht. Jane war völlig ahnungslos. Bis ein kalter Hauch ihren Nacken streifte, der nicht von außen kam, da die Fenster geschlossen waren. Und dieser Hauch verdichtete sich zu einer eiskalten Berührung, die von einer Messerklinge verursacht wurde und deren Schneide an Jane Collins' Hals lag ...

Suko hatte im Wagen gewartet. Als ich die Haustür aufdrückte, sah er meinem Gesicht an, daß ich keinen Erfolg gehabt hatte.

»Sie ist nicht zu Hause, oder?«

»Genau.«

»Und jetzt?«

Ich berührte den Zündschlüssel, drehte ihn jedoch nicht herum, weil ich überlegte. »Ich weiß es nicht, Suko. Wir können nur hoffen, daß alles glatt geht und daß Janes Verschwinden einen völlig normalen Grund findet.«

»Hast du im Haus gefragt?«

»Sicher. Ich sprach mit dem Portier. Er hat Jane nicht weggehen sehen, allerdings stand ihr Wagen nicht in der Tiefgarage. Sie muß weggefahren sein.«

»Also nicht entführt.«

»So sehe ich es auch bei einer optimistischen Betrachtungsweise. Hoffen wir, daß es so bleibt.«

Suko streckte seine Beine aus. »Machen wir uns weiter auf die Suche nach Jane, oder konzentrieren wir uns auf den Ripper?«

»Das letzte wäre mir lieber.«

»Fragt sich nur, wo wir ihn finden.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Da wüßte ich schon eine Möglichkeit. Der Ripper hat in Soho gewütet. Sowohl im letzten Jahrhundert als auch vor ungefähr einem Jahr. Und jetzt war er wieder in Soho, zwar in einem nachgebauten, aber immerhin.«
»Dann auf ins HORRORLAND!«

»Das wollte ich auch soeben vorschlagen«, erwiderte ich. »Wenn wir ihn stellen können, nur da. Zuvor jedoch möchte ich ein paar Worte mit dem Besitzer wechseln. Ich muß mir über einige Interna im klaren werden. Nicht daß wir dort noch Überraschungen erleben, die nur den normalen Gästen vorbehalten bleiben.«
Das war Suko recht. Starten konnte ich noch nicht, denn mein Telefon meldete sich.

Da ich nicht fuhr, hob ich selbst ab und meldete mich. Es war Superintendent Sir James Powell, der mich zu sprechen wünschte. Auch er wußte Bescheid, daß der unheimliche Ripper wieder unterwegs war. Vor unserer Abfahrt ins HORRORLAND hatten wir ihm einen genauen Bericht erstattet. Und auch danach, als wir das Haar fanden.

»Wir haben die Leiche«, sagte er.

»Die des Mädchens?«

»Genau.«

Suko, der mithörte, weil ich den Hörer weit genug vom Ohr weghielt, spannte sich und vernahm auch die nächsten Worte unseres Chefs. »Der Ripper hat sie so getötet wie früher. Er schnitt ihr die Kehle durch und löste das Haar vom Kopf.«

»Wo fand man die Tote?« fragte ich.

»Man fand sie überhaupt nicht, wenn Sie es so sehen. Sie wurde gebracht. Der Ripper persönlich erschien und legte sie in ein voll-besetztes Luxusrestaurant. Und wissen Sie, wer dort zu Gast weilte?«

Einer Intuition folgend sagte ich: »Jane Collins.«

»Sehr richtig.«

»Ist ihr was passiert?«

»Nein.«

»Dann kann ich mit ihr reden?«

»Auch nicht. Wie mir der verantwortliche Leiter der Mordkommission berichtete, ist sie weggefahren. Aus den

Gesprächen mit ihr ging hervor, daß sie sich wohl an Sie wenden wollte.«

»Wir waren unterwegs.«

»Dann wartet sie vielleicht bei Ihnen.«

»Das wäre natürlich gut.«

Unser Chef wechselte das Thema. »Noch etwas, John. Was haben Sie jetzt vor?«

»Wir werden uns um Janes Schicksal kümmern und anschließend noch einmal in diesen Gruselpark fahren. Suko und ich sind der Meinung, daß wir, wenn überhaupt, den Ripper nur dort finden können.«

»Ja, die Idee ist gut. Halten Sie mich auf dem Laufenden. Ich bleibe die Nacht über im Büro. Zudem müssen wir den Fall schnell lösen, denn die Presse hat bereits Wind bekommen, und morgen früh können Sie die ersten bissigen Kommentare lesen.«

»Geht klar, Sir.«

Sir James hatte dem nichts mehr hinzuzufügen und legte auf. Ich war ein wenig beruhigter, denn nun wußte ich, daß Jane Collins tatsächlich nicht entführt worden war.

»Ruf bei Shao an. Jane wird sich bestimmt mit ihr in Verbindung gesetzt haben«, sagte Suko.

Das tat ich sofort. Die Chinesin schien neben dem Apparat gelauert zu haben, und da sie Sukos Freundin war, reichte ich ihm den Hörer. Er sprach mit ihr.

»Nicht da, sagst du?«

»Nein, noch nicht.« Ähnlich wie ich hielt auch Suko den Hörer weiter ab.

»Wann hat sie denn angerufen?«

»Das ist bereits eine Weile her. Normalerweise hätte sie schon hier sein müssen.«

Suko schwieg, auch ich könnte nichts sagen, spürte jedoch, daß meine Handflächen feucht wurden.

»Suko! Bist du noch dran?«

»Natürlich.«

»Was ist denn nun mit Jane?« wollte Shao wissen.

»Ich kann es dir nicht sagen. Aber du kannst mir einen Gefallen tun. Halte Jane fest, falls sie doch noch bei dir eintrifft.«

»Ja, gern. Und seid vorsichtig, bitte!«

»Darauf kannst du dich verlassen.« Suko hängte ein.
Mein Optimismus war verfliegen. Auch der Chinese schaute ziemlich deprimiert aus der Wäsche.

Wir machten uns große Sorgen um Jane Collins.

Einmal war sie dem Ripper auf einem alten Schrottplatz nur haarscharf entkommen, ein zweites Mal würde diese Bestie es nicht zulassen.

»Bleibt es bei unserem Plan?« sprach Suko mich an.

»Nein.«

»Sondern.«

»Was interessiert uns der Besitzer des Horrorparks? Jetzt geht es um andere Dinge, und wir werden sofort dem HORRORLAND auf den Grund gehen.«

»Das wollte ich meinen«, erklärte Suko.

Jane Collins saß in der Falle!

Sie wußte es, und sie sah keine Möglichkeit, dieser Falle zu entkommen.

Höchstens als Tote ...

Was sie tat, das machte sie automatisch. Sie fuhr, ohne zu merken, in welche Richtung, kuppelte, gab Gas, lenkte, bremste, alles Tätigkeiten, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen waren.

Sie sah kaum den Gegenverkehr, und die Rücklichter der vor ihr fahrenden Autos verschwammen zu dicken Blutstropfen.

Jane dachte nur noch an die Gefahr in ihrem Rücken. Und die war existent. Dort lauerte ein Todfeind. Er hatte ein Messer und würde keine Sekunde zögern, es auch einzusetzen. So gut kannte sie den Ripper. Er war kein Mensch, sondern ein Dämon. Kalt war die Messerklinge. Aber warm das Blut, das ihren Nacken entlangrann, auch in den Kleidausschnitt sickerte und am Rücken hinablief.

»Fahr nur, Süße, fahr ruhig weiter. Ich freue mich, daß du mich spazieren fährst.«

Jane erwiderte nichts. Sie wollte den anderen reden lassen, während sich ihr Gehirn mit Fluchtmöglichkeiten beschäftigte, doch Chancen sah sie momentan nicht.

»Glaubst du wirklich, daß ich dich laufengelassen hätte, Jane

Collins?« hechelte der Ripper hinter ihr. »Hast du das tatsächlich angenommen? Nein, du entkommst mir nicht. Ich habe dich auf meine Liste gesetzt und nur auf eine Chance gewartet. Daß ich nichts vergessen habe, das habe ich bewiesen. Ich kille noch genau wie früher vor meinem Tod. Ja, ich bin tot, aber ich habe jetzt ganz andere Möglichkeiten. Man kann mich nicht mehr töten. Da ich schon einmal gestorben bin, ist es unmöglich. Hörst du?

Unmöglich!«

»Ja«, hauchte Jane. »Ich verstehe.«

»Gut, meine Süße, sehr gut.«

»Und wo soll ich hinfahren?«

Der Ripper lachte leise. »Wie würde dir zum Beispiel Soho gefallen, mein Täubchen?«

»Egal«, erwiderte die Detektivin tonlos.

»In Soho hat alles angefangen, in Soho wird es enden. Aber nicht in dem Soho, das du kennst. Es gibt noch ein anderes, das ich mir ausgesucht habe. Kennst du HORRORLAND?«

»Den Gruselpark?«

»Genau den meine ich.«

»Ja, ich habe davon gehört.«

»Wunderbar. Dort fahren wir nämlich hin. Ich habe mir da bereits etwas ausgedacht, was wirklich einmalig ist. Die Besucher morgen werden sich wundern.« Er kicherte wieder, und über Janes Rücken rann ein kalter Schauer.

Sie wußte nicht genau, was der Ripper mit ihr vorhatte, ihr war jedoch klar, daß sie es nicht überleben konnte. Diese dämonische Gestalt zeigte keine Gnade. Das hatte sie schon früher nicht, als sie noch ein Mensch gewesen war.

»Ihr könnt ihn nicht töten«, hauchte der Ripper. »Er ist da. Sein Geist ist unsterblich. Wer so viel gemordet hat, der gerät in den Blickpunkt des Teufels. Er hat sich des Rippers angenommen und hält seine schützende Hand über ihn.«

Jane ließ ihn reden. Sie hörte nicht hin. Seine Worte gingen in ein Ohr hinein, aus dem anderen wieder hinaus. Ihre Probleme waren ganz anderer Natur.

Wie kam sie hier weg?

Natürlich kannte sie einige Tricks. Sie konnte beschleunigen und den Wagen gegen einen Baum setzen. Das hätte bei einem

Menschen vielleicht geklappt, aber hinter ihr saß kein Mensch, sondern ein manifestierter Geist. Er war auf diese Art und Weise nicht umzubringen. Nein, dem mußte man mit anderen Waffen begegnen. Nur hatte Jane diese Waffen nicht.

Was also tun?

»Fahr nur weiter, fahr weiter!« trieb der Ripper sie an. »HORRORLAND wartet.«

Jane versuchte es. »Ich kenne den Weg nicht«, sagte sie rauh.

»Was? Das glaube ich nicht. Also gut, wenn du den Weg nicht kennst, ist mein Plan hinfällig, dann werde ich dich sofort umbringen, meine süße Kleine.« Zur Demonstration drückte er mit der Klinge noch stärker zu, und Jane spürte den scharfen Schmerz, der dem Schnitt in ihre Nackenhaut folgte.

Ihr Gesicht wurde zu einer Grimasse. Tränen rannen aus ihren Augen. Für Sekunden glaubte sie, daß jetzt das Ende gekommen wäre. Der Ripper war zu brutal. Er würde es wahr machen und sie...

»Nun?« vernahm sie seine Stimme. »Hast du es dir überlegt? Weißt du jetzt Bescheid?«

»Ich - ich glaube ...«

Da freute sich der Ripper. »Warum nicht gleich so, kleine Jane? Du hättest dir das andere ersparen können.«

»Gehen Sie zum Teufel!«

»Der ist mein Freund!« Abermals freute sich der Ripper, denn er hatte mal wieder seine Macht demonstriert. Nein, ihm entging keine. Er war stärker als die Menschen, und das würde er ihnen auch beweisen. Mit allen Konsequenzen.

Jane schlug die Richtung hinunter zum Fluß ein. HORRORLAND, ihr Ziel, lag zwar außerhalb von London, aber nicht weit von der Themse weg. Praktisch noch auf den Ausläufern der weiten Uferwiesen, die auch als Parkplätze benutzt wurden.

Sie fuhr dicht am Nordufer der Themse entlang. Auf dem Chelsea Embankment rollten sie in Richtung Westen.

Janes Tränen waren getrocknet. Den ersten Schock hatte sie überwunden. Nur die kleine Wunde im Nacken schmerzte noch. Sie hatte allerdings aufgehört zu bluten.

Verkehr herrschte kaum. Um diese Stunde hatte auf der breiten Uferstraße niemand mehr etwas zu suchen.

Hilfe konnte die Detektivin nicht erwarten. Wer von den Autofahrern kümmerte sich schon um einen entgegenkommen- den Wagen? Niemand, und so war sie weiterhin völlig auf sich allein gestellt.

Die Klinge blieb an ihrem Nacken. Sie schien in der Luft fest- zuhängen. Jane wagte nicht, sich ruckartig zu bewegen. Ein Schnitt hatte ihr gereicht und bewiesen, wie erbarmungslos der Mitfahrer hinter ihr war.

Gelogen hatte Jane nicht, als sie sagte, daß sie den genauen Weg nicht wüßte. Sie kannte nur die ungefähre Richtung und hoffte jetzt, auf ein Hinweisschild zu treffen.

Auf halber Strecke zwischen London und dem Schloß der Windsors lag der Gruselpark.

»Nicht mehr lange, Täubchen, dann sind wir da!« kicherte der Ripper und schien eine diebische Freude zu haben.

Die Gegend wurde ländlicher, der Verkehr ließ noch mehr nach, und der unheimliche Fahrgast trieb Jane Collins an, schneller zu fahren. »Ich will noch vor Mitternacht da sein«, flüsterte er, »noch vor Mitternacht.«

Diesmal ließ Jane sich nicht beirren. »Ich muß Acht geben, sonst verpasse ich die Abzweigung. So genau kenne ich mich hier wirk- lich nicht aus.«

Diesmal schien ihr der andere zu glauben, denn er sagte nichts auf Janes Bemerkung.

Sie sah ein Hinweisschild auf eine U-Bahn-Station. Bläulich schimmernd erschien es aus der Dunkelheit und verschwand ebenso schnell wieder.

Vorbei.

Wieder wurde es dunkel. Ein langer finsterer Tunnel, das war die Straße.

Schemenhaft huschten Häuser vorbei. Manchmal blinkte ein Licht. Es schien Jane, als würde es aus einer anderen Welt stam- men. An der linken Straßenseite erschien eine große Hinweistafel. Sie war beleuchtet, denn hier konnte man auch herfahren, wenn man zum Flughafen Heathrow wollte.

Nicht nur dieser Name stand darauf, auch einige andere. Und ganz unten entdeckte Jane den Hinweis auf HORRORLAND. Sie mußte rechts ab und verringerte die Geschwindigkeit.

»Weißt du den Weg jetzt?« klang die lauэрnde Frage aus dem Fond des VW.

»Ja.«

»Dann los!«

Jane lenkte den Wagen in einen schmalen Weg, der sich jedoch bald verbreiterte, besser ausgebaut war, sogar einen Mittelstreifen hatte und sich durch eine flache Landschaft schlängelte.

Jetzt erschienen des öfteren Hinweise auf den Gruselpark. Jane konnte sie deutlich erkennen.

»Bist du tatsächlich Ernie Shane?« fragte sie plötzlich.

»Nein.«

»Wer dann? Du sprichst mit seiner Stimme.«

»Das ist nur eine Täuschung. Ich bin der echte Ripper. Nur in der Gestalt eines anderen. Allerdings sollen die Menschen glauben, daß ich Ernie Shane bin. Aber in mir steckt der echte Geist. Ernie Shane, der Reporter, war nicht mehr als eine Episode. Die Wege sind oft verschlungen, aber sie führen immer zum Ziel. Wie wir bald auch das Ziel erreicht haben.«

Da hatte er nicht gelogen. Schon fuhren sie zwischen den Uferwiesen, die als Parkplätze benutzt wurden. Der Ripper befahl Jane, keine Dummheiten zu machen. Sie gehorchte automatisch. In der Dunkelheit rollte der kleine VW-Käfer weiter.

Leer präsentierten sich die Parkplätze. Eine weite Fläche, zumeist schwarz, nur von den helleren Bändern der Asphaltstraßen durchzogen, die in einem geometrischen Muster verliefen.

»Soll ich zum Haupteingang fahren?« fragte Jane mit krächzender Stimme.

»Ja.«

Sie hielt sich auf der breitesten Fahrspur. Dunstschwaden tanzten im Licht der hellen, gelben Streifen. Quirlige Gebilde, wie dünne Watte aussehend.

Links erschien ein Schatten. Es war ein abgestelltes Fahrzeug. Das Licht der Scheinwerfer berührte es nur am Rand.

Dann sah Jane den Eingang. Und auch die Kassenhäuschen sowie die Gitterwege, wo sich tagsüber die Schlange der Besucher aufreichte. Jetzt war alles leer. Der Vorplatz wirkte gespenstisch. Hinter dem Eingang wuchsen Schatten hoch. Es waren die Bauten

des Horrorparks, die Burgen und alten Gemäuer mit ihren düsteren Geheimnissen, die dafür sorgten, daß die Menschen in Angst und Schrecken versetzt wurden.

Neben einer Reihe von Abfalleimern mußte Jane stoppen. Sie löschte das Licht und öffnete den Wagenschlag.

Kühle Luft traf sie. Trotz des Mantels und ihrer Angst begann sie zu frösteln.

»Aussteigen!« Der Befehl war ein Zischen.

Jane Collins wand sich aus dem Wagen. Die Klinge war von ihrem Hals verschwunden, doch als sie die Tür zuschlug, da spürte sie das Messer wieder im Nacken.

»Geh schön vor mir her!« flüsterte der Ripper scharf und mit der Stimme von Ernie Shane. »Du weißt, ich bin immer in deiner Nähe!«

Jane unterdrückte eine Antwort und steuerte auf die Kassenhäuschen zu. Wenn sie den Park betreten wollten, mußten sie über das Gitter klettern.

Und dann hörte Jane die Schritte. Rechts von ihr klangen sie auf. Da war jemand. Wer, das wußte sie nicht genau, aber es konnte sich um den Nachtwächter handeln.

Sofort blieb Jane stehen. Auch der Ripper stoppte hinter ihr, die Klinge wurde zurückgezogen. Einen Augenblick später wurde Janes Gesicht vom Strahl einer Taschenlampe getroffen, und eine barsche Stimme fragte: »Was machen Sie denn hier?«

Sie dachte nicht an sich, sondern an den Mann. Er stand vor ihr, hielt die Lampe in der Hand und ahnte nichts von der Lebensgefahr, in der er sich befand.

Tief saugte Jane die Luft ein.

»Los, ich will eine Antwort!« Der Mann kam näher, die Blendung wurde stärker, und die Detektivin drehte den Kopf so zur Seite, daß sie nicht mehr direkt getroffen wurde.

»Gehen Sie!« zischte sie dem Mann zu. »Laufen Sie weg! Mein Gott, rennen Sie!« Jane wußte, daß sie fast Unmögliches verlangte, da der andere keine Gefahr sah oder spürte. Sie konnte ihm auch nicht erklären, was da in der Dunkelheit lauerte, sie hoffte nur, daß sie sich deutlich genug ausgedrückt hatte.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, daß Sie gehen«, erwiderte der Unbekannte vor ihr und leuchtete sie wieder an, so daß Jane nicht einmal einen Schatten von ihm sah. »Die Besuchszeiten sind geregelt, meine Liebe. Nachts hat hier keiner etwas zu suchen.«
»Mein Gott, so glauben Sie mir doch. Sie sind ...« Jane Collins sprach nicht mehr weiter, denn sie hatte das leise Lachen gehört, das der Ripper ausstieß.

Aber auch der Wächter hatte etwa, bemerkt. Sein Arm mit der Lampe schwenkte herum. Der helle Finger fuhr an Jane vorbei, und das Licht versickerte irgendwo in der Dunkelheit. Trotzdem konnte die Detektivin nichts sehen, da sie die Nachwirkung der Blendung spürte.

Sie hörte nur das gräßliche Röcheln und sah, wie der Arm mit der Lampe auf und nieder zuckte, so daß der Lichtstrahl einen bizarren Tanz in der Luft und dem Boden aufführte.

Ein dumpfer Fall, danach ein herzerreißendes Stöhnen, schließlich war Ruhe.

Tödliche Ruhe!

Die Angst war wie ein Reif. Jane Collins stand da und zitterte. Wie von einem Magneten geführt, drehte sie den Kopf und sah die verkrümmt liegende Gestalt eines Mannes.

Zwischen Schulter und Kopf sickerte etwas Dunkles hervor.
Blut!

Der Ripper hatte zugeschlagen. Jedes Hindernis räumte er aus dem Weg. Ohne Erbarmen.

»So wird es auch dir ergehen!« hörte Jane Collins sein heiseres Flüstern. »Und jetzt komm mit, HORRORLAND gehört uns. Uns ganz allein ...«

Sicherheitshalber hatten wir zuvor auf der Karte nachgeschaut, denn wir wollten nicht in Gefahr laufen, uns zu verfahren. Wir waren zwar schon einmal dort gewesen, doch bei Helligkeit. Auf das Blaulicht konnte ich verzichten. Die Wagen, die uns entgegenkamen, waren an einer Hand abzuzählen.

Ich fuhr schnell, schließlich ging es um ein Leben.

Die Reifen sangen auf dem Asphalt, der Fahrtwind pffte um den Wagen, und meine Gedanken beschäftigten sich mit Jane Collins.

Noch stand es nicht hundertprozentig fest, daß sie sich in den Klauen des Rippers befand, ich allerdings war davon überzeugt. Wir machten einen letzten Test. Suko rief über Autotelefon noch einmal bei Shao an und erfuhr, daß Jane nicht bei ihr eingetroffen war.

Die Sorgen wuchsen.

Hin und wieder sahen wir den Fluß. Grauschwarz wirkte das Wasser. An einigen Stellen blitzten weiße Kämme.

Dicht über dem Wasser flogen die Möwen. Selbst in der Nacht gaben sie keine Ruhe.

Die Stadt lag inzwischen hinter uns. Flaches Land, das ich kannte und auch oft sah, wenn ich vom Flughafen Heathrow kam. Eine Maschine hob ab, sie stieg vor uns schräg in die Höhe. Ihre Positionslichter sahen aus wie bunte Sterne.

Ohne zu wissen, wie Jane Collins vor mir reagiert hatte, so achtete auch ich auf die Schilder am Straßenrand. Ich wußte, daß es Hinweise auf den Gruselpark geben mußte, und hatte mich nicht getäuscht, als ich es auf einem großen Wegweiser las.

»Da geht's ab«, sagte Suko.

»Schon gesehen.«

Der Bentley reagierte brav, als ich ihn in die Kurven zog. Er war zwar schon ein altes Schätzchen, aber die gute Qualität des Fahrzeugs und die regelmäßigen Inspektionen hatten dazu beigetragen, ihn immer in Schuß zu halten.

Die Scheinwerfer ließ ich brennen. Es war besser so, denn kaum hatten wir die normale Hauptstraße verlassen, als erste Dunstschwaden den Wagen umflorten.

Sie waren noch dünn, konnten sich allerdings im Laufe der Nacht zu Nebel verdichten.

»Das fehlt uns noch«, schimpfte Suko.

»Frühjahrsnebel ist ebenso schlimm wie der im Herbst«, gab ich zur Antwort und ging mit dem Tempo herunter.

Ich hatte mir den Gruselpark HORRORLAND noch nie angesehen. In meinem Beruf gab es Horror genug, da wollte ich mich nicht noch mit so einem Kram belasten. Freiwillig wäre ich nie auf die Idee gekommen, so ein Gelände zu besuchen.

Wir erreichten den ersten der großen Parkplätze. Die gehörten zu den Beigaben des Parks. Man konnte kein Vergnügens-

zentrum bauen und die Parkplätze vergessen. Das war einfach nicht drin.

»Dann kann es nicht mehr weit sein«, murmelte Suko und schaute starr geradeaus.

Es war schwer, etwas zu erkennen. Der Dunst erinnerte mich an dünne Leichentücher, die in der Luft schwebten. Aber der Schatten links und auch der weiter vorn war doch zu sehen.

»Da ist der Eingang«, stellte der Chinese fest.

»Ich sehe ihn auch«, erwiderte ich.

Nach einigen Yards war er deutlicher zu erkennen. Die Kassenhäuschen schälten sich aus dem Dunst, und Suko machte mich auf etwas anderes aufmerksam: »Schau mal nach links.«

Das tat ich. »Mensch, ein Wagen.«

»Genau. Und was für einer.«

Wir beide hatten die Automarke erkannt, ohne uns erst abzusprechen. Es war ein VW-Käfer. Und wer fuhr so ein Fahrzeug? Jane Collins.

»Dann ist sie also doch hier«, flüsterte Suko und ballte seine Hände zu Fäusten. Seine Stimme klang krächzend. Ich merkte ihm an, daß die Wut in ihm arbeitete.

Meinen Bentley brachte ich dicht neben dem Wagen der Detektivin zum Stehen.

Wir stiegen aus. Nicht schnell, sondern vorsichtig, denn dem Ripper trauten wir beide alles zu.

Die nächtliche Stille wirkte bedrückend. Es war in der Tat kein Laut zu hören, nicht das Zirpen der Grillen oder ein geheimnisvolles Rascheln im Gras, nur diese Ruhe.

Leise drückten wir die Wagenschläge zu. Unsere Hände lagen in der Nähe der Waffen, als wir um den Bentley herumschritten und den Käfer der Detektivin ansteuerten.

Er machte einen verlassenenen und leeren Eindruck. Fast traute ich mich nicht, einen Blick durch die Scheiben in das Innere zu werfen, aus Angst, Jane Collins zusammengekrümmt und ihrer Haare beraubt zu finden, doch meine Befürchtung bewahrheitete sich nicht.

»Leer!« stellte Suko lakonisch fest.

»Aber wo steckt Jane?«

Wir schauten uns über das Wagendach hinweg an. In Sukos

Gesicht entdeckte ich Sorgenfalten. Mir erging es nicht anders, und der Chinese hob die Schultern.

»Sie kann nur im Park sein«, vermutete ich.

»Mit ihm?«

Ich holte tief Luft. »Es deutet alles darauf hin. Da steht uns noch einiges bevor.« Ich schüttelte mich, als hätte jemand Wasser über mich gegossen.

Suko hatte sich bereits abgewandt und schritt auf die Kassenhäuschen zu. Ich wollte auch gehen, sah jedoch, daß mein Partner abrupt stehenblieb.

»John!« zischte er.

Rasch war ich bei ihm. Bisher hatten wir die Gestalt nicht entdeckt. Zuerst dachte ich an Jane, dann sah ich das dunkle Haar, und als ich mich bückte, erkannte ich einen Mann. Er lag verkrümmt auf dem Boden und trug einen uniformähnlichen Mantel. Neben ihm lag eine Taschenlampe zur Hälfte in einer Blutlache. Das Blut stammte aus der Kehle des Toten. Der Ripper - und kein anderer kam für uns als Mörder in Frage - hatte ihn auf grausame Art und Weise umgebracht.

Ich schüttelte mich.

Suko hatte sich gebückt. Er erhob sich langsam, und ich blickte in sein blasses Gesicht.

»Verdammt, verdammt!« flüsterte er.

Beide dachten wir an Jane, die sich in den Klauen dieser Bestie befand. Und beide wagten wir nicht, die Worte auszusprechen. Das Grauen hatte uns die Kehlen zugeschnürt.

»Der Park ist so verdammt groß«, sagte der Chinese. »Wo sollen wir anfangen zu suchen?«

Da war ich überfragt. Aber hinein mußten wir, denn nirgendwo anders würde sich der Ripper aufhalten.

»Ich will zuvor noch Sir James Bescheid sagen«, sagte ich heiser und ging zurück zum Bentley.

Auch unser Chef zeigte sich betroffen, als er von der Neuigkeit erfuhr. »Stellen Sie ihn«, sagte er rauh. »Stellen Sie die verfluchte Bestie und sehen Sie zu, daß der Ripper nie mehr, ich betone nie mehr, zurückkehrt.«

»Wir werden alles daransetzen«, versprach ich.

Suko hatte inzwischen den leichtesten Weg ausgekundschaftet,

um auf das Gelände zu gelangen. Der Mordkommission würden wir später Bescheid geben, wir mußten uns erst einmal im Gruselpark umsehen. Was als Spiel gedacht war - HORROR-LAND sollte ja sanften Schrecken verbreiten - wurde für uns nun tödlicher Ernst.

Und zu einem Wettlauf mit der Zeit!

Den Schrecken der alten Mauern und der nachgemachten Gebäude empfand Jane Collins nicht. Viel schlimmer war der Ripper. Er hielt sich hinter ihr. Obwohl sie es nicht sah, wußte sie genau, daß er die Klinge in der Hand hielt.

Ihre Beine waren schwer. Die Angst saß doch zu tief. Die Pistole hatte sie verloren. Der Ripper hatte den Riemen der Handtasche kurzerhand gekappt. Die Tasche lag jetzt irgendwo im Gelände. Sie hatten Soho erreicht und damit auch das alte

Kopfsteinpflaster, das schlecht und bucklig gelegt und feucht geworden war, so daß Jane mit ihren hochhackigen Schuhen ein paarmal in Gefahr geriet, auszurutschen und hinzufallen. Bisher hatte sie sich noch immer fangen können. Feucht glänzten die Fassaden der nachgebauten Häuser, und über die Fensterscheiben rann ein nasser Film.

Am schlimmsten war die Stille. Sie lag über dem Park wie ein großes Tuch. Nur die Schritte der beiden erzeugten Laute, die hohl von den Hauswänden zurückklangen.

Jane wußte nicht, wohin der Ripper sie schaffen wollte. Auf jeden Fall hatte er eine besondere Art des Sterbens für sie ausgesucht. Dies wurde ihr immer wieder klar gemacht.

Jetzt gingen sie durch Soho. Einen Stadtteil von London, den es so, wie er hier aufgebaut worden war, nicht mehr gab.

In den letzten hundert Jahren hatte sich Soho stark verändert.

Die alten Häuser gab es zwar auch noch, aber sehr reduziert. Man hatte fast alles abgerissen, um Platz zu bekommen für die neuen Vergnügungen, wie Sexbars, Pornoschuppen, die Peep-Shows sowie Sauna-Clubs.

Im alten Soho gab es noch die etwas romantische Prostitution.

Das Rotlicht, das Halbdunkel, das Geheimnisvolle, vermischt mit der Angst eines Freiers, erkannt zu werden.

Das alles hatte seine eigene Atmosphäre gehabt, und die war hier gut eingefangen worden.

Vor manchen der schmalen Häuser standen die Mädchen. Sie lehnten entweder an den alten Gaslaternen oder hatten ihren Halt an den Wänden gefunden.

Von der Ferne aus betrachtet waren sie von echten Menschen kaum zu unterscheiden. Erst beim Näherkommen identifizierte sie der Besucher als Wachspuppen.

»Früher«, flüsterte der Ripper plötzlich, »früher hätte ich schon dafür gesorgt, daß man ihnen die Kehle aufschlitzt.«

Aus ihm sprach der echte Geist des Rippers. Von Jane Collins bekam er keine Antwort. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen weit aufgerissen. Ihre Hände waren zu Fäusten geballt. Gewaltsam mußte sie ein Zittern unterdrücken.

Der Ripper dirigierte sie in eine andere Gasse. Sie war noch schmaler. Am Ende der Gasse sah Jane eine Leichenkutsche. Aus einem Haus wurde ein Toter getragen. Als sie näher kam, sah sie den nachgemachten Blutstreifen an seiner Kehle.

Sie wußte nicht, ob sich diese Figuren tagsüber bewegten.

Wahrscheinlich war es schon, aber in der Nacht hatte man den Strom im Park ausgeschaltet.

Auch diese Gasse ließen sie hinter sich und hatten schon das nachgebildete Soho verlassen. Stellte sich die Frage, wohin der Weg jetzt führte.

Da sie eine Gabelung erreichten, konnten sie wählen.

Der Ripper wollte nach links, wo auch eine Andenkenbude stand, deren Front durch eine Klappe abgedichtet worden war.

Der Weg führte ein wenig bergauf. Man hatte einen künstlichen Hügel geschaffen, und das aus einem bestimmten Grund. Auf dem Hügel stand eine Burg oder ein Schloß.

Über dem Eingang, der wie ein großer Schlund gähnte, sah Jane die Schrift aus Leuchtbuchstaben. Da sie jedoch nicht eingeschaltet waren, konnte sie den Namen in der herrschenden Dunkelheit nicht entziffern.

»Da hinein!« wisperte der Ripper. »Das wird deine Todesstätte!« Jane schüttelte sich. So wie der Ripper dies gesagt hatte, gab es keine andere Möglichkeit.

Die Schritte der Detektivin wurden schleppender. Am liebsten

hätte sie sich einfach zu Boden fallen lassen, aber sie brachte es nicht fertig, sie suchte noch nach einer Möglichkeit zu entkommen, auch wenn die Chancen mit jedem Yard, den sie zurücklegte, sanken.

Dann las sie die Schrift, denn mittlerweile hatte sie sich dem Eingang bereits so weit genähert.

HORROR CASTLE

Ein Horrorschloß also. Wahrscheinlich mit allein Einrichtungen versehen, die einem Menschen Angst einjagen konnten. Ein Irrgarten des Schreckens, ein Labyrinth des Grauens.

»Hinein! Hinein!« hechelte der Ripper, und Jane spürte wieder die kalte feuchte Klinge in ihrem Nacken. Er war da, obwohl sie seine Schritte manchmal nicht hörte. Diese Bestie - so schlimm sie auch war - konnte man als ein Phänomen bezeichnen, und Jane stellte sich zum wiederholten Male die Frage, wie sie es schaffen sollte, ihn zu überlisten.

Noch zwei Schritte, dann hatte sie die Dunkelheit des Horrorschlusses verschluckt.

»Bleib stehen!« befahl der Ripper.

Die Detektivin gehorchte. Hinter sich vernahm sie ein schabendes Geräusch, dann ertönte ein Summen, und im nächsten Augenblick veränderte sich die Umgebung auf schaurige Art und Weise.

Im Horrorschloß war eigentlich nichts echt. Es gab nachgemachten Schrecken, serviert durch ausgefeilte Technik. Vor Jane lag ein langer Gang. Zuerst war er stockfinster, danach jedoch glühten Lampen auf.

Rot leuchteten sie. Und sie waren in den Spalten und Rissen der Felswände aus Pappmache und Holz versteckt. Das Licht glühte geheimnisvoll, und dann folgte eine schaurige Untermalung. Irgendwo vorn, dort, wo der Gang einen Knick machte, ertönte ein schauriges Heulen. Nicht sehr laut, aber dennoch Gänsehaut erzeugend.

Jane fürchtete sich.

Was lauerte dort?

»Weiter, geh weiter!« forderte der Ripper und stieß sie mit der Hand an.

Zögernd nur setzte Jane ihre Schritte. Sie hatte in der Tat Angst

vor dem Unheimlichen. Obwohl dieser Horror künstlich und nicht echt war, fürchtete sie sich, denn hinter ihr ging eine Gestalt, die auf keinen elektrischen Kontakt reagierte.

Als Jane eine bestimmte Stelle erreichte, die dicht vor dem Gangknick lag, verstummte das Heulen. Dafür schoß hinter einem Vorsprung die gräßliche Gestalt eines Werwolfs auf sie zu. Das Monster hatte beide Pranken wie zum Schlag erhoben. Jane sah sogar die langen Krallen. Als die Hände nach unten rasten, stieß sie einen leisen Schrei des Erschreckens aus, doch bevor sie getroffen werden konnte, wurde der Werwolf in die Höhe gerissen, lachte schaurig auf und verschwand irgendwo in der Luke unter der düsteren Decke.

Heftig klopfte das Herz der Detektivin, und für eine Sekunde verschwamm alles vor ihren Augen.

Der Ripper jedoch hatte seine diebische Freude. »Du wirst noch die Hölle erleben«, versprach er. »Und dann, wenn du fertig bist, werde ich dich töten!«

Die nächsten Schritte taumelte Jane voran, und sie sah an der linken Seite eine in die nachgemachte Felswand eingebaute Glasscheibe. Hinter ihr schimmerte ein bläuliches Licht, das wiederum eine schreckliche Szene erhellte.

Von der Decke hingen die Opfer!

Okay, es waren Wachsfiguren, aber so hergerichtet, daß der Betrachter den Eindruck gewinnen konnte, es mit echten Leichen zu tun zu haben. Außerdem hingen sie nicht nur dort einfach herum, sondern wurden bewegt. Eine Windmaschine sorgte dafür, daß die »Leichen« hin und her pendelten und sich sogar dabei berührten.

Ein schauriger Anblick, denn durch die Berührungen erhielten sie sogar noch Drall, so daß sie sich in der Schlinge steckend um sich selbst drehten. Die Beine schwebten dabei dicht über dem Boden, und als Jane den Blick dahin richtete, sah sie die Ratten, die ihren wilden Tanz unter den Füßen der Gehängten aufführten, wobei die Detektivin nicht wußte, ob die Ratten echt oder ebenfalls nachgebildet waren. Wie sie sich allerdings bewegten, konnte sie davon ausgehen, es mit echten Tieren zu tun zu haben.

»Nicht alles ist künstlich.« Der Ripper bestätigte durch seine Worte Janes Annahme.

Die blonde Detektivin riss sich zusammen. »Was - was haben Sie noch alles mit mir vor?« fragte sie stockend.

»Ich werde dich dahin schaffen, wo es mir Spaß macht.«

»Und wo ist das?«

»In meine Höhle, wo die Särge stehen. Und einer ist für dich!«

Diese Antwort hatte Jane hart getroffen. Plötzlich wollte sie nicht mehr. Wenn man sie in einen Sarg steckte, womöglich noch lebendig, dann - dann ...

Nein! Alles in ihr schrie danach, es nicht so weit kommen zu lassen. Sie hatte von John Sinclair gehört, wie es sein kann, lebendig begraben zu werden, diesen Schrecken würde sie nicht überstehen, dann lieber sofort sterben.

Sterben?

Jeder Nerv ihres Körpers empfand dieses Wort als ein schauriges Echo. Wirklich sterben?

Um Himmels willen - nein!

Trotzdem schaltete ihr Gehirn, und sie kreiselte herum. Ihr war jetzt alles egal ...

Jill war achtzehn, ihre Freundin Muriel ein Jahr jünger. Und beide gehörten sie zur Turnschuh- und Jeans-Generation. Sie waren in einer Zeit groß geworden, als junge Menschen darüber nachsannen, wie man andere Wege gehen konnte, um die Welt zu verändern.

Auch manche Musikgruppen suchten in ihren Liedern nach Alternativen, sahen oftmals keine und traten eine Flucht in die Irrealität an.

Sie plädierten für die Reise nach innen. Für das Weglaufen vor den Problemen.

Kurz gesagt: Rauschgift!

Auch Jill und Muriel waren davon nicht verschont geblieben.

Auf dem College, nach einer Diskussion und einer Protestversammlung, hatte es begonnen. Einer der Mitschüler hatte Hasch mitgebracht. Man rauchte gemeinsam, ließ sich von dem Rausch des Vergessens einfangen und dachte nicht über die Folgen nach.

Die jedoch waren schlimm. Schon bald reichten Haschzigaretten

nicht mehr, die beiden Mädchen verlangten nach stärkeren Drogen. Ein gefährliches Wort fiel.

Heroin!

Es war einfach, an dieses Teufelszeug heranzukommen. In der Pop- und Disco-Szene wurde damit gehandelt, und der Kontakt zu einem Dealer war schnell hergestellt.

Der Mann nannte sich Freddy, war der Typ eines Zuhälters und immer elegant gekleidet. Man sah ihm an, daß er Geld hatte, und er sorgte für Nachschub. Seine Quelle schien unerschöpflich zu sein. Das merkten auch die beiden Mädchen, und sie beschlossen, da sie oft kein Geld mehr hatten und auch nicht auf den Strich gehen wollten, die Heroinquelle auszukundschaften.

Freddy wurde beobachtet. Dabei stellten sich Jill und Muriel sehr geschickt an. Sie waren fast wie Profis und erkannten, welch einen Lebenswandel der schwarzhaarige Lockenkopf Freddy führte. Er schlief bis in den Mittag hinein und kassierte dann ab. Vier Mädchen schafften für ihn an. Sie durften nur wenig behalten und mußten sich von dem Geld noch ihr Rauschgift kaufen, das Freddy ihnen natürlich besorgte. So verdiente er an den Girls doppelt.

Schlimmer hätte es nicht sein können. Freddy war ein Mensch ohne Gewissen, und die beiden Mädchen, die ihn verfolgten, begannen ihn zu hassen.

Ihnen war aufgefallen, daß Freddy einmal in der Woche die Londoner Szene verließ und zu dem neu angelegten Horrorpark fuhr. Zuerst hatten sie angenommen, er würde sich nur vergnügen, doch das war nicht der Fall, denn Freddy hatte ein bestimmtes Ziel.

Es war die Schreckensburg. Dort gab es zahlreiche Winkel und Verstecke. Freddy blieb immer so lange, daß er zu den letzten Gästen gehörte, und dann holte er aus einem Versteck seinen Nachschub.

Zu Beginn waren sich die Mädchen nicht sicher. Als Freddy nach vier Wochen noch immer ins HORRORLAND fuhr, wußten sie endgültig Bescheid. Sie hatten herausgefunden, woher Freddy dort seinen Stoff bekam. Und was er konnte, konnten sie auch. Natürlich gingen sie ein Risiko ein, wenn sie einen Tag vor Freddy eintrafen. Dann konnte der Hauptdealer das Heroin noch

nicht gebracht haben, aber sie wollten einen Versuch wagen. Wenn er nicht klappte, mußten sie eben am selben Tag wie Freddy da sein.

Wäre die Sucht nach dem Rauschgift nicht gewesen, so hätten sich die beiden Freundinnen nie nachts in den Horrorpark getraut. So aber waren sie auf das Heroin fixiert, und dies unterdrückte sogar die große Angst.

Per Anhalter waren sie gefahren und das letzte Stück zu Fuß gelaufen. Quer über die Parkplätze hatten dann einen Bogen geschlagen, damit sie vom Eingang aus nicht gesehen wurden, und erreichten die Grenze des Horrorparks an der Westseite. Den gesamten Park umgab ein Zaun aus Maschendraht. Vor diesem standen die beiden Mädchen.

Die Feuchtigkeit hatte ihre Haare naß werden lassen. Jill hingen die fahlblonden Strähnen ins Gesicht, und sie wischte sie zur Seite, um die Augen frei zu haben. Ihre Haut war blaß, die Pupillen lagen tief in den Höhlen, der Blick flackerte unruhig. Die Gier nach dem Heroin war darin zu lesen. Eingehüllt war sie in einen Parka, der bis zu den Knien reichte. Darunter schaute der dunkelblaue Stoff einer Jeans hervor, und die Füße steckten in Turnschuhen, wobei der rechte schon fast die Sohle verlor.

»Machen wir's?« fragte sie.

Muriel nickte. »Wozu sind wir denn hergekommen? Um zu kneifen?«

»Nein, nein.«

»Dann los! Du zuerst.«

Jill schaute ihre Freundin an. »Warum denn ich?«

»Weil einer den Anfang machen muß.«

Das sah Jill ein und begann zu klettern. Muriel schaute ihr nach. Sie war zwar erst siebzehn, doch voll entwickelt. Ihr fraulicher Körper zog die Männerblicke an, und entsprechende Angebote hatte Muriel schon des öfteren erhalten. Sie war eine Exotin, und ihr Haar zeigte eine dichte Naturkrause. Sie trug ebenfalls Jeans und eine verschlissene braune Cordjacke. Unter dem blassen T-Shirt wölbten sich zwei fulminante Hügel.

Muriel hatte den Kopf in den Nacken gelegt. »Bist du endlich oben?« wisperte sie.

»Moment noch.«

Jill hatte es nicht einfach. Der Zaun bog sich, je höher sie kletterte, immer weiter zurück, und Jill klammerte sich an den Maschendraht fest. Dabei schnitt der Draht ziemlich schmerzhaft in ihre Finger.

Als sie oben war, zitterte sie. Muriel sah die Angst auf ihrem Gesicht, während sich Jill nach rechts rutschen ließ, um auf die andere Seite des Zauns zu gelangen.

»Spring doch!« "

Jill ließ sich fallen. Sie hätte noch etwas warten und sich drehen sollen, so kam sie verkehrt auf, spürte einen stechenden Schmerz im rechten Knöchel und fiel auf ihr Hinterteil.

»Verdammt Scheiße!« fluchte sie und wandte den Kopf. Durch den Maschendraht trafen sich die Blicke der beiden Mädchen, und Jill verzog schmerzhaft das Gesicht. »Wir hätten doch den Haupteingang nehmen sollen.«

»Und der Wärter?«

Da schwieg Jill. Sie hatte sich nur hingehockt, ihre Beine angewinkelt und umklammerte den linken Fuß.

»Tut es weh?« erkundigte sich Muriel besorgt.

»Ja, verdammt!«

»Sei doch nicht so grantig.«

»Es ist so ein schönes Gefühl, wenn der Schmerz nachläßt. So sagen wir doch immer. Aber bei mir läßt er nicht nach. Im Gegenteil, er wird schlimmer.« Sie fluchte wieder.

Muriel paßte die Knöchelverstauchung ihrer Freundin auch nicht. Aufgeben wollte sie allerdings nicht. Nicht so dicht vor dem Ziel. Nein, da mußte man weitermachen, bis zum bitteren Ende, deshalb tat Muriel genau das, was Jill vor ihr getan hatte. Sie kletterte am Zaun hoch.

Die dunkelhäutige Muriel war gelenkiger als Jill. Es bereitete ihr keine großen Schwierigkeiten, über den Zaun zu klettern. Nahezu leichtfüßig erreichte sie das Ende, wobei sie sich geschickt herumrollte. Als sie sprang, gab sie sich so viel Schwung, daß sie über ihre Freundin hinwegflog, sogar auf den Beinen blieb und den Schwung ausnutzte, um ein paar Schritte zur Seite zu laufen.

»Hilf mir mal hoch!« beschwerte sich Jill.

»Warte, sofort.« Muriel stand auf, rieb ihre Handflächen an der Jeans ab und streckte den Arm aus.

Jill umfaßte die Hand, ließ sich in die Höhe ziehen, belastete das linke Bein und sank mit einem Wehlaut zurück. »Shit, ich kann nicht mehr laufen.«

Muriel hatte die Hand nicht losgelassen. Was sollten sie tun?

Vorsichtig fragte sie: »Willst du hierbleiben, Jill? Soll ich allein losgehen?«

Jill hustete.

»Das könnte dir so passen. No, meine Liebe, ich gehe mit, und du wirst mich stützen.«

»Hast du Angst, daß ich mit dem Zeug verschwinde?« fragte Muriel.

»Klar. Ist doch gar nicht so weit hergeholt, der Gedanke, oder?«

»Du spinnst.« Mit einem Ruck zog Muriel ihre Freundin in die Höhe. Jill hütete sich, ihr linkes Bein zu belasten. Einmal hatte ihr gereicht.

Jill lehnte sich gegen das dunkelhäutige Mädchen. »Hast du mal eine Zigarette?«

Muriel nickte. Aus der Seitentasche holte sie eine verknautschte Packung. Jill griff nach der Selbstgedrehten, zündete sie an und saugte den Rauch tief in die Lungen, wobei es den Anschein hatte, als würde sie ihn essen.

»Komm jetzt!« Muriel hatte das gesagt. Sie wollte nicht länger als nötig bleiben.

Einen Grashang mußten sie hoch und erreichten die Rückseiten der ersten Gebäude.

Was sich dahinter verbarg, konnten sie nicht erkennen, alles lag im Dunkeln.

Jill schaute immer wieder auf ihren Knöchel, konnte allerdings nichts erkennen, weil der ausgefranste Saum der Jeans darüber fiel. Dafür spürte sie den Fuß. Jedesmal, wenn sie auch mit dem linken auftrat, zuckte ein stechender Schmerz bis hinein in die Wade, und Jill verzog das Gesicht. »Das ist vielleicht eine Kacke!« beschwerte sie sich, ging aber weiter, weil sie keine Schwäche mehr zeigen wollte.

Muriel versuchte ihr Mut zuzusprechen. Sie redete sehr leise, als hätte sie Angst, von anderen gehört zu werden, obwohl die beiden Mädchen so gut wie sicher waren, sich allein innerhalb des gewaltigen Parks zu befinden.

Sie passierten einen Teich, wo tagsüber ein gefährliches Monster erschien, wenn die Besucher auf einem Schienenstrang und in kleinen Wagen sitzend an dem Gewässer vorbeifuhren.

Jetzt tauchte die Seeschlange nicht auf. Das Gewässer lag dunkel vor den beiden Girls. Nur hin und wieder kräuselte Wind die glatte Fläche zu kleinen Wellen.

Der Weg stieg leicht an und wurde für Jill beschwerlich. In einer weiten Kurve lief er direkt auf die Horrorburg zu, in der sich das Versteck für das Rauschgift befand. Den nachgebauten Stadtteil Soho brauchten sie erst nicht zu durchqueren. Sie passierten ihn an der Rückseite.

An der linken Seite wurde der Weg von normalen, modernen Peitschenleuchten gesäumt, die jetzt allerdings ausgeschaltet waren, so daß kein Licht die Dunkelheit erhellte.

Und es war eine finstere Nacht.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Keine einzelnen Wolkenberge, sondern eine zusammenhängende düstere Front verdeckte die Sterne. Der Mond war ebenfalls nicht zu sehen, nur die Feuchtigkeit legte sich wie ein nasser Film auf alles, was sich innerhalb des umzäunten Geländes befand.

Jill hielt sich tapfer. Die Zähne hatte sie zusammengebissen. Ihr Gesicht zeigte dabei eine Grimasse.

Die Zigarette war längst erloschen, und Jill hatte mit der Kondition zu kämpfen, denn sie keuchte, als sie, gestützt von Muriel, den Weg hochschritt. Vor den Lippen der beiden Mädchen wölkte der Atem. Direkt am See hatten sich Dunstschleier zu menschenhohen Nebelstreifen verdichtet, die wie schmale Bänder über dem Boden lagen.

Irgendwo knackte und knarrte es immer. Der einfällende Wind bewegte die nicht ganz so fest sitzenden Teile an den Bauten.

Im Gruselschloß gab es alles. Die alten Monster wie Dracula und Frankenstein waren ebenso vertreten wie schrecklich angemalte Dämonen aus Pappe.

Hinzu kamen Fledermäuse, Leichen, Särge. Alles gut hingestellt und hervorragend nachgebildet.

Der Eingang zum Schloß war auch nachts offen. Die beiden nächtlichen Besucher innen wußten zwar, wo sich der Hinterausgang befand, aber der wurde am Abend abgeschlossen,

aus welchen Gründen auch immer. So mußten sie den normalen benutzen, und es dauerte nicht lange, bis sie ihn erreicht hatten. Ein wenig fürchteten sie sich dennoch, als sie in dem Schlund verschwanden.

»Laß mich mal eine Pause einlegen«, bat Jill und lehnte sich an die nachgemachte Felswand des Eingangs.

So dicht vor dem Ziel wollte Muriel eigentlich nicht mehr pausieren, doch sie dachte an Jill und ihre Verletzung, deshalb stimmte sie zu. Sie bückte sich sogar, schob das Hosenbein hoch und sah sich den Knöchel an.

Das geschah im Licht der kleinen Taschenlampe, die Muriel trug. Im hellen Strahl erkannte sie einen Knöchel, der mindestens die doppelte Größe angenommen hatte. Ja, da war nichts zu machen. Den Fuß konnte man als verstaucht bezeichnen. Als Muriel mit dem Finger über die Stelle strich, schrie Jill auf. »Bist du verrückt?«

»Entschuldige.« Sie erhob sich wieder. »Kannst du noch laufen?«

»Weiß nicht.«

»Versuche es trotzdem!« drängte Muriel. »Und zwar jetzt. Wenn wir den Stoff gefunden haben, nimmst du einen kräftigen Schuß, und danach spürst du die Schmerzen kaum noch.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

Muriel stützte die Freundin, die gar nicht mehr auftrat, sondern einfach nur hüpfte.

Muriel ließ die Lampe eingeschaltet, denn in dem Gang war es stockfinster.

Der Werwolf blieb in seiner Ecke, und auch die Gehängten rührten sich nicht hinter der Scheibe. Nur die Ratten huschten unter ihren Füßen her, ein Zeichen, daß sie echt waren.

Das kannten die Mädchen, es kümmerte sie jedoch nicht weiter, und sie gingen dorthin, wo das Rauschgift normalerweise versteckt wurde. Es lag in einer Grotte.

Dort endete der Gang, denn von der Grotte zweigten weitere sternförmig ab.

Einer führte zu Dracula, der andere zu Frankenstein. Dann konnte man die Weiße Frau besichtigen und auch den Reiter ohne Kopf. Alles bekannte Horrorfiguren aus der Literatur.

Die Grotte aber nannte sich Sinfonie der Särge. Etwa die Hälfte wurde von ihnen ausgefüllt. Zu den Zuschauern hin gab es eine Barriere. Man hatte kurzerhand ein Seil von einer Wand zur anderen gezogen, vor dem die Besucher stehen blieben und auf die Totenkisten starren konnten.

Die Särge, es waren sechs an der Zahl, standen zum Teil auf dem normalen Boden.

Drei von ihnen liefen jedoch auf blanken Schienen, die zu einzelnen Öffnungen in den Wänden führten. Auf Kontakt hin konnten die Särge darin verschwinden.

Noch waren die Deckel zu, und das bleiche, leicht grau schimmernde Holz wirkte schaurig im Licht der Lampe. Die beiden Mädchen wußten, daß die Särge den Schrecken verbargen, denn durch allerlei elektronische Tricks brachten sie den Besuchern das Fürchten bei.

Jetzt war die Anlage abgeschaltet. Alles lag in tiefer Ruhe, so daß sich die beiden Freundinnen ungestört ihrer Arbeit widmen konnten.

»Bleib du am Band stehen«, sagte Muriel zu Jill und kletterte über die Barriere. »Ich schaue mal nach.«

»Aber beeil dich.«

Muriel drehte den Kopf. »Hast du Angst?«

Wie fröstelnd zog Jill die schmalen, knöchigen Schultern hoch. Im Licht der Lampe wirkte ihr Gesicht noch blasser, als es in Wirklichkeit schon war.

»Ja, ich habe Angst.«

»Aber das ist doch alles künstlich.«

»Trotzdem, beeil dich.«

»Klar, doch.« Muriel kletterte geschickt über die Abtrennung und balancierte zwischen den aufgestellten Särgen einher.

Sechs waren es. Unter einem befand sich das Versteck, in dem das Heroin lagerte. Die Mädchen hatten sich den Standort genau gemerkt, es war der dritte Sarg von rechts. Er schimmerte ebenso bleich wie die anderen fünf. Das alte Holz hatte auch hier dem Zahn der Zeit Tribut zollen müssen, aber die Dinger funktionierten, wenn der Strom eingeschaltet worden war.

Neben dem Sarg ging Muriel in die Hocke. Sie griff wieder in die Tasche ihrer Cordjacke und holte einen schmalen Schraubenzieher

hervor. Ihn wollte sie als Hebel benutzen. Sie und Jill hatten zuvor schon alles genau ausgekundschaftet.

Jill hatte Angst. Ihr Knöchel wirkte dabei als eine Art Katalysator. Wäre dieses Stechen nicht gewesen, hätte sie zusammen mit Muriel die Barriere überklettern können. So wurde sie bei jedem Ziehen daran erinnert, nicht mehr schnell genug weglaufen zu können, falls sie überrascht wurden.

Holz splitterte. Muriel hatte die Lampe neben sich auf den Boden gelegt, und Jill sah einen Span durch den Lichtstrahl wischen. »Hast du es geschafft?« flüsterte sie.

»Mist. Das Ding klemmt.«

»Dann drück doch fester.«

»Weiß ich selbst.« Muriel unternahm einen erneuten Versuch und lachte leise auf.

»Alles klar?« hauchte Jill.

»Ja, alles. Die Klappe ist offen. Endlich.«

Jill atmete auf. So laut, daß Muriel es sicherlich hören konnte.

»Und der Stoff?« fragte sie.

Über Muriels Lippen drang ein Seemannsfluch. »Verdammt, er ist nicht da. Alles umsonst!«

Jill schloß sekundenlang die Augen und preßte hart die Lippen zusammen. In den letzten Sekunden hatte sie den Schmerz im Knöchel kaum noch gespürt. Nun aber, nach der Enttäuschung, machte er sich wieder bemerkbar.

»Alles umsonst!« Muriel heulte die Worte fast und erstickte an ihrer Wut. »Es ist alles ...«

Das nächste Wort brachte sie nicht mehr hervor, denn einiges veränderte sich. Im Gang hinter ihnen flackerte rotes Licht auf, und die Grotte, in der sie sich befanden, wurde von einem bläulichen Schein erhellt, der allmählich einen Stich ins Violette annahm.

Jemand war gekommen, denn von allein schaltete sich die Elektronik nicht ein.

Plötzlich bekamen die beiden Girls Angst ...

Jane Collins hatte Judokurse belegt und kannte sich auch ein wenig in Karate aus. Sie kreiselte auf der Stelle herum und tauchte gleichzeitig nach rechts weg, so daß sie ihren Körper aus der Reichweite des Messers brachte. Wenn der Ripper jetzt zustach, dann mußte er sie verfehlen.

Das hoffte sie jedenfalls.

Die Detektivin hatte so viel Schwung in ihre Aktion gelegt, daß sie bis gegen die Wand krachte und sich dort abstützte. Einmal drehte sie sich, so daß sie mit dem Rücken an den nachgebildeten Felsen lehnte und den Ripper vor sich sah.

Da stand er.

Der dunkle Hut war nach wie vor tief in die Stirn gezogen, so daß Jane nur einen Teil des Gesichts erkannte und nicht wußte, ob er sich nun als Ernie Shane zeigte. Sie war von dieser Bestie eigentlich alles gewohnt.

Seltsamerweise unternahm der Ripper nichts. Fast erinnerte er an eine Vogelscheuche. Nur hielten die keine Messer in den Händen, und von der Klinge tropfte zudem noch Blut von seinem letzten Opfer.

Jane schüttelte sich. Ihr Haar hatte sich gelöst. Der Knoten hielt nicht mehr, jetzt klebten die blonden Strähnen mit den Spitzen im schweißnassen Gesicht.

Obwohl der Ripper nicht eingegriffen und sie nicht verletzt hatte, verspürte Jane Angst. So wie er da stand, bewies er auch seine Überlegenheit. Und er versperrte den Weg zum Ausgang, so daß Jane bei einer Flucht nur noch der Weg nach vorn, das heißt, ins Innere des Schreckensschlosses blieb.

Für sie war der Ripper ein Albtraum an sich. Auf dem Schrottplatz war er ihr mit seinem Messer sehr nahe gekommen, wie auch hier, denn er brauchte nur zuzustoßen.

Warum tat er das nicht?

Es vergingen Sekunden, während es hinter Jane anfang zu heulen und zu summen. Zudem lag noch ein Brausen in der Luft, als würden Geister aus den allerfinstersten Gewölben dieses nachgebauten Schlosses entlassen.

Wie aus dem Nichts tauchten hinter Jane Schatten auf. Sie spürte noch den Luftzug und dann klatschte die Schwinge einer fliegenden Fledermaus gegen ihren Kopf.

Die Detektivin erschrak, während die Fledermaus dicht vor ihr abdrehte und zur Gangdecke stieg.

Da bewegte sich das Messer.

Jane hatte nicht mitbekommen, wie es geschleudert wurde, weil alles zu schnell ging. Auf jeden Fall wirbelte es durch die Luft und traf die Fledermaus noch mitten im Flug. Es mußte auch einen Kontakt unterbrochen haben, denn Jane Collins sah ein bläulich weißes Leuchten, das sich wie ein Kugelblitz ausbreitete und dann verschwand.

Aus ...

Und das Messer?

Vor Janes Augen löste es sich auf und materialisierte sich im nächsten Augenblick wieder in der Hand des Rippers.

Jane hörte das Lachen. »Siehst du, Süße, ich bin schneller. Ich bin immer schneller als du. Dabei habe ich dich doch gewarnt, keine Dummheiten zu machen. Warum hast du es trotzdem getan?

Willst du schneller sterben und noch mehr Angst haben? Dann bitte ...«

Das letzte Wort war kaum dumpf unter der Hutkrempe des Rippers verklungen, als er sich schon in Bewegung setzte.

Sein Ziel war Jane Collins.

Wollte sich die Detektivin noch eine kurze Gnadenfrist verschaffen, dann mußte sie zurück. Eine andere Möglichkeit blieb ihr nicht, und so fügte sie sich in das Unvermeidbare.

Schritt für Schritt ging sie nach hinten. Sie wußte nicht, was in ihrem Rücken lauerte, umdrehen durfte sie sich nicht, denn sie wollte auf keinen Fall den Ripper aus den Augen lassen, dann hatte er nämlich die Chance, sie umzubringen.

Es war kein gerader Gang, das hatte Jane schon beim Eintritt bemerkt. Er führte in Kurven und Kehren weiter. Manchmal sprangen Ecken vor, an denen sich die Detektivin das Kreuz stieß. Ansonsten geschah nichts.

Noch nicht ...

Das plötzliche Kreischen ließ sie zusammenzucken. Es war hinter ihrem Rücken aufgeklungen, aber Jane behielt die Nerven und drehte sich nicht um.

Sie spürte einen Stoß im Rücken und sah aus den Augenwinkeln, daß ein auf einer Feder sitzender Totenschädel aus

der Wand gedrückt worden war, sich jetzt allerdings wieder zurückzog und die Klappe hinter sich fugendicht schloß.

Weiter zurück ...

Schritt für Schritt. Jane spürte das Zittern in den Knien. Sie glaubte, ihre Gelenke wären mit Pudding gefüllt, und noch immer sah sie nichts von dem Gesicht des Rippers.

Nur seine Stimme vernahm sie. Und die gehörte nun mal dem toten Reporter Ernie Shane.

Aber der war begraben, der ...

Ein Schrei zitterte durch den Gang. Im selben Moment fiel ein Kopf von der Decke. Er huschte dicht vor Janes Körper entlang, blieb etwa in Brusthöhe über dem Boden hängen, und Jane sah in ein verzerrtes Wachsgesicht, das sehr gut modellierte menschliche Züge aufwies, allerdings zu einer Grimasse des Schreckens verzerrt, mit weit aufgerissenen Augen und einer aus dem Mund hängenden Zunge.

Ein widerlicher Anblick.

Jane schüttelte sich. Es fiel ihr noch schwer, an eine Täuschung zu glauben, als der Kopf schon wieder verschwunden war.

Der Ripper hatte seinen Spaß. »Das sind so die kleinen Scherze dieser Schreckensburg. Aber die anderen werden noch schlimmer.

Meine Mordscherze, Süße ...« Dann wurde sein Körper von einem lautlosen Lachen geschüttelt, und das Messer zuckte vor, so daß Jane hastig einen Schritt zurück trat. Aber dieser Angriff war nur eine Finte gewesen. Noch ließ der Ripper sie in Ruhe.

Schritt für Schritt durchmaß Jane Collins den unheimlichen Gang des Schreckensschlosses. Sie merkte, daß er sich verbreiterte, denn die Wände befanden sich nicht mehr so dicht bei ihr. Sie traten ein wenig zurück. Näherten sie sich jetzt dem endgültigen Ziel? Ihrem Sterbeplatz?

Janes Angst nahm zu, und auch der Ripper heizte ihr wieder ein.

»Bald, du kleine Hure, bald hast du es hinter dir, dann wird mein Messer auch dich finden.« Zur Unterstreichung seiner Worte bewegte er es blitzschnell hin und her, so daß die Klinge blitzte und die letzten Blutstropfen abfielen.

Zwischen ihm und Jane befand sich sichtbar nichts, aber für die Detektivin stand das Grauen dort. Es lauerte als unsichtbarer Gast, und der Ripper trieb die Detektivin weiter zurück.

Plötzlich spürte Jane eine Berührung an der Hüfte. Sie war gegen etwas gestoßen, wußte allerdings nicht was, blickte nach rechts und sah ein Seil.

Wie aus einem Traum schien sie zu erwachen, denn sie stellte fest, daß der Gang in eine Höhle gemündet war oder eine Grotte. Das gespannte Seil trennte sie in zwei Hälften. Sie und der Ripper befanden sich in einer, in der zweiten aber sah sie sechs Särge, die elektronisch bewegt wurden und dem Besucher das Gefühl kalten Horrors vermittelten.

Bisher hatte Jane nicht darauf geachtet, was menschliche Sinne innerhalb von wenigen Sekunden aufnehmen können. Aber sie übersah in der kurzen Zeitspanne die gesamte Palette des Schreckens und wurde von ihr abgelenkt, so daß der Ripper freie Bahn hatte ...

Plötzlich bewegte sich ein Sarg!

Dies ging so rasch, daß sich Muriel erst erschrak, als die Totenkiste auf den Schienen schon an ihr vorbeigerollt und in einer der Öffnungen verschwunden war, aus der im selben Moment ein gräßliches Würgen erklang.

Bei zwei Särgen sprangen die Deckel hoch. Blitzschnell ging das, und aus den Totenkisten wischten in einem Halbbogen zwei Vampire hoch, die ihre Arme gekrümmt hatten und sie nach den Besuchern ausstreckten. Muriel stand nahe dabei. Sie spürte die Berührung, zuckte zurück und stolperte über einen weiteren Sarg, aus dem Ächzlaute drangen, dessen Deckel jedoch geschlossen blieb.

Der erste Sarg kam wieder zurück.

Er schoß aus der Öffnung hervor, der Deckel stand hochkant, und im Sarg hockte eine hervorragend nachgebildete halbverweste Leiche, deren Augen rot leuchteten und aus deren Mund spitze, abgehackte Schreie drangen.

Da Muriel auf den Schienen und damit dem fahrenden Sarg im Wege lag, wurde er von ihrem Körper gestoppt und begann zu rattern.

Das Mädchen warf sich herum. Über ihrem Kopf hörte sie ein geisterhaftes Heulen und sah von der Decke her eine häßliche

Hexe auf einem Besen sitzend anfliegen. Die Hexe schwang eine Peitsche und prügelte damit auf die Monster in den bewegungslos stehenden Särgen ein.

»Komm doch, so komm!« flüsterte Jill, die vor Angst und Panik kaum sprechen konnte.

Muriel riß sich zusammen. Sie stemmte sich hoch, zog ihre Beine an, und der Sarg hatte wieder freie Fahrt, so daß der Kreislauf der Elektronik nicht mehr unterbrochen war.

Deckel klappten zu, Monster verschwanden, die Säрге öffneten sich wieder, andere kehrten in die Öffnungen zurück, Hexen schwangen durch die Luft, lachten kichernd und böse, und der Kreislauf würde so weitergehen, bis ihn jemand abstellte.

Muriels Augen waren noch größer, als sie sich schwer gegen das Seil fallen ließ und von ihrer Freundin gestützt wurde. Jill unterdrückte den fast wahnsinnigen Schmerz in ihrem Knöchel, sie hielt Muriel fest, auf deren Stirn die Schweißtropfen wie kleine, helle Perlen lagen und sich deutlich von der dunklen Haut abhoben.

»Da ist jemand gekommen!« keuchte Jill. »Verdammt, da muß einer sein. Von allein kann sich die Anlage nicht einstellen.«

Muriel nickte. Sie bückte sich und schob ihren Körper unter das gespannte Seil.

»Wo sollen wir denn hin?« fragte Jill.

Muriel schaute zurück. Genau die Strecke, die sie auch gekommen waren. Weit konnten die Mädchen nicht sehen, weil der Gang zu viele Kurven beschrieb und es Nischen sowie kleinere Verstecke gab. Aber eine andere Möglichkeit blieb ihnen beim besten Willen nicht. Der zweite Ausgang war verschlossen. Da sie ihn sich schon vor Tagen angeschaut hatten, wußten sie auch von der Stabilität der Tür. Die konnte höchstens ein Herkules einrammen.

»Ich sehe mal nach«, sagte Muriel.

»Was?« Jills Stimme klang trotz des Flüsterns leicht schrill.

»Ja, bleib du hier.« Das dunkelhäutige Mädchen ließ seine Freundin erst gar nicht weiter zu Wort kommen, sondern machte sich augenblicklich auf den Weg.

Dabei lief sie erst auf die Wand zu, preßte sich dagegen und schlich weiter vor.

Jill starrte ihr aus fiebrig glänzenden Augen nach. Sie konnte ein

Zittern kaum unterdrücken. Ihre Hände öffneten und schlossen sich, bildeten manchmal eine Fläche, dann wieder eine Faust. Vor der ersten Kurve blieb Muriel stehen. Sie holte noch einmal tief Luft und lugte um die Ecke.

»Was ist?« fragte Jill.

Ihre Freundin schüttelte den Kopf. Noch war der Blickwinkel zu ungünstig, sie mußte weiter vorgehen, geriet aus Jills Blickfeld, und das blonde Mädchen wartete voller Spannung. Sogar an die Schmerzen in ihrem Knöchel dachte Jill nicht mehr und atmete schließlich auf, als sie Muriel zurückkommen sah. Die Frage fror ihr auf den Lippen fest, denn an Muriels Gesicht konnte sie ablesen, daß so einiges nicht stimmte und sie unter Umständen in der Falle saßen.

Das wurde ihr gleich darauf bestätigt, als Muriel neben ihr stehenblieb und sie am Arm faßte.

»Da sind zwei!«

»Wer?«

»Ich kenne sie nicht, aber eine Frau ist dabei.«

»Dann - dann ist es nicht so schlimm.«

Muriel lachte auf. »Hast du eine Ahnung. Der andere, der Mann, der hat ein Messer. Das konnte ich deutlich erkennen ...«

»Was?«

»Ja, ein Messer.« Muriel nickte heftig. »Und ich glaube, er will die Frau umbringen.«

Jills Hand klatschte gegen ihre Lippen, damit sie den Schrei stoppen konnte, der sich freie Bahn verschaffen wollte. »Das ist doch nicht wahr!«

»Leider.«

»Keine Imitation?«

»Nein.«

»Was machen wir denn?« Jill schaute sich um.

»Komm, wir müssen uns verstecken. Einfach in einen der Gänge hinein, das ist am besten.«

»Aber ich ...«

Muriel hörte nicht und lief bereits los, während Jill hinter ihr herhinkte, denn sie konnte nicht so schnell vorankommen wie ihre Freundin.

Schließlich erreichte auch Jill den Gang, der, einem Schild nach

zu urteilen, in Draculas Grabkammer führte. Das bekamen die Mädchen sofort zu spüren, denn auch hier war alles durch das Einschalten der Elektronik in Bewegung gesetzt worden. Obwohl die beiden Mädchen den großen Schrecken schon hinter sich hatten, wurden sie bis ins Mark getroffen, als aus der rötlichen Düsternis im Hintergrund der Höhle eine schreckliche Gestalt auf sie zuschwebte. Es war Dracula.

Sein Gesicht wurde durch einen Scheinwerfer angestrahlt, der seinen Bewegungen folgte. Dieser Dracula war ein Abbild des Schauspielers Christopher Lee, der die Figur ja weltberühmt gemacht hatte. Er trug haargenau dessen Gesichtszüge, auch die schwarze Kleidung und den langen Mantel, dessen Innenfutter aus blutrotem Stoff bestand.

Seinen Mund hatte er geöffnet, zwei Vampirzähne schimmerten, und die Gestalt schwebte über dem Boden, so daß sie sich lautlos den beiden Mädchen näherte.

Jill wollte schreien, doch Muriel reagierte instinktiv richtig und preßte ihr eine Hand auf den Mund. Der Schrei erstickte. Dracula kam näher und näher, bis Muriel es nicht mehr aushielt und mit dem rechten Fuß gegen die Figur trat, die ins Wanken geriet und sich um sich selbst drehte, bevor ein Summen ertönte, so daß sie nach oben gezogen wurde, aber schnell genug wieder nach unten fiel und das gleiche Spielchen von vorn begann.

Diesmal konnte Dracula die Mädchen nicht mehr erschrecken. Muriel löste ihre Hand von den Lippen der Freundin. Jill atmete heftig und keuchend. In ihren Augen schimmerte die Angst, und noch immer nicht hatte sie den Schrecken richtig überwunden. »Reiß dich zusammen!« fuhr das dunkelhäutige Girl sie flüsternd, aber sehr scharf an.

Muriel hatte sich besser in der Gewalt. Sie bedeutete Jill, zurückzubleiben, und bewegte sich selbst vor, so daß sie einen guten Blick in die Grotte hatte.

Noch immer rotierten und wirbelten die Särge. Das war alles Trick, Elektronik, das andere jedoch war echt. So echt, daß Muriel es kaum glauben konnte.

Vor ihren eigenen Augen wollte der unheimliche, dunkel gekleidete und geisterhafte Typ die blonde Frau umbringen ...

Wir waren über ein Gittertor geklettert und ein Stück in den Park eingedrungen.

Als wir die ersten Geisterbahnen erreichten, blieben wir stehen. Leider besaßen wir keinen Prospekt, in dem die Wege des Parks erklärt wurden. So mußten wir uns auf unser Gefühl verlassen.

Aber da konnten wir lange forschen, ohne Jane zu finden.

»Hast du einen Vorschlag?« fragte Suko und drehte sich im Kreis.

»Soho.«

»Den Täter zieht es immer an den Ort seiner Verbrechen zurück, meinst du?«

»So ähnlich.«

»Na denn.« Wir rannten los. In dem nachgebauten Soho kannten wir uns ja einigermaßen aus, und ich entdeckte auch das Haus, das ich noch vor wenigen Stunden betreten hatte.

Diesmal schauten wir zu zweit nach. Der Gehängte hing dort noch immer. Es war auch die Stelle zu sehen, wo das Messer in die Tür geschlagen war. Nur vom Ripper entdeckten wir nichts.

Beide verließen wir das Haus wieder und kamen überein, die verschiedenen Häuser zu durchsuchen, also Stichproben zu machen. Suko nahm sich die rechte, ich die linke Seite vor.

Irgend etwas passierte immer in den Häusern. Einmal fiel mir fast ein nachgemachtes Beil auf den Kopf, ein anderes Mal wäre ich von einem Schwert getötet worden.

Man hatte sich zahlreiche Spielarten ausgedacht, für die ich jedoch keinen Sinn hatte und eine Tür nach der anderen aufriß. Keine Spur vom Ripper.

Immer wenn wir uns auf der Straße mit dem holprigen Pflaster trafen, sahen wir uns an und erkannte, daß der andere auch keinen Erfolg gehabt hatte.

»Aber der muß irgendwo stecken!« knirschte Suko. »Er muß es einfach, verdammt!«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Also suchten wir weiter, auch wenn die Zeit gegen uns arbeitete und sich die Chancen verringerten. Schließlich hatten wir Soho hinter uns und waren ebenso schlau wie zuvor.

Vor uns befand sich eine Weggabelung, so daß wir die Wahl hatten. Wohin?

Der Weg nach rechts führte in den nachgemachten Urwald und in einige Grotten. Links ging es auf einen Hügel, dessen Prachtstück eine Burg war.

Unwillkürlich wurden unsere Blicke von dem in der Dunkelheit drohend aussehenden Gemäuer angezogen.

»Der kann auch dort sein«, sagte Suko.

»Oder woanders.«

»Dann müßten wir uns trennen.«

»Wer nimmt die Burg, wer den Dschungel?« fragte Suko.

»Keiner«, erwiderte ich und deutete nach vorn. Der Zeigefinger meiner halb erhobenen Hand wies auf das nachgemachte Gemäuer. »Da tut sich was, Suko. Sieh nur das Licht.«

»Verdammt, du hast recht.« Der Chinese schaute mich an.

»Wenn er da nicht ist, dann nirgendwo.«

Das letzte Wort hörte ich schon nicht mehr, denn ich war gestartet, als gelte es, die Goldmedaille über 100 Yards zu erringen ...

Es war ein regelrechter Horrorwirbel, den Jane Collins sah.

Sechs Särge. Zweimal drei verblichene Totenkisten, allerdings so groß, daß auch ein Mensch darin seinen Platz fand.

Die Hälfte der Särge befand sich in Bewegung. Die Totenkisten liefen auf Schienen, rasten in Öffnungen, verschwanden dort, kehrten zurück und waren besetzt mit Monstern, die Zombies und Ghouls ähnlich sahen, nur daß diese hier nicht echt waren.

Wirkliche Monster hätten Jane gerade noch zu ihrem Glück gefehlt.

Auch Hexen erschienen. Sie hockten nicht in Särgen, sondern ritten auf Besen und fuhren fauchend und kreischend durch die Luft. Jane wunderte sich, daß sie dieses Spektakel nicht schon vorher wahrgenommen hatte.

Die Särge rumpelten auf den Schienen. Wenn sie fuhren, zitterten auch die Bohlen unter ihnen.

Um Jane Collins herum befand sich in der Tat ein Inferno, denn nicht nur die Särge veranstalteten einen Höllenlärm, auch aus den von dieser Grotte aus verlaufenden Gängen drangen schaurige Geräusche.

Diese gesamte Wahrnehmung hatte vielleicht fünf Sekunden

gedauert. Länger nicht. Trotzdem eine Zeitspanne, in der viel geschehen konnte. Der Ripper brauchte nur zuzustoßen und Janes Verwirrung zu nutzen.

Das tat er auch.

Sein Arm fuhr nach oben. Er wollte die Hand mit dem Messer fallen lassen, wobei die Spitze auf Janes Kopf zielte, doch er hatte nicht mit der Reaktionsfähigkeit der Detektivin gerechnet, die in den letzten Sekunden über sich hinauswuchs und die Todesangst unterdrückt hatte.

Bewaffnet war sie nicht mehr. Kämpfen konnte sie nur noch mit ihren Fäusten, und ob die gegen den Ripper ausreichten, war mehr als fraglich. Es blieb ihr zudem nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, sie mußte etwas unternehmen und ließ sich kurzerhand fallen. Relativ günstig stand sie bereits, das trennende Seil spürte sie in ihrem Rücken, kippte kurzerhand nach hinten und fiel über das Seil hinweg, geriet aber damit in den Bereich der Särge.

Das Messer verfehlte sie.

Damit hatte selbst der Ripper nicht gerechnet, daß sich sein so sicher geglaubtes Opfer noch einmal aufraffen würde.

Jane Collins wußte, daß sie jetzt schnell sein mußte. Vielleicht so schnell wie nie in ihrem Leben, denn der Kampf stand auf des Messers Schneide.

Sie spürte unter sich die vibrierenden Holzplanken, über die auch die Schienen samt ihrer Särge liefen. Und die Totenkisten fuhren hin und her.

Häßlich lachende Unholde hockten in den Särgen, stierten Jane an und schienen ihren höllischen Spaß daran zu haben, wie inmitten dieses von Elektronik gesteuerten Horrors jemand um sein Leben kämpfte.

Jane rollte sich ein paarmal um ihre Achse, stemmte dann Arme und Beine gegen den Boden und wuchtete sich wieder auf die Füße. Im nächsten Augenblick mußte sie hastig zur Seite springen, da ein Sarg direkt auf sie zu fuhr.

Es war schon ein Balancieren zwischen den sechs Totenkisten, als sich Jane in Sicherheit bringen wollte, doch der Ripper wußte genau, was sie vorhatte.

Er schnitt ihr den Weg ab.

Und er hatte einen großen Vorteil. Während sich die Detektivin ziemlich staksig bewegte, glitt er wie ein Schatten über den Boden und war immer vorher an dem Ort, wo auch Jane hin wollte. Dabei hielt er das gefährliche Messer so hoch, daß es Jane an der Kehle treffen konnte.

Womit sollte sie sich verteidigen?

Sie war waffenlos, der andere nicht.

Es blieb ihr nur eine Möglichkeit, und die nutzte Jane auch aus. Es war nicht einmal von ihr genau errechnet oder kalkuliert worden, sondern eine reine Verzweiflungstat.

Sie bückte sich, umfaßte mit beiden Armen einen der Särge und wuchtete ihn hoch.

Sie hörte den Ripper lachen, ihre Wut wurde noch größer, und dann wuchtete sie den Sarg gegen den Unheimlichen vor ihr. Sie hörte den Aufprall, und zwar nicht nur, wie der Sarg gegen den Ripper knallte, sondern auch das Geräusch, als er zu Boden fiel und an einigen Stellen splitterte.

Die Totenkiste riß den Ripper mit. Sie begrub den menschlichen Mörder unter sich, und Jane spürte für eine Sekunde den Triumph, der in ihr hochschloß.

Geschafft?

Ihre Augen wurden groß, und sie wagte kaum, nach unten zu schauen, blickte über den Ripper hinweg und dorthin, wo die Gänge sternförmig in die Felsen stachen, sah das dunkelhäutige Mädchen Muriel, nahm es überhaupt nicht wahr, weil sie damit rechnete, eine Wachsfigur zu sehen, und schaute dann wieder auf ihren Gegner.

Der Sarg hatte ihn regelrecht auf den Boden genagelt und ihn bewegungsunfähig gemacht.

So leicht war das also.

So einfach ...

Jane Collins begann zu lachen. Sie kicherte. Es klang hohl und auch befreiend. Endlich hatte sie es geschafft. Das Monster war besiegt. Sie trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf.

Nicht zu fassen, wie er da lag, der schwere Sarg auf seiner Brust. Arme und Kopf ragten hervor. Wie zum Hohn saß noch immer der Hut auf seinem Schädel, und die rechte Faust hielt den Griff des langen Messers fest.

Jane Collins mußte sich überwinden, um das zu tun, was zu tun war. Sie bückte sich, streckte ihren Arm aus und spreizte die Finger, um die Klinge aus der Faust des Gegners zu drehen. Keine Berührung.

Kein Kontakt!

Der Ripper war ein Geist!

Diese drei Vorstellungen und auch Tatsachen brannten sich in Janes Gehirn, und die mußte sie erst einmal verdauen.

Der Ripper eine Vision!

Er lag da, und er war es doch nicht. Sie konnte ihn einfach nicht fassen, denn einen Geist kann man nicht berühren, das wußte auch Jane Collins.

Also hatte er sie genarrt. Die gesamte Zeit über zum Narren gehalten, sie in Sicherheit gewiegt und abgewartet.

Jane kniete. Ihre Hand befand sich dort, wo eigentlich der Kopf des Rippers lag, aber sie berührte ihn nicht, der Ballen drückte auf die Planken.

Bewegungslos blieb sie hocken.

Ein, zwei und auch drei Sekunden.

Dann hörte sie das Kichern. Es übertönte, da es in ihrer Nähe ausgestoßen worden war, sogar das Rumpeln der fahrenden Särge und das wilde Heulen der Hexen.

Jane Collins wußte, wer hinter ihr stand.

Sollte sie sich umdrehen? Der tödlichen Gefahr ins Auge sehen?

Oder sollte sie abwarten, bis der Stahl ihren Rücken traf und ihr Leben einfach auslöschte wie der Wind eine Kerzenflamme?

Sie wußte es nicht. Und da sie sich nicht entscheiden konnte, blieb sie hocken. Somit verlängerte sie ihr Leben für wenige Atemzüge.

Der Ripper meldete sich. »Dreh dich nur um!« zischte er. »Dreh dich um, damit ich dir deine Kehle aufschlitzen kann!«

... Kehle aufschlitzen kann!

Dieser Satz hallte in Janes Kopf nach. Er wollte sie auf die schlimmste Art und Weise töten, zu der er fähig war, dieses unmenschliche Monster.

Als Jane nicht reagierte, handelte der Ripper. Er bewegte sich lautlos vor, Jane spürte eine Berührung an der Schulter, und sie wurde mit einem Ruck herumgerissen.

Es war ihr unmöglich, sich dagegen zu wehren, der andere hatte einfach zuviel Kraft. Jane Collins fiel auf den Rücken, in einer Abwehrreaktion zuckten ihre Hände hoch und sie sah unter der nach vorn gebogenen breiten Hutkrempe etwas schimmern.

Es war nicht das Messer, sondern das Gesicht.

Die Klinge schimmerte nicht, sie blitzte rötlich, weil sie vom einfallenden Licht getroffen wurde, und Jane sah bereits ihr eigenes Blut daran.

»Jaaaa!« brüllte der Ripper.

Da hörten sie den Schrei!

Muriel hatte es nicht mehr ausgehalten. Was sich vor ihren Augen abspielte, ging über ihre Kraft. Sie konnte nicht zusehen, wie jemand ermordet wurde. Es war die Angst, die sie so handeln und gellend aufschreien ließ. Sie dachte auch nicht daran, daß sie sich dabei selbst in Gefahr brachte.

Beide hörten den Schrei!

Der Ripper hatte das Messer schon gedreht, damit er von links nach rechts den Schnitt führen konnte, als er den Schrei des Mädchens vernahm, über Jane hinwegstarrte und die dunkelhäutige Muriel am Beginn eines Ganges stehen sah.

Noch ein Opfer!

Muriel schrie und schrie. Auch als sie merkte, daß sich der Ripper nicht mehr für die blonde Frau interessierte, sondern nur noch für sie.

Ein neues Opfer!

Und der Ripper nahm die Chance wahr. Ein Ruck schien durch seine Gestalt zu gehen, als er sich voranbewegte, den Arm sinken ließ und die Hand drehte, so daß die Messerspitze jetzt nach vorn zeigte und auf das neue Opfer zielte.

Muriel sollte sterben!

Und er setzte sich in Bewegung.

Kein Laut war zu hören, als er über die Abtrennung stieg und Kurs auf das dunkelhäutige Mädchen nahm, deren Schreie versickerten und in einem Wimmern endeten. In den großen, weit aufgerissenen Augen schimmerten Tränen, füllten sie aus und rannen in langen, nassen Spuren an den Wangen hinab.

Der Ripper überbrückte die Entfernung in sehr kurzer Zeit, und dann sah Muriel ihn so vor sich, wie es zuvor Jane Collins ergangen war.

Ihr half niemand.

Das Mädchen konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Es hatte einfach nicht die Kraft, die Angst war zu groß geworden, und es sackte in die Knie.

Bevor der Ripper sie berühren konnte, fiel sie zu Boden, und ihr Kopf sank dabei nach vorn.

Auch der Ripper bückte sich. Eine Hand hatte er noch frei. Aus der Fläche unter dem Hut drang ein undefinierbares Geräusch, während hinter ihm die Hexen lachten und kreischten sowie die Särge über die Schienen rumpelten und in den Gängen die anderen Horrormonster auftauchten, um dem dunkelhäutigen Mädchen den Grabgesang zu singen.

Die Finger der linken Hand fanden das krause Haar und krallten sich darin fest. Mit einem Ruck bog der Ripper den Kopf der jungen Muriel zur Seite und gleichzeitig nach hinten, so daß er in ihr Gesicht mit den schockgroßen Augen schauen konnte.

Die Lippen bewegten sich. Sie formten unhörbare Worte, aber jeder hätte sich denken können, daß sie um Gnade baten.

Gnade?

Die kannte der Ripper nicht. Schon im letzten Jahrhundert hatte er dies bewiesen, er wollte seine schreckliche Mordserie fortsetzen und tat dies auch.

Von rechts und links führte er den Schnitt, wobei er das Messer senkte.

Muriel hatte keine Chance. Sie spürte nicht einmal, wie sie vom Leben in den Tod hinabglitt. Haltlos sackte sie zusammen und blieb auf dem Boden liegen, während die Hexen weiterhin ihr gellendes Kreischen und Heulen ausstießen.

Der Ripper hatte seine verabscheuungswürdige und furchtbare Tat begangen, ohne daß ihn jemand stoppen konnte.

Auch Jane Collins nicht.

Bei ihr hatte es gedauert, bis ihr bewußt geworden war, daß sie nicht mehr in unmittelbarer Todesgefahr schwebte. Als sie den Kopf hob und dem Ripper hinterher schaute, sah sie auch das zusammengesunkene dunkelhäutige Mädchen.

Sie fragte sich nicht, wie es des Nachts in dieses Gruselschloß gekommen war. Das alles zählte nicht, jetzt, da sie den Tod der unschuldigen Person hatte miterleben müssen.

Jane ballte die Hände zu Fäusten. Die Handballen preßte sie gegen den Mund. Ihre Zähne bissen in das Fleisch. Sie schüttelte in wilder Panik den Kopf und wollte nicht glauben, daß jemand so erbarmungslos sein konnte.

Aber es war eine Tatsache. Ebenso wie das Blut, das unter dem liegenden Mädchen hervorrann ...

»Nein!« keuchte sie. »Das darf nicht wahr sein!« Sie sprang hastig auf, hechtete über die Barriere hinweg und stürzte sich mit wahrer Todesverachtung auf den Ripper, um ihn von einem zweiten Mord abzuhalten, denn sie hatte gesehen, daß sich aus dem Hintergrund des Ganges eine zweite Gestalt gelöst hatte und in wilder Flucht auf den Ripper zulief ...

Es war Jill!

Plötzlich erschien der Werwolf vor mir, und ich erschrak bis ins Mark. Mit Überraschungen mußten wir in diesem Schloß rechnen, doch als sie so plötzlich und unerwartet auftraten, waren wir geschockt. Bevor ich eingreifen konnte, war das Monster schon wieder verschwunden. Die Elektronik hatte dafür gesorgt. Suko drängte sich an mir vorbei. Der Schock traf ihn, als ein Kopf aus der Wand fuhr. Widerlich anzusehen, täuschend echt, und so schnell, wie er gekommen war, verschwand auch er wieder.

»Meine Kinder würde ich hier nicht mit hinnehmen«, keuchte ich und lief weiter.

Dann hörten wir die Schreie.

Unwillkürlich blieben wir stehen, denn innerhalb dieser Burg verteilten sich die Echos so, daß es schwer für uns war, herauszufinden, wo sie aufklangen.

»Das muß vorn gewesen sein!« sagte Suko und rannte weiter. Dieser verdammte Gang war geschickt angelegt worden. Enge Kehren, vorspringende Kanten, die einen schnellen Lauf unterbrechen und stoppen konnten. Ein paarmal schon hatten wir uns die Schultern gestoßen, aber so etwas hielt uns nicht auf, und wir waren froh, als wir sahen, daß sich der Gang verbreiterte.

Die Geräusche hatten wir bereits gehört. Jetzt sahen wir auch, wer sie produzierte. Da fuhren Särge herum, kreischten Hexen, es zuckte Licht, aber von Jane Collins sahen wir im ersten Augenblick nichts.

Mit gezogenen Berettas waren wir stehen geblieben und drehten uns mehrmals um die eigene Achse.

Ich entdeckte den Gang und sah schattenhaft die Gestalten in seinem Innern.

Drei Sprünge nur, und ich war da!

Während Jane Collins unerschrocken und in einem ungeheuren Tempo auf den Ripper zürannte, konnte sie an seiner Schulter vorbeischaun. Irgendwie las sie sogar das Schild, das besagte, daß dieser Gang dem Vampirgrafen Dracula gewidmet war.

Das spielte keine Rolle mehr. Jane hatte in der letzten halben Stunde einen so großen Horror erlebt, daß sie eigentlich nichts mehr erschüttern konnte.

Sie wollte einen zweiten Mord verhindern und dachte dabei über sich selbst kaum nach.

Mit einem Satz sprang sie über die am Boden liegende Tote, tauchte in den Gang hinein, sah den Rücken des Rippers und das angststarre blonde Mädchen, das sich gegen eine Seitenwand gepreßt hatte und beide Hände gegen ihre Wangen drückte.

Der Ripper drehte sich um. Er wandte Jane sein Profil zu und hob den rechten Arm, um zustechen zu können.

Die Detektivin war noch zu weit weg. Sie konnte nichts machen, aber die blonde Jill hatte Glück. Nicht Jane Collins rettete sie, sondern der nachgemachte Graf Dracula. Er fuhr in diesem Augenblick heran. Fahl leuchtete sein Gesicht mit dem aufgerissenen Mund und den beiden schrecklichen Vampirzähnen, die Arme hatte er vorgestreckt, um sein Opfer so an sich heranzuziehen, daß er es ohne große Mühe beißen und ihm das Blut aussaugen konnte.

Der Ripper stand außerordentlich günstig.

Dracula fiel gegen ihn, als die Bestie zustach.

Das Messer, hoch geschwungen, traf nicht Jill wie beabsichtigt, sondern den Kopf des Vampirs. Jetzt sah Jane, wie scharf die

Klinge war. Obwohl der Schädel nicht gerade aus Pappe bestand, drang das Messer durch und trat mit der Spitze an der anderen Seite und dicht über dem Ohr wieder hervor. Innerhalb des Kopfes mußte ebenfalls Elektronik sitzen, denn die Horrorfigur spielte plötzlich verrückt. Sie zappelte, als würde jemand an einem Band ziehen, dabei drehte sie sich, schlenkerte mit den Armen, und innerhalb der Gestalt sprühte etwas auf.

Auch das Licht verlöschte.

Dunkel wurde es.

Jane konnte sekundenlang nichts sehen, sie hörte nur das Wimmern des Mädchens und die wütenden Laute des Rippers. Er hatte tatsächlich die Kontrolle über sich verloren, denn wie irre stach er auf den Grafen Dracula ein.

Seine Umrisse konnte Jane erkennen, sie bewegten sich hektisch und hastig, er wollte das Hindernis aus dem Weg haben, war voll- auf damit beschäftigt, und Jane ergriff ihre hauchdünne Chance. Sie ließ sich zu Boden gleiten, robbte auf Jill zu und bekam sie zu fassen.

Jill schrie auf, als sie die Berührung spürte. Sie wandte hastig den Kopf, wußte überhaupt nichts und wurde von der Detektivin zur Seite gezogen.

»Komm, los!« keuchte Jane.

Irgendwie hatte Jill verstanden, was sie sollte, denn sie unterstützte Jane in ihren Bemühungen und begann, auf den Ausgang zuzukriechen.

Die beiden Frauen gewannen ein wenig Sicherheit, die jedoch brutal zerstört wurde, als der Ripper herumschwang und merkte, was los war.

Er stieß einen wütenden Schrei aus, hob die Hand mit der Klinge und stürzte nach vorn.

Da fiel ein Schuß!

Ich hatte gefeuert, obwohl ich nicht viel sehen konnte. Die Bewegungen verrieten mir jedoch, daß sich in diesem Gruselgang ein mörderisches Drama abspielte, das schon ein Opfer gekostet hatte. Denn beide hatten wir das tote Mädchen vor dem Eingang gesehen.

Das Blitzen der Klinge hatte mir den ungefähren Standort des Rippers verraten, deshalb zielte ich darauf und vernahm auch eine Reaktion. Es war ein wütender Schrei, und dort, wo die geweihte Kugel getroffen hatte, sah ich ein Aufleuchten. Das Messer wurde im Zickzack bewegt, für einen Moment hatte ich das Gefühl, er wollte es schleudern, dann tat er es doch nicht.

Der Ripper verschwand.

Er wischte wie ein Schatten in den Hintergrund des Gangs und wurde nicht mehr gesehen.

Hatte ich ihn erledigt?

Suko schob mich zur Seite. Er hielt die Dämonenpeitsche schlagbereit und machte sich an die Verfolgung des Rippers, während ich mich bückte und im schwachen, von draußen hereinfallenden, rötlich schimmernden Licht die beiden Frauen sah.

Eine war Jane Collins.

Und sie lebte.

Ich bückte mich, wollte ihr auf die Beine helfen, doch sie schüttelte den Kopf. Ich verstand. Um die andere mußte ich mich kümmern, denn sie konnte aus eigener Kraft nicht aufstehen, während Jane taumelnd den Ausgang erreichte und sich in der Grotte schwer atmend an die nachgemachte Felswand lehnte.

Ich kam mit Jill nach. Sie war nicht schwer, ich hatte sie auf meinen Armen liegen, schaute in das noch sehr junge blasse Gesicht, sah das Zucken der Muskeln und die starren Augen. Sie stand unter einem Schock. Wahrscheinlich hatte sie den Mord mit ansehen müssen und war durch diesen Vorfall für eine Zeit ihres Lebens psychisch gezeichnet.

Neben Jane setzte ich sie auf den Boden. Sie reagierte überhaupt nicht, und mir schien es, als würde ich mich mit einer Puppe beschäftigen und nicht mit einem Menschen.

Ich wandte mich ab und kümmerte mich um das dunkelhäutige Mädchen am Boden.

Ihm war nicht mehr zu helfen, der Ripper hatte ganze Arbeit geleistet! Mußte ich mir Vorwürfe machen? Eigentlich nicht, aber wenn ich vor einem Opfer des Rippers stand, dann drehte ich fast immer durch. Auch hier waren wir zu spät gekommen und hatten den Ripper wieder einmal nicht stellen können.

Oder doch?

Ich dachte dabei an Suko, der sich noch im Gang aufhalten mußte. Ob es ihm unter Umständen gelungen war, den Ripper auszuschalten? Das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Ich hörte Sukos Schritte und erkannte schon daran, daß es dem Chinesen nicht gelungen war, den Ripper zu fassen. Sonst wäre er forscher gegangen.

Wie ein Geist erschien er, sah mich bei der Toten stehen und schüttelte den Kopf.

Diese Geste besagte alles.

Ich ging auf ihn zu. »Und wohin ist er verschwunden?«

»Keine Ahnung, John. Das ist ein Teufel. Er hat sich plötzlich aufgelöst.«

»Der Ripper ist ein Geist«, meldete sich Jane Collins mit schwacher Stimme. »Wir können ihn nicht packen. Nicht mehr. Er ist uns überlegen. Es ist der Geist des echten Rippers aus dem letzten Jahrhundert. Glaubt mir, ich weiß es.«

»Und er hat dich gesucht?« fragte ich.

Jane nickte. Ihre Mundwinkel zuckten, das Gesicht war bleich und tränennass. Schnell ging ich zu ihr und legte einen Arm um sie, damit ich sie stützen konnte.

»John!« flüsterte sie mit kaum verständlicher Stimme. »Wenn du nicht gewesen wärest, dann ...«

»Schon gut, schon gut. Noch dürfen wir den Sieg nicht feiern, wir haben den Ripper nicht.«

Jane ließ sich gegen mich fallen und begann zu weinen. »Aber du wirst ihn doch stellen können ...«

»Ich hoffe es.«

Mein Blick glitt ins Leere. Alles war vorhin so schnell geschehen, daß ich erst jetzt dazu kam, richtig zu überlegen, wie es nun weitergehen sollte.

Der Ripper hatte zwei Möglichkeiten. Er konnte sich weiterhin innerhalb dieses Gruselschlusses aufhalten oder es verlassen und irgendwo draußen auf seine Opfer und damit auch auf seine Chance warten. Die würde sicherlich kommen, denn in ein paar Stunden trafen die ersten Besucher ein. Darunter zahlreiche Frauen, potentielle Opfer für den unheimlichen Ripper. Wenn wir ihn bis dahin nicht gestellt hatten, sah es böse aus. Natürlich konnten wir HORRORLAND abriegeln oder überwachen lassen,

aber dieser Mörder war so schlau und geschickt, daß er sämtliche Fallen umging. Der kannte keine Gnade und steckte voller Raffinesse. Deshalb fiel es mir schwer, an einen Erfolg zu glauben. Suko kümmerte sich um das Mädchen. Er hatte sich neben die Kleine gehockt und redete beruhigend auf sie ein. Das Girl starrte ihn an, schüttelte hin und wieder den Kopf und kauerte sich zusammen wie ein verängstigtes Tier.

Da es jedoch zu Suko Vertrauen faßte, konnte der Chineser auch seinen Namen erfahren.

»Sie heißt Jill«, sagte er.

»Frag sie mal, was sie und ihre Freundin hier des Nachts zu suchen hatten.«

Darauf wollte Jill keine Antwort geben. Sie schüttelte den Kopf und begann wieder zu weinen.

Neben mir atmete Jane Collins tief durch. Sie hatte sich wieder einigermaßen gefangen und sprach mit relativ normal klingender Stimme weiter.

»John, ich möchte nicht mehr hierbleiben. Bitte, laß uns gehen. Nach draußen in den Park. Ich kann nicht ...«

»Okay, das geht in Ordnung.«

Auch Suko hatte die Worte vernommen. Er war ebenfalls einverstanden und half Jill beim Aufstehen.

So wie ich Jane stützte, so stützte er sie. Einen letzten Blick warfen wir noch auf die fahrenden Särge und die tanzenden Hexen, dann wandten wir uns ab.

Da verlöschte das Licht!

Das kam so plötzlich, so daß wir das Gefühl hatten, jemand hätte uns Säcke über die Köpfe gestreift. Wir konnten tatsächlich nichts sehen, ein letztes Nachleuchten noch - aus ...

Jane preßte sich eng an mich. Ich spürte, wie sie zitterte, und hörte Jill schluchzen.

Das allerdings wurde von der Stimme des Rippers übertönt, die von irgendwo aus der Dunkelheit herklang.

»Ich kriege euch!« flüsterte er. »Ich kriege euch alle ...«

Nicht nur Jane lief ein Schauer über den Körper, was ich merken konnte, da ich ihre Hand festhielt. Mir erging es nicht anders. Jill und Suko bestimmt auch nicht. Und das blonde Mädchen sprach aus, was es dachte.

»Jetzt sind wir verloren ...«

Keiner gab eine Antwort. Nach der Schrecksekunde beschäftigten sich meine Gedanken bereits mit der Suche nach einem Ausweg aus der Klemme. So einfach wollte ich nicht aufgeben. Der Ripper sollte es nicht so leicht haben, das hatte ich mir geschworen. Wir durften jetzt nicht den Fehler begehen und in Panik verfallen, sondern mußten eiskalt überlegen.

»Platzwechsel!« zischte ich, denn wenn wir stehen blieben und sich der Ripper unseren Standort gemerkt hatte, konnte er leicht mit dem Messer zustechen und einen von uns trotz der Dunkelheit treffen. Das wollten wir auf keinen Fall riskieren.

Suko und ich waren ein eingespieltes Team. Er hatte mich nicht nur akustisch genau verstanden, sondern wußte auch, wie es gemeint war. Er durfte sich auf keinen Fall dorthin bewegen, wo ich hinging. Und das schafften wir auch.

Suko schlich zur rechten Seite weg, ich nahm die linke. So liefen wir uns nicht in den Weg.

Seine Stimme hörte sich bereits weiter entfernt an, als er fragte:

»Hast du die Lampe, John?«

»Ja.« Bei dieser Antwort ging ich selbst in die Hocke und zog Jane Collins mit. Sie bewegte sich neben mir, und ich spürte ihre Lippen an meinem Ohr. »John, erledige ihn. Ich werde sonst noch verrückt.«

»Natürlich.« Meine Antwort glich einem Hauch. Mit der freien Hand strich ich über Janes langes Haar, das keine Beute des Rippers werden sollte.

Jane Collins kannte die Regeln natürlich und wußte, daß sie von nun an eine passive Rolle spielen mußte, damit sie mich in meinen Aktionen nicht behinderte.

Sie löste sich von mir, blieb aber in meiner Nähe. Dies konnte ich spüren.

In den folgenden Sekunden unternahm ich noch nichts. Ich hatte die Lampe zwar hervorgeholt, zögerte allerdings, sie einzuschalten, und behielt sie weiterhin in meiner linken Hand. Vorsichtig

verlagerte ich das Gewicht des Körpers, so daß ich mich auf den Boden legen konnte, um aus dieser Stellung heraus eine erste Übersicht zu gewinnen. Dabei schabten meine Kleidungsstücke gegeneinander, und über dieses Geräusch ärgerte ich mich, da es unnatürlich laut in der Stille klang.

Ich hoffte, daß sich Suko und das Mädchen einigermaßen in Sicherheit oder Deckung gebracht hatten, und schob mit dem Daumen den Knipser der kleinen Lampe nach vorn.

Der Strahl war in der Tat nur fingerdick, und er bohrte einen hellen Streifen in die Dunkelheit, der sogar ein Ziel traf, nämlich die nachgebaute Felswand.

Sofort schwenkte ich den Arm, da ich dem Ripper nicht zu lange ein verhältnismäßig gut auszumachendes Ziel bieten wollte, sah ihn jedoch nicht, nur die Särge erschienen am Ende des Lampenkreises. Als ich meinen Arm ein wenig bewegte, ruckte auch der Strahl höher und stach genau in die Mundhöhle eines nachgebildeten Zombies, der jetzt, wo die Elektronik ausgeschaltet war, steif und starr in seinem Sarg hockte.

Für mich war diese Gestalt ein widerliches Zerrbild des Schreckens, und ich bewegte meinen Arm weiter in die Runde, um den Ripper vielleicht doch noch zu entdecken.

Pech auf der ganzen Linie.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Lampe wieder auszuschaalten und abermals meinen Standort zu wechseln. Dabei stieß ich gegen einen weichen Körper und konnte anhand der Rundungen fühlen, daß es Jane Collins war.

Zu einem anderen Zeitpunkt hätte ich gegrinst oder eine passende Bemerkung fallen lassen, hier war sie fehl am Platze, ich mußte mich voll auf den Ripper konzentrieren.

»Wir gehen jetzt zum Eingang!« wisperte ich in Janes Ohr.

»Halte du dich nur an meiner Seite.«

»Okay ...«

Langsam stand ich auf. Jane erhob sich ebenfalls, und wir stützten uns gegenseitig.

Ich hörte hinter mir schleichende Schritte. Suko und Jill kamen. Der Chinese hatte ähnlich gedacht wie ich. Wir kannten uns eben schon lange genug.

Kein Licht, nicht ein winziger heller Schein. Es war düster wie in

dem berühmten Bärenhintern. Aber nicht nur das. Jeder von uns spürte das Unheil, das tückisch und versteckt im Verborgenen lauerte und nur darauf wartete, zuschlagen zu können.

Wieder kroch es mir kalt den Rücken hinab. Ein rieselnder Schauer, der am Ende der Wirbelsäule mündete. Selbst meine Haut wurde zu einem sensitiven Spürorgan, zu einem sechsten Sinn gewissermaßen, der auf Gefahren reagieren sollte.

So lautlos wie möglich bewegten wir uns voran. Mit dem Bewußtsein, daß der unsichtbare Gegner jeden Augenblick hart und brutal zuschlagen konnte.

Ich hatte die Führung übernommen, wandte mich nach links, hielt einen Arm ausgestreckt und tastete mit der Hand umher, um jeden Widerstand sofort erkennen zu können.

Schon bald traf ich auf einen. Meine Handfläche rutschte über den nachgemachten Fels. Es war die linke Seite des Ganges, an der wir uns jetzt halten mußten.

Jane ging dicht hinter mir. Manchmal spürte ich ihre Berührung, als wollte sie sich vergewissern, daß ich noch da war.

Selten in meinem Leben war ich so langsam gegangen wie in diesem stockfinsternen Gang der nachgebauten Schreckensburg. Da konnten überall Gefahren lauern, der Ripper war hier zu Hause, und sicherlich sah er im Gegensatz zu uns auch in der Dunkelheit. Wann schlug er zu?

Er hielt sich zurück. Wir standen unter Strom, die Spannung steigerte sich ins Unermeßliche, doch der Ripper ließ uns weiterhin in Ruhe, so daß unsere Hoffnung ebenso wuchs wie die Angst und das Unbehagen. Eine verrückte Situation.

Die Nerven - besonders die der Frauen - waren einer Zerreißprobe unterworfen, und die Spannung stand dicht vor dem Siedepunkt. Ich ertastete die erste Kehre. Die Wand machte eine Krümmung, und abermals lag ein Stück Gang vor uns.

Ohne Vorwarnung blieb ich stehen, und Jane stieß gegen mich. Ich wollte es riskieren, spreizte meinen Arm rechts vom Körper ab und schaltete die Lampe ein.

Ein schmaler, heller Tunnel stach in das Dunkel, verlief ins Leere, und auch als ich die Hand heftig bewegte, sah ich nichts innerhalb des Lichtscheins.

Der Ripper zeigte sich nicht und hielt uns weiterhin in Atem.

Rasch schaltete ich die Lampe wieder aus und dachte erst jetzt daran, das Kreuz vor meiner Brust hängen zu lassen. Wenn der Ripper tatsächlich mit dem Teufel im Bunde stand, dann mußte das geweihte Kreuz ihn zumindest in die Flucht schlagen.

Im Gänsemarsch gingen wir weiter. Diesmal nicht mehr so langsam, sondern etwas forscher. Vielleicht wollte uns der Ripper tatsächlich nach draußen locken, da er sich dort bessere Chancen erhoffte, was ich mir im Prinzip nicht vorstellen konnte.

Abermals gelangten wir an eine Kurve. Ich stieß sogar gegen eine etwas vorspringende Wand, stoppte kurz, drehte mich um die Wand herum und schlich weiter.

Die anderen folgten mir. Die Spannung hielt mich zwar noch immer fest, doch es war nicht mehr so schlimm wie zu Beginn. Mittlerweile hatten wir uns daran gewöhnt, nur hinter mir vernahm ich das scharfe Atmen der beiden Frauen.

Meiner Ansicht nach hatten wir jetzt die Stelle erreicht, wo sich rechts von uns die große Glasscheibe in der Wand befinden mußte, hinter der die Ratten und die Gehängten zu sehen waren.

Dort passierte es.

Zuerst war es nur ein Knistern, dann ein hohles Schleifen, und noch im selben Augenblick vernahmen wir das platzende Geräusch.

Bereits beim ersten Lauf war ich herumgefahren, weil mir ein schrecklicher Verdacht gekommen war. Jetzt wollte ich es genau wissen, schaltete die kleine Lampe ein, und obwohl der Lichtfinger nur eine minimale Breite hatte, konnten wir dennoch erkennen, was sich vor uns abspielte.

Die Glaswand brach zusammen. Splitterbrocken wirbelten uns entgegen. Aber nicht nur sie. Mit ihnen kamen auch die Ratten und der Ripper!

Ich hörte das Fiepen der böartigen, ausgehungerten Tiere, die allein schon schlimm genug waren, aber in Verbindung mit dem Ripper zu einer tödlichen Gefahr wurden.

Den Unhold sah ich wie in Großaufnahme. Er stürzte mir entgegen, die rechte Hand halb erhoben, das Messer funkelte, und ich vernahm das Krachen der Schüsse, denn Suko hatte abgedrückt.

Fahles Mündungsfeuer leuchtete. Kugeln hieben in den Körper und zeichneten ein regelrechtes Muster.

Das Mädchen Jill schrie so laut, daß seine Stimme überkippte.

Ich schleuderte Jane Collins zur Seite und tauchte selbst nach links weg, um der Klinge zu entgehen.

Sie fehlte. Wuchtig hackte sie in die nachgemachte Wand, der Ripper brüllte wütend, und Suko jagte ihm nicht nur eine Kugel in den Rücken, er schlug auch noch mit der Dämonenpeitsche zu, so daß diese Attacke die Silberkugelnwirkung noch verstärkte.

Ich brauchte nicht einzugreifen, hielt nur die Lampe so, daß der Strahl den Ripper erfaßte, und merkte nicht einmal, daß die widerlichen Ratten an mir hochsprangen.

Der Ripper hing an der Wand. Eine bleiche Hand klammerte sich um den Messergriff. Sie schillerte tatsächlich blauweiß und nahm in den nächsten Sekunden eine andere Farbe an, denn sie wurde grau und spröde, ein Zeichen dafür, daß sich der Ripper langsam auflöste und auch die Kraft aus seinem Körper strömte. Plötzlich sackte er zusammen. Die verkrallten Finger ließen den Messergriff los, aber auch die Klinge verschwand vor unseren Augen. Irgendeine magische Kraft hatte sich das Blutmesser geholt. Ein Vorgang, der mich sehr irritierte, und ich machte mir Vorwürfe, da ich es nicht mit dem Kreuz berührt hatte, dann wäre vielleicht alles anders gekommen, aber so?

Hastige Schritte bewiesen Suko und mir, daß Jane und Jill aus dem Gang ins Freie liefen. Wir hatten nichts dagegen, sondern kümmerten uns um den Ripper.

Suko trat den Hut weg.

Ein haarloser bleicher Schädel war zu sehen. Ein Skelettkopf, mehr nicht. Wer der Ripper gewesen war, konnten wir nicht sagen. Vielleicht hatte er auch mal Ernie Shanes Gestalt gehabt. Wer konnte das wissen, obwohl die Leiche des Reporters im Sarg lag und langsam vermoderte. So ganz hatten wir das Geheimnis des Rippers nicht gelöst, das mußten wir zugeben.

Suko trat mit dem Fuß auf ein Hosenbein.

Darunter knirschte es.

Die Knochen brachen und wurden zu Staub.

»Das war's dann wohl«, sagte der Chineser.

Ich schaute Suko an. »War es das wirklich?«

»Wie meinst du das denn, John?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, mein Lieber, aber ich habe da ein komisches Gefühl, ein verdammt komisches sogar ...«

Wir gingen nach draußen. Jill und Jane warteten. Die Ratten waren frei und hatten sich irgendwo im Gelände verteilt. Da gab es sicherlich noch mehr von ihren Artgenossen.

»Geschafft?« fragte Jane uns.

»Ich glaube ja.« Suko gab die Antwort. Ich hielt mich zurück und dachte an das Messer. Zuletzt war alles verdammt leicht gegangen. Eigentlich zu leicht, und mein dumpfes Gefühl hatte mich noch nicht verlassen.

»Kann ich eine Zigarette haben?« fragte Jill bescheiden an. Ich gab ihr eine und auch Feuer. Im Licht der kleinen Flamme sah ich auch ihre Augen besser und erkannte, an welcher Krankheit dieses Mädchen litt.

Es war rauschgiftsüchtig und bereits von dem widerlichen Dreckzeug gezeichnet. Vielleicht half eine Entziehungskur. Ich wollte mich für sie einsetzen.

»Haben Sie Stoff gesucht?« Die Frage stellte ich wie nebenbei, traf damit jedoch genau ins Schwarze und sah, wie das Mädchen zusammenzuckte.

»Also ja.«

Sie nickte.

»Darüber reden wir später«, sagte ich mit ruhiger Stimme.

»Zuerst einmal müssen wir hier raus.«

Es gab niemanden, der mir in diesem Punkt widersprochen hätte. Wir mußten leider wieder den unkonventionellen Weg über den Zaun nehmen, wobei wir uns gegenseitig halfen.

Der Bentley und der VW standen noch dort, wo wir ihn verlassen hatten. Und auch der tote Wächter lag da. Vom Wagen aus wollte ich die Mordkommission alarmieren. Sie mußte sich um zwei Tote kümmern, denn in der Burg lag noch die Leiche des Mädchens.

Als wir neben dem Bentley standen, sagte Suko: »Der Ripper, der ist erledigt!«

»Glaubt ihr das wirklich?«

Wir zuckten zusammen, als hätte ein Blitzstrahl zwischen uns eingeschlagen, denn jeder von uns hatte seine Stimme erkannt. Und die war aus dem Mund von Jane Collins gedrungen. Der Ripper - oder der Geist des Rippers - hatte einen neuen Gastkörper gefunden. Er steckte in Jane!

DIE HEXENINSEL

Sie stand vor mir, und in ihren Augen lag ein Glanz, wie ich ihn noch nie bei ihr gesehen hatte.

Kalt, grausam - und tödlich.

»Rühr mich nicht an, John Sinclair!« schrie sie mit einer Stimme, die mir eine Gänsehaut über den Rücken trieb. »Rühr mich nicht an, oder du wirst es bereuen, du Bastard!«

Dumpf und drohend drangen die Worte aus ihrem Mund. Eine fremde Stimme, aber eine Stimme, die ich kannte, die sich mir eingepreßt hatte und die ich nie vergessen würde.

Die Stimme des Rippers!

Und diese Stimme drang aus dem Munde einer Freundin, meiner besten Freundin, der Privatdetektivin Jane Collins. Der unheilvolle Geist des Rippers war in sie gefahren und hatte von ihr Besitz ergriffen. Jane war nicht mehr sie selbst, ein anderer hielt sie so fest in seinen Krallen, daß er sie wohl nie mehr loslassen würde. Ich stand vor ihr wie ein begossener Pudel, drehte dann den Kopf und warf einen hilfesuchenden Blick auf Suko. Mein Freund und Partner war ebenso schockiert wie ich. Er lehnte an dem Bentley und war hilflos wie nie in seinem Leben.

Genau wie ich.

Gegen Vampire, Werwölfe oder Ghouls hätten wir es aufgenommen, da wußten wir, wie wir uns zu verhalten hatten, aber ich konnte Jane Collins doch nicht mit dem Kreuz attackieren, das war unmöglich. Vielleicht hätte ich ihr irreparable Schäden zugefügt, denn so bestand noch die Hoffnung, daß sie sich irgendwann wieder änderte oder wir den unheilvollen Geist aus ihrem Körper treiben konnten.

Dabei hatten wir gehofft, den Ripper zu besiegen. Ein Irrtum, wie wir nun merkten. Er war zurückgekehrt, so wie er es mir damals versprochen hatte, als ihn die Polizisten und Sargträger in der Totenkiste an mir vorbeitrug. Wir hatten den Geist des Rippers nicht vernichten können, er lebte nach wie vor weiter und hatte einen neuen Gastkörper gefunden.

Ausgerechnet Jane Collins!

Diese Erkenntnis warf mich fast um, machte mich nervlich fertig und war schlimmer als das vorher Erlebte.

Jetzt standen wir uns gegenüber, starrten uns an und wußten, daß wir Feinde waren.

Vielleicht Todfeinde?

»Jane ...«, versuchte ich es abermals und erhielt direkt die passende Antwort.

»Sprich mich nicht an, du Hund!« Dumpf dröhnte es aus ihrem Mund, und das sonst so hübsche Gesicht verzog sich zu einer Fratze.

»Sei vernünftig, Jane.«

»Nein. Ich will nicht!« Sie schrie mich an, schüttelte den Kopf, und ihre Haare flogen wie ein blonder Wirbelsturm um den Kopf. Normalerweise hätte sie frieren müssen, so wie sie stand, in dem dünnen Kleid mit dem tiefen Rückenausschnitt, aber sie spürte die Kälte nicht. Ein anderer beherrschte sie, ein Geist, ein schlimmer Dämon, der die Kontrolle über sie besaß. Freiwillig würde er aus Jane nicht hinausfahren!

So weit war ich mit meinen Gedanken gelangt und hatte auch beschlossen, umzudenken. Ja, das mußte ich. Ich konnte es mir nicht mehr leisten, Jane so zu betrachten wie früher.

»Wenn du nicht kommst«, sagte ich, »dann werde ich dich holen, Jane Collins!«

Meine Worte schlangen ihr entgegen, doch sie beeindruckten sie überhaupt nicht. »Holen willst du mich?« höhnte sie. »Nein, mich kannst du nicht holen, ich bin der Ripper, der Ripper, hörst du? Und ich werde sein Erbe weiterführen!« Als sie das sagte, begannen ihre Augen noch mehr zu leuchten, und ich glaubte, einen kalten Hauch zu spüren, der mich traf.

Sie war jetzt der Ripper!

Nur allmählich ging mir auf, was das eigentlich bedeutete. Jane Collins - der Ripper. Sie würde morden, sie würde das Messer benutzen, weil sie nicht anders konnte und der dämonische Geist des anderen es ihr befahl.

Mein Gott!

Auf keinen Fall konnte ich es so weit kommen lassen. Dagegen mußte ich etwas unternehmen. Jane Collins durfte nicht frei herumlaufen, weil sie eine Gefahr für die Menschheit darstellte.

Eine Gefahr für die Menschheit!

Dieser Begriff war mir eben eingefallen, und darüber erschrak ich selbst. Jane eine Gefahr! Ausgerechnet sie, die die Menschheit bisher mit allen Kräften unterstützt hatte?

Und wenn wir sie in ein Gefängnis, eine Anstalt oder einen ausbruchsicheren Raum steckten? Damit mußte unter Umständen etwas zu erreichen sein. Ich würde mich Tag und Nacht um sie kümmern, bis wir ihr diesen verfluchten Dämonengeist ausgetrieben hatten!

Wie das geschehen sollte, darüber dachte ich jetzt noch nicht nach. Vielleicht hätte ich durchgedreht. So wollte ich erst einmal alles in die Wege leiten.

Leicht geduckt stand sie vor mir. Wie ein Tier erschien sie mir, als sie mich fixierte, und ich warf einen schnellen Blick über die Schulter zu Suko hin.

»Soll ich ...?« fragte er.

»Nein, ruf du einen Wagen an. Einen Krankenwagen - und zwar ausbruchsicher ...«

Mein Partner erschrak, denn er hatte verstanden, was ich damit meinte. Sofort tauchte er in den Bentley, und dann hörte ich Jill schreien.

»Da, sie rennt weg!«

Blitzschnell fuhr ich herum.

Das Mädchen hatte nicht gelogen. Jane war raffiniert. Sie hatte meine Unaufmerksamkeit eiskalt ausgenutzt. Ihr durchtrainierter Körper streckte sich, und sie rannte den Weg hoch, den wir gekommen waren.

Wollte sie etwa zum Schloß?

Ich versuchte es noch einmal im Guten, obwohl es sicherlich keinen Sinn hatte. »Stehenbleiben!« brüllte ich.

Jane drehte sich nicht einmal um. Sie hatte mich zwar gehört, aber das kümmerte sie nicht. Sie war jetzt eine andere. Der unselige Geist des Rippers trieb sie voran, und er beflügelte ihre Schritte. Sie war sehr schnell, so daß sie ihren Vorsprung zu Beginn sogar noch ausweiten konnte und ich das Nachsehen hatte. Suko rief etwas hinter mir her, was ich jedoch nicht verstand. Ich wollte nur weiter und Jane Collins fangen, bevor sie Unheil anrichtete und womöglich andere Menschen tötete.

Wie von Furien gehetzt jagte sie weiter. Ihr langes Haar flatterte und erinnerte mich an ein gelbes Tuch. Dann erreichte sie die Gabelung. Wenn sie jetzt schräg links weiterlief, dann gelangte sie zur Burg, doch sie schlug die andere Richtung ein und rannte

scharf nach rechts weiter. Dieser Weg führte in das nachgebaute Soho des letzten Jahrhunderts. Dort war es leichter für sie, sich zu verstecken, denn die zahlreichen schiefen und dicht nebeneinanderstehenden Häuser boten ausgezeichnete Unterschlupfmöglichkeiten.

Aus diesem Grunde legte ich noch mehr Tempo zu.

Laufen konnte ich, und ich war auch schneller als Jane. Zudem wies mir ihr helles Haar trotz der Dunkelheit den Weg, der momentan ein wenig bergab führte und in die nachgemachte Stadt mündete.

Dann war sie verschwunden. Ich sah ihr Haar nicht mehr. Aus vollem Lauf stoppte ich, dachte nicht mehr an das alte Kopfsteinpflaster, das sich durch die Feuchtigkeit der Nacht mit einem rutschigen Film überzogen hatte, und fiel hin.

Über die Schulter rollte ich mich ab, sprang sofort wieder auf die Füße und schaute mich um.

Jane konnte überall stecken. Rechts und links drängten sich die nachgebauten, engen Häuser. Sie standen dort wie eine schiefe Wand, die zahlreiche Eingänge, Vorbauten und Fensterlöcher aufwies. Das alte Soho aus dem letzten Jahrhundert, Schlupfwinkel für den Ripper, den echten, und auch der heutige hatte sich diesen Stadtteil zweimal als Wirkungsstätte ausgesucht.

Ich durfte nicht näher darüber nachdenken, daß er sich ausgerechnet Jane Collins als neuen Wirtskörper genommen hatte. Das war nicht zu fassen, aber eine Tatsache.

Jane und ich waren jetzt Feinde. Wie sie mir gegenüberstanden und mich angefahren hatte, konnte es keinen Kompromiß zwischen uns beiden geben.

Suchend ließ ich meine Blicke kreisen. Weit konnte sie nicht gelaufen sein. Sie war ziemlich plötzlich verschwunden, deshalb hatte sie sich meiner Ansicht nach nur in der unmittelbaren Umgebung versteckt.

Ich starrte auf die ersten Häuser. Schon einmal hatte ich einige Bauten durchsucht, jetzt stand mir das Spiel wieder bevor.

Mittlerweile hatte sich der Nebel noch mehr verdichtet. Er trieb über die Straße und kroch in dünnen Bahnen an den Hauswänden hoch. Ich sah die leichten Mädchen, die an den Laternen lehnten. Wachspuppen, provozierende Haltungen einnehmend. Wer es

nicht wußte, konnte sie zumindest aus dieser Entfernung für echt halten.

»Jane!« Ich wollte ihr noch eine Chance geben, sich zu zeigen und vielleicht alles friedlich zu regeln.

Sie antwortete nicht, obwohl sie mich gehört haben mußte. Die Detektivin mit dem Geist des Rippers wollte mit mir nichts mehr zu tun haben. Höchstens als Feind.

So und nicht anders sah es aus, und auch ich mußte mich innerlich darauf einstellen, daß wir beide uns vorerst nicht mehr als Freunde gegenüberstanden.

Sollte sich Jane irgendwo eine Waffe besorgen können, um gegen mich anzugehen, wurde es kritisch. Ihre Handtasche hatte sie nicht bei sich gehabt, aber in den Häusern gab es genügend Gegenstände, die sich als Waffe eigneten.

Deshalb war ich sehr vorsichtig, als ich an der linken Straßenseite ein Haus betrat. Die Tür ließ sich zwar öffnen, doch sie quietschte in den Angeln, und dieses Geräusch paßte mir überhaupt nicht. Ich verzog das Gesicht, als hätte ich Essigwasser getrunken.

Die Tür ließ ich einen Spalt breit offen, als ich den Namen meiner Freundin rief.

Meine Stimme hallte im Haus nach, mehr geschah nicht. Falls sich Jane in dem Bau aufhielt, dann hatte sie sich gut versteckt. Wie alle Bauten aus der alten Zeit war auch dieses Haus sehr schmal. Noch enger war die Treppe. Holzstufen, die mir ziemlich brüchig schienen und vor denen man Angst haben konnte, sie zu betreten.

Ich tat es trotzdem, denn in den zwei unteren Räumen fand ich nichts. Auch oben nicht, wobei ich jedesmal einen Blick durch ein Fenster auf die Straße warf. Es konnte schließlich sein, daß sich Jane auf der Straße aufhielt.

Dort ließ sie sich nicht blicken.

Auch die nächsten drei Häuser durchsuchte ich mit dem gleichen negativen Erfolg.

Beim fünften Haus endlich hatte ich Glück. Eigentlich war es auch nur ein Zufall, daß ich die Spur entdeckte.

Direkt hinter der Schwelle sah ich einen noch feuchten Fußabdruck auf dem Holz.

Er stammte von einem Damenschuh!

Plötzlich spannten sich meine Nerven. Ich konzentrierte mich darauf, Jane Collins in diesem Haus zu finden, holte tief Luft und schob mich durch den engen, düsteren Flur. Bei den vorher durchsuchten Häusern hatte ich die kleine Lampe angeknipst. Hier ließ ich sie aus und bewegte mich im Finstern weiter.

Umrisse konnte ich erkennen, und ich hörte auch über mir das Knarren von Fußbodendielen. Dort bewegte sich jemand. Für mich gab es keinen Zweifel, daß es sich dabei nur um Jane Collins handeln konnte. Jemand anderer hatte das Haus vor mir nicht betreten.

Um meine Lippen zuckte ein hartes Lächeln, als ich mich so leise wie möglich der schmalen Treppe näherte. Leider hatte ich mit der Tücke des Objekts zu kämpfen, und bei mir ging es ebenfalls nicht lautlos ab. Das Knarren der Dielen mußte auch oben zu hören gewesen sein.

Jane reagierte nicht. Sie hielt sich still, und so gelang es mir, die ersten Stufen zu nehmen. Ich zählte sie automatisch mit und war bei der Zahl vier angelangt, als ich über mir das Rollen und auch Poltern hörte.

Augenblicklich blieb ich stehen, duckte mich und richtete meinen Blick nach oben in die Dunkelheit.

Genaues konnte ich nicht erkennen, nur einen unförmigen Schatten, der das Poltern verursachte.

Aber der Schatten stand nicht still. Er setzte sich in Bewegung, rollte über die Stufen und dabei genau auf mich zu ...

Der Schatten nahm fast die gesamte Breite der Treppe ein. Mit Schrecken erkannte ich, daß er mich von den Beinen reißen und zermalmen würde, wenn ich nicht auswich.

Mit einem gewaltigen Satz warf ich mich aus dem Stand zurück, gab mir noch mehr Schwung, hörte das Rollen und harte Aufschlagen des Gegenstands und dazwischen ein rauhes, widerliches Lachen, das nur von einem Mann stammen konnte, aber von einer Frau ausgestoßen wurde.

Dann krachte ich gegen die Tür und hämmerte sie so hart ins Schloß, daß das Holz nachzitterte.

Dann hatte mich der Schatten erreicht. Im letzten Moment sah ich, worum es sich bei ihm handelte. Es war ein gewaltiges Faß, das dort oben gestanden haben mußte. Ich konnte nicht mehr ausweichen. Die Geschwindigkeit des Gegenstandes war zu groß, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als mich so klein wie möglich zu machen.

Trotzdem wurde ich getroffen. Zwar begrub mich das Faß nicht unter sich, aber an der Schulter spürte ich den harten Aufprall, der mir den Atem raubte. Dann schien etwas vor meinem Kopf zu explodieren, dabei war es nur der Gegenstand, der gegen die Tür gewuchtet war, zurücksprang und langsam zur Ruhe kam.

Da hatte ich noch einmal Glück gehabt.

Aber es blieb nicht beim Faß. Da erschien noch jemand, um sich vom Erfolg seiner Bemühungen zu überzeugen.

Jane Collins!

Die unheimliche Kraft des Rippers trieb sie an. Sie leitete ihre Aktionen, und Jane Collins war schnell wie ein Wiesel. Ihre Füße polterten über das Holz, sie nahm die Treppe mit langen Schritten, und die Echos dröhnten in meinen Ohren. Dazwischen vernahm ich das böse Lachen, und ich versuchte verzweifelt, auf die Füße zu gelangen, was gar nicht so einfach war, denn das verdamnte Faß hatte mich zwischen sich und der Wand eingeklemmt.

Als Jane die Treppe hinter sich gelassen hatte, stieß sie einen Laut aus, den ich bei ihr noch nie gehört hatte. Es war eine Mischung zwischen Keuchen und Knurren, triumphierend anzuhören. Sie schien sich zu freuen, daß es mir nun an den Kragen ging.

Ich setzte all meine Kraft ein und bewegte das schwere Holzfaß so, daß es in Janes Richtung rollte.

Mein Glück, denn Jane war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie gegen das Faß fiel, ihr Gleichgewicht verlor und nach vorn kippte, mir quasi entgegen.

Es tat mir in der Seele weh, nach ihr zu schlagen, doch es blieb mir keine andere Möglichkeit. Trotzdem schlug ich nur mit gebremstem Schaum. Aber Jane legte mich rein. Sie hatte blitzschnell den Kopf zur Seite genommen, so daß meine Faust nicht sie, sondern nur das Faß traf.

Der Aufprall dröhnte in meinen Ohren, und im nächsten

Moment stemmte sich Jane mit ihrem Körpergewicht gegen das Faß, drückte es zurück, überraschte mich damit und klemmte mich fest.

Der wütende Fluch erstickte mir auf den Lippen. Im Rücken spürte ich die Tür, vor mir drückte das Faß gegen meine Brust, und über der seitlichen Rundung sah ich Janes verzerrtes Gesicht. Aber ich sah noch mehr.

Das Flimmern rechts neben ihrem Kopf. Wie aus dem Nichts entstand etwas, vor dem ich eine gewaltige Angst hatte.

Das Messer des Rippers.

Es materialisierte sich in Janes Hand. Sie umklammerte hart den Griff, die Spitze zeigte nach unten, und die Detektivin würde keinen Moment zögern, mir die Klinge in den Hals zu stoßen ...

Jill hatte wieder zu weinen begonnen. Immer wieder sprach sie von Muriel, deren Leben der Ripper ausgelöscht hatte, und sie warf des öfteren einen Blick auf den Toten. Noch immer lag der Nachtwächter verkrümmt auf dem kalten, feuchten Boden. Suko hoffte, daß die Mordkommission bald eintreffen würde.

Er selbst stand auch wie auf heißen Kohlen. Viel lieber wäre er mit John Sinclair gegangen, als hier zu warten, dennoch sah er ein, daß einer am Wagen bleiben mußte.

»Setzen Sie sich in den Bentley«, sprach der Chinesse das junge Mädchen an.

Jill nickte. Suko platzierte sie in den Fond, wo sie sich anlehnte und aus großen, verheulten Augen ins Leere starrte. Bestimmt war sie völlig fertig. Hinter ihrer Stirn mußte es wie in einem Kreisel zugehen. Hinzu kam die Sucht nach dem Rauschgift, und als sie den Kopf hob, um Suko anzuschauen, da sah der Chinesse ihren nahezu gierigen Blick.

Er schüttelte den Kopf, denn er wußte, was folgen würde.

Trotzdem versuchte Jill es. Da sich Suko durch die offene Tür in den Fond gebeugt hatte, streckte sie den Arm aus, und die fünf Finger ihrer rechten Hand krallten sich in den Stoff von Sukos Jacke. »Nur einen Schuß«, flüsterte sie. »Nur einen kleinen Schuß ...«

»Nein, Jill.«

Ihre Stimme wurde weinerlich. »Nur ein bißchen, bitte - gib es mir. Zum letzten Mal, dann nehme ich keinen mehr. Ich schwöre es!«

»Jill, ich habe keinen Schuß.«

»Du lügst. Du Hund lügst.« Sie begann zu schreien und zu toben. »Du willst mir nur nicht ...« Sie verschluckte sich.

»Krepieren lassen willst du mich. Einfach umbringen. Das wollt ihr doch alle, ihr verdammten Kerle!« Jill bäumte sich auf, dann fiel sie wieder zurück und begann zu schluchzen.

Das Mädchen war am Ende. Es mußte dringend in ärztliche Behandlung. Hoffentlich schicken sie den Notarztwagen auch mit, dachte Suko. Bestellt war er und nicht nur für Jill, sondern auch für Jane.

An sie dachte der Chinese wieder, und er fragte sich, ob John Sinclair es geschafft hatte, sie zu stellen.

Dann wurde er abgelenkt, tauchte aus dem Wagen und hörte das Jaulen der Sirenen jetzt deutlicher. Er schaute nach rechts und sah den zuckenden Schein in der Dunkelheit.

Die Wagen kamen.

Suko atmete auf. Endlich konnten sich die Spezialisten um Jill kümmern, die ihren Kopf gedreht und das Gesicht gegen die Innenwand der Scheibe gepreßt hatte.

Sie mußte schlechte Erfahrungen mit Polizisten gemacht haben, denn sie warf sich hin und her und schaute Suko flehend an. »He, Mann, lassen Sie mich gehen! Die Bullen, die ...«

»Du bleibst.«

Jill sah ein, daß sie mit Worten nichts erreichen konnte, und ließ Taten folgen. Kraftvoll stieß sie den Wagenschlag auf und wollte verschwinden.

Suko war mit wenigen Schritten um den Bentley herum und erwischte Jill, als sie ihren Fuß nach draußen setzte. Was dann folgte, war eine wütende Schimpfkanonade, die auch nicht abbrach, als beide im Scheinwerferlicht der heranrollenden Fahrzeuge gebadet wurden. Mit einer Hand hielt Suko Jill fest, mit der anderen winkte er. Er war froh, wenn er das kreischende, zappelnde und beißende Bündel Mensch endlich los war.

Zwei Uniformierte beschäftigten sich mit Jill, während der Chef der Mordkommission ein Gesicht zog, als hätte es drei Wochen

ununterbrochen nur geregnet.

Er kannte Suko, denn vor einigen Stunden waren er und seine Spezialisten ebenfalls mit der Untersuchung beschäftigt gewesen.

»Da haben Sie uns ja wieder was eingebrockt«, knurrte er.

»Aber diesmal ist die Leiche vorhanden.«

»Habe ich schon gesehen. Und wer ist es?«

»Namentlich kenne ich den Toten nicht«, erklärte der Chinese.

»Aber ich glaube, daß er hier als Nachtwächter arbeitete. Er trägt die entsprechende Kleidung.«

»Dann wollen wir mal sehen.«

Die Männer der Mordkommission schwärmten aus. Jeder hatte seine genaue Aufgabe.

Suko fühlte sich als Störenfried.

Sein Blick flog immer wieder zum Tor hin. Dahinter mußten sich Jane und John befinden. Er wäre jetzt gern bei ihnen gewesen.

»Was ist eigentlich mit der Kleinen da?« wollte der Chieffinspektor wissen.

»Wir haben sie im Park aufgelesen. Bei ihrer Freundin sind wir zu spät gekommen. Sie finden ihre Leiche in der Schreckensburg.«

»Noch eine Tote?«

Suko hob die Schultern. »Leider. Aber das hatten wir bereits gemeldet. Hat man Sie davon nicht in Kenntnis gesetzt?«

»Nein ...«

»Dann tut es mir leid.«

Der Chieffinspektor wollte mehr über die Mädchen wissen.

»Wie kamen die beiden überhaupt in den Park?«

»Die sind über den Zaun geklettert. Soviel ich weiß, ging es da um Rauschgift. Irgendwo in dieser nachgebauten Schreckensburg muß ein Rauschgiftversteck sein.«

»Wir werden danach suchen.«

»Sie brauchen mich wahrscheinlich nicht mehr«, meinte Suko.

»Ich möchte mich noch ein wenig im Park umsehen.«

Der Chinese fing sich einen mißtrauischen Blick des

Chieffinspektors ein. »Wollen Sie mich hier allein lassen und einfach so Leine ziehen?«

Suko lachte. »Nein, nein. Aber ich habe noch etwas zu erledigen. Sagen Sie dem Fahrer des Krankenwagens, daß er warten soll.«

»Ich kann Ihnen nichts befehlen, Kollege.«

Suko nickte dem Chieffinspektor zu und ging. Er nahm wieder den etwas unkonventionellen Weg, indem er über das Gitter kletterte. Als er ein paar Schritte gelaufen war und sich umdrehte, erkannte er von den Personen schon nichts mehr. Nur die Scheinwerfer waren geisterhafte Flecken, und das sich lautlos drehende Blaulicht gab der näheren Umgebung einen geheimnisvollen Touch.

Suko ging sehr schnell. Dabei spitzte er die Ohren, denn in der Dunkelheit konnte er besser hören als sehen.

Als Suko die Weggabelung erreichte, blieb er stehen. Jetzt war er ebenso schlau wie zuvor.

Keine Spur von Jane und John!

Der Chinese konnte sich für einen Weg entscheiden. Wieder zurück in die Burg? Ob sich Jane tatsächlich in dem alten Gemäuer verkrochen hatte?

Suko wollte es nicht so recht glauben, denn die Burg bot zwar Verstecke, aber nicht in der Anzahl, wie sie in dem nachgebildeten Soho zu finden waren.

Deshalb schlug der Inspektor den Weg nach rechts ein, wo der Pfad vor ihm leicht bergab führte.

Graue Schleier trieben um die alten Fassaden und schienen sie einweben zu wollen. Geheimnisvoller Dunst, an manchen Stellen schon nebeldicht, überdeckte alles mit einem gnädigen Schleier.

Suko blieb stehen, nachdem er unter seinen Sohlen das Kopfsteinpflaster spürte. Es war durch die Feuchtigkeit rutschig geworden, schnell konnte er nicht laufen. Das hatte er auch nicht vor. Schritt für Schritt und sehr bedächtig setzte er seinen Weg fort. Die Häuser standen wie eine Wand. Dazu die engen Straßen. Er sah die Wachspuppen an den Laternen und Hauswänden lehnen, die grell geschminkten oder angemalten Lippen leuchteten wie Schwingen aus Blut in der Dunkelheit.

Die wehenden Dunstschleier gaukelten Bewegungen der Wachspuppen vor, und Suko fragte sich mittlerweile, ob er überhaupt den richtigen Weg genommen hatte, denn diese Stille war schon fast unheimlich.

Bis er das Poltern hörte und seine Meinung änderte. Das Geräusch war links von ihm aufgeklungen, und zwar in einem der schmalen Häuser.

Genau hatte der Chinese es nicht lokalisieren können, aber er wußte die Richtung.

Suko überwand die trennende Distanz innerhalb von nur zwei Sekunden, rüttelte an der ersten Tür, riß sie auf, schaute in einen leeren Flur und vernahm im rechten Nachbarhaus abermals ein dumpfes Geräusch.

Wie ein Wirbelwind war Suko an der Tür, hielt sich nicht erst lange auf, sondern warf sich wuchtig und mit aller Kraft gegen das Holz ...

Janes verzerrtes Gesicht - das Messer. Ich sah beides wie bei der Großaufnahme auf einer riesigen Leinwand vor mir. Nur war es kein Film, sondern Wirklichkeit, und Jane Collins wollte mich töten.

Eiskalt umbringen!

»Tot, Sinclair, tot!« keuchte sie mit der fremden Stimme des Rippers, wobei sich ihr Gesicht verzerrte und in ihre Augen ein Ausdruck trat, den ich noch nie bei ihr gesehen hatte.

Ich konnte meine Waffe nicht ziehen, denn das verfluchte Faß klemmte mich zu hart ein.

Nur durch ein Wunder war ich zu retten.

Und das Wunder geschah. Für mich war es ein Wunder, denn damit hätte ich nie gerechnet.

Von außen her warf sich jemand wuchtig gegen die Tür. Sie war nicht verschlossen, ich spürte den Druck, schrie auf, und der Stoß pflanzte sich fort, ging auch auf das Faß über und erreichte sogar Jane Collins.

Sie hatte zustoßen wollen, doch durch den von außen einwirkenden Kraftakt wurde sie nach hinten geworfen und geriet somit aus dem Gleichgewicht. Ihr rechter Arm fuhr zwar noch nach unten, doch die Messerspitze hackte nicht in meinen Körper, sondern in das Faßholz.

Abermals wuchtete jemand von außen gegen die Tür. Ich hörte eine mir vertraute Stimme.

Es war Suko.

»John!« keuchte er und drückte gegen das Hindernis. Diesmal half ich mit. Es war mir gelungen, den rechten Arm zu befreien, so

konnte ich mich auf dem Boden abstützen und mit den Knien das Faß vorschieben.

Jane Collins war zurückgesprungen. Sie dachte nicht mehr an das Messer, das im Faß steckte, die Detektivin wollte nur noch fliehen. Hastig polterte sie die Stufen der schmalen Stiege hoch und war kaum verschwunden, als Suko ins Haus stürzte.

Mit einem Blick übersah er die Lage. Sein Blick wurde allerdings fragend, als er mich erkannte.

Ich war dabei, aufzustehen, und das ging nicht eben flott, denn meine Knochen taten mir weh.

Die Blicke des Chinesen saugten sich an dem Messer fest.

»Verdammt, John, wollte sie dich ...?«

»Ja, sie wollte mich killen.«

»Und?«

»Jetzt ist sie oben.«

Kaum hatte ich ausgesprochen, als sich Suko an dem Faß und an mir vorbeidrückte. Er nahm den gleichen Weg, den auch Jane gegangen war, und ließ die Treppe schnell hinter sich.

Ich blieb für einen Moment stehen und schüttelte den Kopf. Erst einmal mußte ich wieder zu mir finden.

Von oben vernahm ich Stimmen. Zuerst die von Jane. Suko mußte sie erreicht haben. »Rühr mich nicht an, du verfluchter Bastard! Rühr mich nicht an!«

»Jane, sei vernünftig. Ich will dir nur helfen. Wirklich. Nur helfen.«

»Verschwinde!« Das hörte sich an wie das Knurren bei einem wilden Tier.

Ich wußte Bescheid. Man konnte Jane nicht helfen. Nicht so, wie wir es gern getan hätten, deshalb blieb uns nichts anderes übrig, als es auf die harte Tour zu versuchen, sosehr uns dies auch gegen den Strich ging.

»Bist du verrückt? Jane, tu das nicht!«

Sukos Stimme warnte mich und beflügelte gleichzeitig meine Aktionen. Da oben spielte sich irgend etwas ab. Ich konnte nicht bleiben und mußte meinem Partner zu Hilfe eilen. Auf keinen Fall wollte ich, daß Jane da oben durchdrehte.

Diesmal nahm ich die Treppe mit langen Sätzen. Die Stufen bogen sich unter meinem Gewicht durch, sie federten, aber sie

hielten, weil sie schließlich auch den Besucherstrom aushalten mußten.

Als ich die erste Etage erreichte, hörte ich ein satt klingendes Platzen und danach ein helles Klirren.

Augenblicklich war mir klar, was dies zu bedeuten hatte. Jane wollte aus dem Fenster.

Das Geräusch hatte mir bewiesen, daß Suko es nicht hatte verhindern können. Deshalb mußte ich alles daransetzen, um Jane nicht entwischen zu lassen.

Als ich das Zimmer betrat, begann sie gellend zu schreien. Suko hatte es doch geschafft. Jane hing zwar mit ihrem Oberkörper im Fensterkreuz fest, aber weiter konnte sie nicht, da der Chinese ihre Beine in Höhe der Knöchel umklammert hielt. Einige Scherbenreste steckten noch im Rahmen. Sie schnitten nicht nur durch Janes Kleidung, sondern auch in ihre Haut. Der Schmerz machte ihr nichts, sie schien ihn kaum zu spüren, da die andere Kraft, die Stärke des unheimlichen Rippers, in ihr wesentlich größer war.

Sie begann zu schreien und toben, doch Suko ließ nicht locker. Er zog Jane aus dem halb zerstörten Fenster, und als sie zu Boden fiel, trommelte sie mit den Fäusten auf die Bohlen, wobei sie wie von Sinnen schrie.

»Das ist eine Raubkatze!« fuhr Suko mich an. »Kannst du sie bändigen?«

Jane warf ihren Körper herum, dabei kam sie auf den Rücken zu liegen und krachte hart auf die Bohlen, was ihr anscheinend nichts ausmachte, denn verletzt war sie nicht. Im Gegenteil, sie präsentierte sich putzmunter und steckte voller Haß. Das bewies sie uns, denn sie spuckte nach Suko und mir.

Es gab nur eine Möglichkeit, um Jane ruhig zu stellen.

Allerdings kostete es mich Überwindung, sie einzusetzen, doch mir blieb keine andere Wahl.

Ich trat so nahe wie möglich an sie heran, während Suko noch ihre Beine festhielt. Dann krümmte ich die Hand.

»Sorry«, sagte ich und ließ sie fallen.

Es war ein genau gezielter Schlag. Auch die Stärke hatte ich sehr wohl dosiert.

Ich traf genau.

Jane Collins schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie ausgegossen. Sie zuckte noch hoch, dann fiel sie zurück und blieb einfach liegen.

Bewußtlos ...

Dagegen hatte auch der Geist des Rippers nichts ausrichten können.

Wir atmeten beide auf und schauten uns an. Suko nickte. »Das war's dann wohl«, meinte er.

Ich schüttelte den Kopf, denn ich war überhaupt nicht der Meinung des Chinesen. »Nein, das war's nicht, mein Lieber. Jetzt fängt der Ärger erst an.«

»Möglich.« Er schaute mich an, lächelte dann, bückte sich, hob Jane hoch und warf sie über seine Schulter. »Deine Knochen werden zu angeschlagen sein«, kommentierte er.

»Da hast du recht. Und vielen Dank auch.«

»Schon erledigt.« Suko ging vor und schritt vorsichtig die schmale Stiege hinab. Er hielt sich dabei am Geländer fest. Die Stufen ächzten noch stärker unter dem doppelten Gewicht, aber den Chinesen störte das nicht. Er ließ die Stiege hinter sich, stand schließlich unten im Flur und schaute sich um.

Ich folgte ihm langsamer. Als ich sah, auf welchem Gegenstand Sukos Blick hängen geblieben war, wurden auch meine Augen groß. Jetzt schauten wir beide das Faß an.

Trotz der schlechten Beleuchtung konnten wir erkennen, daß sich einiges verändert hatte. Und zwar das Wichtigste.

Das Messer war verschwunden!

»Er hat es wieder!« flüsterte mein Partner.

»Der Ripper?«

»Wer sonst?«

Ich war anderer Meinung. »Nein, der Ripper steckt in Jane.

Dieses verfluchte Messer ist eine magische Klinge. Ich weiß nicht, wieso und weshalb, aber ich werde es herausfinden.«

»Hoffentlich.«

Da uns das Faß im Weg war, trat ich mit dem Fuß dagegen und rollte es zur Seite. Jetzt konnte Suko die Tür öffnen. Ich folgte meinem Partner in die kühle Nacht und warf einen Blick auf die über Sukos Schulter hängende Jane Collins.

Ihr Gesicht war entspannt. Sie hing dort wie eine Puppe. Nichts

wies daraufhin, welch eine unheimliche Kraft in ihr steckte und wie sich die Detektivin verändert hatte. Als ich an die vergangenen Minuten dachte, gab es mir einen Stich. Ich hatte Angst um Jane. Schreckliche Angst darum, daß sie es diesmal nicht mehr schaffen konnte. Und dieses Gefühl war nicht unbegründet. Ich kannte den unheimlichen Ripper und dessen Gefährlichkeit. Sein verfluchter Geist war einfach nicht totzukriegen, denn wir hatten schon alles versucht.

Wie sollte es weitergehen?

Über die nahe Zukunft wußte ich Bescheid. Ich würde Jane in eine Klinik bringen lassen. Sie mußte dort eingesperrt werden. Es gab ja Räume, die absolut schalldicht und sicher waren. Die Vision einer Zwangsjacke stieg vor meinem geistigen Auge auf. Auch damit mußte ich rechnen, wahrscheinlich sogar blieb uns keine andere Alternative, als Jane in so ein Gerät zu stecken, obwohl es mir innerlich widerstrebte, doch ich sah einfach keine andere Möglichkeit.

Suko schielte mich von der Seite her an. »Ich kann mir denken, was in deinem Kopf vorgeht«, meinte er.

»Sag nichts.«

»Klar.«

Als wir das Tor erreichten, hatten die Polizisten die große Einfahrt schon geöffnet. Sie mußten mit den Wagen durch und brauchten viel Platz. Wir traten zur Seite, als sie anfuhr. Der große Ambulanzwagen blieb meinen Anordnungen entsprechend stehen.

Aber auch das Dienstfahrzeug des Chiefinspektors stoppte neben uns. Unser Kollege kurbelte die Scheibe nach unten und steckte seinen Kopf durch die Öffnung.

»Wer ist das denn?« wollte er wissen. »Haben Sie das tote Girl geholt?«

»Nein, das ist Jane Collins. Sie ist nur bewußtlos.«

»Dann soll sie wahrscheinlich mit dem Wagen weggebracht werden.«

»Genau.«

»Sie sagen mir später etwas über die Zusammenhänge?«

»Natürlich.«

Der Chiefinspektor fuhr wieder ab. Die hellen Streifen der

Scheinwerfer huschten geisterhaft durch den Park und zerstörten ein wenig die unheimliche Atmosphäre der Grusellandschaft. Der kastenförmige Rettungswagen war mit zwei Leuten besetzt. Einer fuhr, der andere kümmerte sich um den zu transportierenden Verletzten. Als die Männer uns sahen, liefen sie uns entgegen. Ein Weißkittel blieb jedoch stehen und öffnete die beiden hinteren Türen, damit wir in den Wagen klettern konnten.

»Du willst mitfahren?« fragte Suko.

»Ja.«

»Soll ich nicht lieber auch ...?«

Heftig schüttelte ich den Kopf. »Erstens wären zwei zuviel. Und wer bringt den Bentley nach Hause?«

»Das ist das geringste Problem. Allerdings sehe ich ein, daß du recht hast. Gib mir nur Bescheid, in welches Krankenhaus Jane Collins gebracht werden soll.«

»Krankenhaus ist gut«, erwiderte ich. »Das wird wohl auf eine psychiatrische Klinik hinauslaufen.

»Das wird hart.«

»Noch härter.«

Suko legte mir seine freie Hand auf den Unterarm. »John, ich weiß, was in dir vorgeht, und es ist immer schwer, einen Rat zu geben. Versuche trotzdem, einen klaren Kopf zu behalten.

Emotionslos, sagt man doch.«

»Ja, ich werde mich bemühen.«

Wir hatten inzwischen die Rückseite des Wagens erreicht. Einer der Helfer hatte die Trage ausgefahren, auf die Jane Collins gelegt wurde.

»Müssen wir sie festschnallen?« fragte uns der Mann.

Ich stimmte zu.

»Ist sonst noch etwas? Ich meine, besteht die Gefahr, daß sie ...?«

»Nein, nein, sie hat nur einen Schlag abbekommen, der sie ins Reich der Träume geschickt hat. Das ist alles.«

»Verstehe.«

»Ich fahre übrigens mit«, sagte ich zu dem Sanitäter oder Arzt. Genau wußte ich nicht, was er war.

»Das ist schlecht, Sir. Eigentlich ist es verboten, daß Angehörige oder Freunde ...«

»Bei mir werden Sie eine Ausnahme machen, denn dieser Fall ist nicht normal. Sie müssen ihn mit anderen Maßstäben messen.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Die Antwort klang leicht pikiert. Ich konnte den Mann verstehen, doch ich wollte nun mal in Janes Nähe bleiben, das war für unser aller Sicherheit besser.

Mit Handschlag verabschiedete ich mich von meinem Freund und Kollegen. »Mach's gut.«

»Wohl ist mir ja nicht bei der Sache, John.«

»Mir auch nicht«, erwiderte ich mit belegter Stimme. »Aber mach dir keine Gedanken, das schaffe ich schon.«

»Okay, wie du meinst.« Suko wandte sich ab und stieg in den Bentley. Ich wartete noch, bis er den Wagen gedreht hatte und davonbrauste. Dann nickte ich dem Sani zu.

Der gab dem Fahrer Bescheid. Inzwischen hatte er Jane angeschallt, und sie lag wie eine Tote auf der Trage. Aber sie lebte. Beseelt von einem Geist, der keine Ruhe finden konnte und sich immer neue Wirtskörper aussuchte.

Der Mann im weißen Kittel schlug die Tür zu und verriegelte sie von innen. Die Notbeleuchtung ließ er brennen. Er stellte sich als Dr. Alwin Brenner vor.

Auch ich sagte meinen Namen.

Es war eng im Wagen. Umgeben von zahlreichen medizinischen Geräten und kleineren Apparaturen hockte ich an der Rückwand und schaute auf Jane.

Die blasse Notbeleuchtung traf ihr Gesicht und einen Teil des Oberkörpers. Seltsam fahl sah ihre Haut aus, wie die einer Toten. Ich schauderte, als ich daran dachte, wer in diesem Körper steckte. Der Ripper hatte gnadenlos zugeschlagen, und ich fragte mich, wie Jane wohl reagieren würde, wenn sie erwachte.

»Welches Ziel haben Sie eigentlich?« Dr. Brenners Stimme unterbrach meine Gedanken.

Verdammt, das hatte ich vergessen. Ich gab den Namen einer psychiatrischen Klinik durch.

»Nicht ein normales Krankenhaus?«

»Nein.«

Er wollte noch nach dem Grund fragen. Als er jedoch mein Gesicht sah, schwieg er und griff zum Sprechgerät, um dem Fahrer Bescheid zu geben.

Neugierig war er trotzdem. »Was hat sie denn?«

»Sie befindet sich in einer Art Streß«, antwortete ich ausweichend. »Es kann durchaus sein, daß sie erwacht und plötzlich durchdreht.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

Der Arzt hob die Schultern. »Es gibt ja genügend Spezialisten, die sich um sie kümmern. Hat sie die Krankheit schon lange?«

»Erst seit kurzer Zeit.«

»Dann ist sie sicherlich heilbar.«

»Ich hoffe es.«

Das Fahrzeug war gut gefedert. Wir merkten die Unebenheiten der Fahrbahn kaum. Das Fahren über Querrillen oder kleinere Schlaglöcher wurde gut abgefangen.

Ich konnte meinen Blick nicht von Janes Gesicht abwenden.

Noch wirkte es entspannt, doch ich hatte einen Horror vor der Minute, wo sie erwachte.

Drei breite Gurte waren um ihren Körper geschlungen. Sie hielten auch die Arme fest. Jane würde sich kaum bewegen können, sollte sie irgendwie nach dem Erwachen durchdrehen. Vielleicht hatten wir bis dahin unser Ziel erreicht.

Dr. Brenner räusperte sich. Er wollte meine Aufmerksamkeit, und ich schaute ihn fragend an. »Die Frau«, stellte er fest. »Sie blutet aus mehreren kleinen Wunden.«

»Glassplitter.«

»Ich werde mich um sie kümmern.«

Dagegen hatte ich nichts. Dr. Brenner holte eine Pinzette, Wattetupfer und machte sich an die Arbeit. Ich beobachtete ihn und bewunderte seine ruhige Hand. Da war nichts Übernervöses oder Zittriges. Trotz der Fahrt arbeitete er gelassen, schnell und geschickt.

Ich hing dabei meinen Gedanken nach. Wie sollte es nun weitergehen? Ein großes Fragezeichen schwebte über mir, und mir fiel der Begriff des Exorzismus ein, der Teufelsaustreibung. Mit so etwas hatte ich eigentlich nie etwas zu tun haben wollen, und ich wehrte mich auch jetzt dagegen, die Möglichkeit in die engere Wahl zu ziehen. Deshalb verbannte ich sie in meinen Hinterkopf. Welche Chancen gab es noch? Die Tiefenhypnose, von der

modernen Wissenschaft unbedingt anerkannt, konnte eventuell helfen. Vom Namen her kannte ich sogar einige Spezialisten, aber es gab noch jemanden, der mir mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Dieser Jemand war eine Frau, die leider nicht in London, sondern in Paris lebte.

Ihr Name: Tanith.

Sie war nicht nur eine bekannte Wahrsagerin und Hellseherin, sie beschäftigte sich auch mit dem Gebiet der Tiefenhypnose und hatte dabei schon verblüffende Erfolge erzielt. Es war noch nicht lange her, als ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und wir waren uns auf den ersten Blick sympathisch gewesen.

Ich beschloß, Tanith anzurufen. Sicherlich würde sie so rasch wie möglich kommen, denn auch ihr Ziel war es, Dämonen zu bekämpfen, seit sie das erste Mal Kontakt zu den finsternen Jenseitsreichen gehabt hatte. Zudem besaß sie eine geheimnisvolle Kugel, die haargenau in die Öffnung eines Kelchs paßte, den ich den Teufelsmönchen vor Jahren abgenommen hatte. Er hieß Kelch des Feuers.

Dr. Brenner richtete sich wieder auf. Er hatte die kleinen Blutungen zum Stillstand gebracht und war zufrieden. »So, jetzt wird sie nicht mehr viel spüren.«

Der Arzt lächelte. Er hatte lackschwarzes Haar und eine sonnenbraune Haut. »Wenn alle Verletzten so wären, die wir zu transportieren haben, wäre ich froh.«

»Täuschen Sie sich nicht.«

Wie auf ein Stichwort öffnete Jane Collins die Augen. Sie schaute mich an, ich sah ihre starren Pupillen, doch Erkennen oder Leben zeigte sich nicht darin.

Ich beobachtete die Detektivin gespannt. Sie versuchte, die Arme zu bewegen oder anzuziehen. Dabei stellte sie fest, daß dies nicht möglich war. Sie öffnete den Mund, und ein drohendes Knurren drang über ihre Lippen, was den Arzt dazu veranlaßte, mir einen überraschten Blick zuzuwerfen.

»Ich hatte es Ihnen gesagt, Doc, sie ist nicht so harmlos.«

»Das scheint mir auch so zu sein.«

Jetzt hatte Jane mich gesehen und erkannt. Ihr Blick brannte sich auf meinem Gesicht fest. Augenblicklich verzog sich ihr Mund. Haß legte sich wie ein Schleier auf ihre Miene.

»Sinclair!« keuchte sie.

Es war nicht ihre Stimme, sondern die des Rippers, und Dr. Alwin wußte nicht, wie er reagieren sollte.

»Mein Gott, das ist ein Mann. Nein, nein - eine ...«

»In ihr steckt ein anderer«, behauptete ich.

»Was?«

»Ja, der Geist eines eigentlich längst toten Mörders aus dem letzten Jahrhundert.«

»Aber das ist verrückt.«

»Im Prinzip haben Sie recht, Doc. Doch die Praxis beweist das Gegenteil. Was sie hier erleben, hat etwas mit Magie zu tun.«

Jetzt sagte er gar nichts mehr. Das Wort Magie paßte nicht in sein naturwissenschaftlich geprägtes Denken.

Dafür konzentrierte ich mich auf Jane Collins. In ihr erwachte der Widerstand und auch die Kraft, denn sie ging jetzt mit allen Mitteln gegen ihre Lage an.

Jane kämpfte.

Die Fesseln, es waren breite Riemen, preßten sie hart an die Liege. Normalerweise waren sie für Kranke gedacht, und sie wurden bei ihnen auch nicht so stramm eingestellt. Bei Jane hatte der Arzt die engste Stufe genommen.

Ihr Mund wurde zu einer breiten Öffnung, als sie erkannte, daß sie es nicht so einfach schaffte, sich aufzurichten. Sie warf den Kopf wild von einer Seite zur anderen, fluchte und schrie mir Beschimpfungen entgegen.

Dabei überschlug sich ihre Stimme. Aus den dumpfen Lauten wurde ein Krächzen mit hohen Tönen dazwischen. Es hörte sich schlimm an, und der Doc schüttelte den Kopf, als könnte er das alles nicht begreifen.

Als er sich vorbeugte, hielt ich ihn zurück. »Jane«, sagte ich leise.

»Jane, beruhige dich bitte. Du bist in Sicherheit. Ich bin bei dir. Das andere in dir darf nicht zu stark werden.«

»Ich bin der Ripper!« Drohend drangen die Worte aus ihrem Mund. Mir lief dabei eine Gänsehaut über den Rücken. Dem Arzt erging es nicht anders.

»Der Ripper?« hauchte er.

Die Frage war an mich gerichtet, doch ich sparte mir die Antwort, sondern beobachtete sie weiter. Schaum stand vor ihrem

Mund. In den Augen leuchtete ein kalter Glanz, den man mit dem Wort Haß umschreiben konnte.

Ich mußte mich langsam von dem Gedanken lösen, in dieser Frau Jane Collins zu sehen. Nein, das war nicht mehr die Detektivin von früher, so wie ich sie kannte. Vor mir lag eine Bestie, die meinen Tod wollte.

»John Sinclair!« schleuderte sie mir meinen Namen wütend entgegen. »Hüte dich, John Sinclair! Hüte dich, denn wenn ich freikomme, hast du verloren. Du kannst es nicht schaffen. Ich bin stärker. Ich habe geschworen, dich zu töten, und diesen Schwur werde ich halten, koste es, was es wolle.«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, drehte Jane Collins vollends durch. Ihr Körper bäumte sich auf, und sie schaffte es trotz der Bänder, die sie hielten.

Ich zuckte zurück, denn aus ihrem weit geöffneten Mund drang ein schon tierischer Schrei. Der Geist des Rippers verschaffte sich freie Bahn, er setzte Energien frei, starke Kräfte, mit denen wir nie gerechnet hätten.

Und plötzlich hatte sie einen Arm frei. Das geschah genau in dem Moment, als sie wieder zurücksackte.

Es war der rechte Arm. Sofort ballte sie die Hand zur Faust, und Jane schlug nach mir. Fast hätte sie mein Gesicht getroffen. Ich nahm im letzten Augenblick den Kopf zur Seite, so daß ihre Hand an meiner Wange vorbeistreifte.

Ich wollte zugreifen, um ihre Gelenke zu umfassen, doch Jane war zu schnell. Sie winkelte den zurückschnellenden Arm an, so daß ich ins Leere griff.

Natürlich saßen die Bänder nicht mehr so eng. Diese Tatsache nutzte Jane aus. Sie warf sich zur Seite, das Gummi spannte sich, und dann zuckte auch ihr linker Arm hoch.

Jane würde toben und zwar so stark, daß es ihr unter Umständen gelang, sich zu befreien.

Dagegen half nur eins.

Ich mußte sie wieder in das Reich der Träume schicken.

Aber auch Alwin Brenner wollte etwas tun. Er war mir bei meinen Bemühungen im Wege. Ich drückte ihn zur Seite und wollte meine gekrümmte Handkante nach unten wischen lassen, als es geschah.

Der Doc sah es zuerst. Seine Augen wurden groß, er wich zurück und stieß gegen ein Regal, in dem mehrere gläserne Behälter standen, die laut klirrten, zum Glück aber nicht fielen.

»Da, hinter ihnen!«

Ich fuhr auf engstem Raum herum - und sah das teuflische Mordmesser des Rippers!

Abermals war es aus dem Nichts erschienen und hatte sich hier, innerhalb des Krankenwagens, materialisiert. Ein teuflisches Mordinstrument, das der Ripper ausgezeichnet zu führen verstand und dessen Erbe jetzt auf Jane Collins übergegangen war. Auch sie schien mit dem Messer verwachsen zu sein, und der Geist des Rippers gab ihr zusätzliche Kräfte.

Ein großer Nachteil bestand darin, daß wir in einem Krankenwagen saßen. Wir konnten uns nicht so bewegen, wie wir wollten, und Bewegungsfreiheit brauchte ich, um mich gegen das Messer und gegen Jane zu verteidigen.

Vor allen Dingen hatte ich Angst um den Arzt. Wenn Jane um sich stach, lief er in große Gefahr, getroffen zu werden.

Aus diesem Grunde wollte ich es erst gar nicht auf einen langen Kampf ankommen lassen, sondern mußte es auf eine andere Art und Weise versuchen.

Mit dem Kreuz.

Als Dr. Alwin Brenner sah, was ich unter dem Hemd hervorholte, wurden seine Augen groß. »Ein Kreuz?« flüsterte er.

»Ja.«

»Aber was wollen Sie ...?«

Weiter sprach er nicht, denn er hörte wie auch ich das kreischende Lachen unserer Patientin.

Bevor ich mich dem Messer zuwandte, warf ich Jane noch einen Blick zu.

Ihren Kopf hatte sie erhoben, die Hände waren unter die Gummibänder geklemmt, da sie sich befreien wollte, aber sie fürchtete sich auch, das konnte ich deutlich sehen. Die Augen waren verdreht. Sie schielte auf das Kreuz in meiner rechten Hand, und ihr Kreischen war jetzt nicht mehr wild und böse, sondern ängstlich.

Jane hatte vor dem Kreuz Angst!

Ich wollte es gegen sie höchstens als allerletztes Mittel einsetzen,

aber das Messer mußte ich kriegen. Meines Erachtens war es eine schwarzmagische Klinge, zwar sehr stark, dennoch hoffte ich, daß mein Kreuz mächtiger sein würde.

Dabei mußte mir auch Dr. Brenner helfen. »Achten Sie auf die Frau!« rief ich ihm. »Passen Sie nur auf, daß sie keinen Unsinn macht oder sich befreit. Ich kümmere mich um das Messer.« Er nickte heftig.

Die gefährliche Klinge hatte ich nicht aus den Augen gelassen. Dicht über der Spitze schimmerte Blut. Es war inzwischen getrocknet und hatte rote Flecken hinterlassen. Wenn ich nichts dagegen unternahm, konnte die Klinge ein Blutbad anrichten. Das hatte sie schon mehr als einmal unter Beweis gestellt.

Ich rückte noch ein wenig vor, hatte den Arm ausgestreckt, hörte hinter mir Janes verrücktes Schreien und näherte meine Hand mit dem Kreuz dem gefährlichen Messer.

Hoffentlich prallten sie zusammen. Diese Klinge durfte mich auf keinen Fall verletzen, und sie durfte auch nicht in Janes Hände gelangen.

Es kam alles ganz anders.

Ich merkte es daran, daß der Wagen plötzlich schlingerte. Erst fuhr er nach rechts, dann nach links. Dabei erhörte er noch die Geschwindigkeit, wurde abgebremst, und ich vernahm den überraschten Schrei des Doktors.

Ich selbst hatte Mühe, mich in meiner Stellung zu halten. Mein Körper war eine träge Masse, mit der die Fliehkräfte spielten. Ich sah, wie der Dolch vor meinen Augen tanzte. Ob die Klinge ebenfalls mit der Fliehkraft zu kämpfen hatte, wußte ich nicht.

Brenner prallte gegen mich, als das Fahrzeug wieder einmal verrückt spielte und abgebremst wurde.

»Was ist denn mit Staff los?« schrie Brenner.

»Rufen Sie ihn an!«

Brenner lag halb auf dem Boden und sah die giftigen Blicke der Detektivin auf sich gerichtet. Er griff in die Tasche und holte das Sprechgerät hervor.

Zum Führerhaus hin, wo die medizinischen Geräte standen, geriet alles ins Tanzen und Wackeln. Das Klirren begleitete unseren Kampf gegen die Kräfte der Physik.

Ich behielt den Dolch im Auge. Er hätte schon auf mich zufahren

können, aber er schwebte nach wie vor tänzelnd in der Luft. Sollte Jane ihn vielleicht bekommen, damit es ihr vorbehalten blieb, mich zu töten?

Der Wagen wurde beschleunigt. Das geschah ohne Vorwarnung. Wir waren nicht darauf vorbereitet.

Ich wurde in Richtung Alwin Brenner katapultiert, prallte gegen ihn und riß ihn um.

Für den Bruchteil einer Sekunde schoß mir durch den Kopf, daß mein Rücken dem Messer deckungslos zugewandt war und der Dolch sein Ziel treffen konnte, aber es kam wieder anders.

Das Fahrzeug beschleunigte nicht mehr oder hielt die Geschwindigkeit bei, sondern wurde abgebremst. So heftig und hart, daß wir sogar das Kreischen der Reifen vernahmen.

Der Doc und ich flogen nach vorn, wieder zurück, und dann schien der Wagen abzuheben, was allerdings eine Täuschung war, denn er krachte sofort wieder auf die Straße.

In das Krachen mischte sich ein grelles Kreischen und Splittern, das entsteht, wenn etwas Hartes gegen ein Hindernis prallt.

Blech wurde verformt, bog sich, die Geräte kippten um, ich hörte Schreie, das Splittern von Glas, schützte meinen Kopf mit beiden Armen und konnte nur hoffen, daß alles glimpflich ablief ...

Der Fahrer des Wagens hieß Stafford James. Seit über zehn Jahren übte er diesen Job aus, und er war stolz darauf, noch nie einen Unfall produziert zu haben.

Diese nächtliche Fahrt stufte er als Routine ein. Was sollte hier schon passieren? Nachts war es viel ruhiger als am Tag, da gab es kaum brenzlige Situationen wie oft in der City, wenn die Fahrer anderer Wagen falsch reagierten oder durchdrehten.

In der Nacht waren die Straßen zumeist frei. Trotzdem hatte er das Blaulicht eingeschaltet. Es drehte sich auf dem Dach, allerdings ohne die schrille Begleitmusik der Sirene. Darauf konnte der Wagen um diese Zeit verzichten.

Stafford James fuhr so schnell, wie es die Straße zuließ. Er hielt sich auf der Fahrbahnmitte, so konnte er besser in die Kurven hineinfahren und sie anschneiden.

Die Reifen des Fahrzeugs waren noch fast neu. Sie hielten und griffen ausgezeichnet. James brauchte keine Angst davor zu haben, daß ihm der Wagen in der Kurve entglitt und sich selbständig machte.

Wie immer auf seinen Fahrten dachte er über die Kranken nach, die er zu transportieren hatte. Diese Frau hinter ihm gab ihm Rätsel auf. Er wurde aus ihr nicht so recht schlau. Schwer verletzt war sie nicht, aber sie schien doch etwas zu haben. Vielleicht einen Schock. Und bei den Leuten, die unter Schock litten, mußte man auf alles gefaßt sein. Einmal hatten sie einen Patienten nicht angeschallt, der drehte plötzlich durch und wurde zu einem regelrechten Tier.

Wenn Stafford über die Uferwiese hinwegschaute, sah er hin und wieder ein träges, dunkles Band. Es war die Themse, die ihre Fluten durch das breite Bett wälzte und dem Meer entgegenströmte.

Bei dem Begriff Meer dachte er wieder an Urlaub. In zwei Wochen war es so weit. Dann würde er mit seiner Frau und den beiden Kindern nach Spanien fahren. Natürlich mit dem Bus, denn das war wesentlich preiswerter. An langes Fahren war er gewöhnt. Stafford James zündete sich gelassen eine Zigarette an. Es störte ihn nicht, daß er in einem Krankenwagen saß. Als der Glimmstengel brannte und er die ersten Rauchwolken ausstieß, hoffte er nur, daß die Nacht bald zu Ende sein würde. Seinetwegen konnte eine zweite Fuhre oder Fahrt, wie sie offiziell hieß, ruhig ausgelassen werden. Er hatte noch einen spannenden Horrroman im Bereitschaftsraum liegen. Den wollte er in den nächsten Stunden durchackern.

In der Geschichte ging es um Hexen, die eine Stadt beherrschten und die Menschen fast in den Wahnsinn trieben. Eine schreckliche Apokalypse, vor der man Angst bekommen konnte. Zum Glück bewahrheitete sich so etwas nicht in der Realität, da gab es zwar auch Hexen, aber das waren seiner Meinung nach zumeist die Ehefrauen, seine eigene übrigens eingeschlossen.

Der breite Strom der Themse verschwand wieder. Dafür tauchte im hellen Licht der Scheinwerfer eine Kreuzung auf. Links führte der Weg weiter bis zum Schloß der Windsors, rechts auf dem Schild stand das Wort City. Hinein nach London.

Er mußte einen Jaguar vorbeilassen, der schnell wie ein Schatten war. Dann bog Stafford James nach rechts ab.

Als er wieder beschleunigte, merkte er, daß da etwas nicht stimmte. Nicht mit dem Fahrzeug, das fuhr glatt und sicher, aber im Führerhaus war einiges anders geworden. Er hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Stafford James schalt sich einen Narren, doch das Gefühl blieb. Es ließ sich einfach nicht wegdiskutieren, und als er einen Blick nach links warf, da sah er auch die Bewegung. Es war die veränderte Luft, sie schien nicht mehr glatt oder normal zu sein, sondern in Bewegung zu geraten.

Flimmernd wurde sie ...

Das war ein guter Vergleich, wie er fand, zudem wurde es tatsächlich kühler. Nicht von draußen kam diese Kälte, sie bildete sich im Innern des Führerhauses. Dort kristallisierte sie sich förmlich hervor.

Der Mann wurde so irritiert, daß er einen Moment nicht achtgab und mit seinem Fahrzeug Schlangenlinien fuhr, was ihm sonst nie passiert war.

Jetzt ärgerte er sich darüber und hoffte nur, daß hinter ihm keiner etwas gemerkt hatte.

Ruhig lenkte er den Wagen weiter. Aber nur für einen Moment, dann spielte er wieder verrückt und gehorchte nicht mehr den mechanischen Befehlen des Fahrers.

Es begann beim Lenkrad. Gleichzeitig auch an der Bremse und am Gaspedal.

Obwohl James beide Dinge mit seinen Füßen berühren konnte und dies auch tat, führten sie ein Eigenleben.

Der Wagen beschleunigte.

Augenblicklich wechselte Stafford auf die Bremse.

Da hielt eine unsichtbare und ihm unbekannte Kraft seinen Fuß fest. Er kam nicht los, das Lenkrad wurde gedreht, obwohl er es festhielt und nicht daran dachte, den Wagen in eine Kurve zu ziehen.

»Wahnsinn!« schrie er. »Verdammt, das ist ...«

Das Sprechgerät meldete sich. Klar, daß die da hinten wissen wollten, was los war, aber Stafford James hatte jetzt keine Zeit, um noch Erklärungen oder Kommentare abzugeben. Er mußte im

Moment an seine eigene Sicherheit denken und war völlig auf sich allein gestellt.

Ein scharfer Ruck nach rechts.

»Neiinnn!«

Stafford konnte nicht mehr. Jemand packte ihn und zerrte ihn weg vom Lenkrad.

James fiel auf den Sitz, kam sofort wieder hoch und sah mit Schrecken, was sich abspielte.

Das Krankenfahrzeug verließ im selben Augenblick die Straße und rumpelte mit den Vorderrädern in einen Graben. Dabei wurde es nicht gestoppt, sondern durch die eigene Geschwindigkeit weiter nach vorn geschleudert, ein Stück in die Luft gehoben und schlug mit den beiden Vorderrädern auf der anderen Seite des Grabens wieder auf.

Das hielt selbst das beste Fahrzeug nicht aus. Die Stoßdämpfer protestierten, unterhalb des Wagens gab es einen harten, dröhnenden Schlag, und der Fahrer erkannte mit Schrecken das gewaltige Hindernis vor der Kühlerschnauze.

Es war ein Baum.

Keine Chance, der alten Esche noch auszuweichen. So kam es, wie es kommen mußte.

Zuerst zertrümmerte ein weit vorwachsener Ast die Frontscheibe. Zum Glück an der linken Seite, so daß Stafford James nicht getroffen wurde.

Für ihn kam das Verderben noch in derselben Sekunde, als der Wagen mit voller Wucht gegen den Stamm krachte. Plötzlich schien er zu schrumpfen und gleichzeitig zu versuchen, am Stamm wie ein Tier hochzuklettern.

Stafford James flog seinem Gurt nach, prallte gegen das Lenkrad, wurde zurück katapultiert, wieder nach vorn geschleudert und hörte die kreischende Musik, die reiðendes und zerquetschendes Blech von sich gab, als es von mörderischen Kräften zerdrückt wurde. Dem Fahrzeug blieb nichts erspart.

Der gesamte Fahrerbereich wurde zu einer zusammengepreßten Masse aus Blech, Glas und Kunststoff.

Der hintere Teil hob an, dann fiel der Wagen schwer zurück, eine Achse brach, und er geriet in eine Schräglage, in der er auch liegenblieb und stöhnte wie ein Mensch.

Davon hörte Stafford James nichts mehr. Er war wie eine leblose Puppe. Über sein Gesicht rannen fingerdicke Blutstreifen, die sich auf dem Kragen der Lederjacke langsam verteilten ...

Wir konnten nichts tun - gar nichts. Das Fahrzeug und wir wurden zu einem Spielzeug fremder Kräfte, die über die unserigen hinausgingen.

Wo ich landete, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß ich auf keinen Fall bewußtlos werden durfte. Ich wurde gebeutelt, von einer Seite auf die andere geschleudert, krachte gegen die Trage, dann wieder gegen die Innenwand, hielt wie im Krampf mein Kreuz fest, hatte meinen Kopf mit beiden Armen geschützt, spürte überall am Körper die Schläge und Püffe und vernahm das Chaos um mich herum wie den Klang einer schrillen, modernen, sinfonischen Musik.

Dann war es aus.

Ein letztes Knacken und Stöhnen noch. Der Wagen atmete nicht nur aus, er verlor auch sein Leben.

Ich aber lag dicht neben der Trage, wo Jane Collins wieder anfang zu kreischen. Dabei fühlte ich mich wie in einem gewaltigen Sarg aus verbogenem Blech.

Sehen konnte ich zwar, aber nur wenig erkennen. Mehr als einen Ausschnitt bekam ich nicht zu Gesicht, da irgendein verbogener Gegenstand mein Sichtfeld stark einschränkte.

Ein Teil eines Regals, es war schräg über die Trage gekippt, auf der noch immer Jane Collins lag. Das Regal bestand aus Kunststoff, war nicht allzu schwer, und mir gelang es mühelos, es zur Seite zu schieben, so daß mein Blickfeld besser wurde.

Zuerst hielt ich Ausschau nach dem Dolch. Keine Spur war von der gefährlichen Waffe zu sehen. Die magischen Kräfte hatten sie ebenso schnell verschwinden lassen, wie sie aufgetaucht war.

Als ich das heftige Stöhnen hörte, zuckte ich zusammen und drehte meinen Kopf nach links.

Dort lag Dr. Brenner.

Dunkles Blut lief durch sein Haar. Der Mann hatte Pech gehabt. Einige Glasgefäße waren auf ihn gefallen und hatten ihn schwer verletzt. Zum Glück jedoch lebte er noch.

Ich kroch zu ihm, blieb in kniender Haltung über ihm und sprach ihn an. Eine Antwort erhielt ich nicht. Wahrscheinlich hatte Doc Brenner in seiner Bewußtlosigkeit so gestöhnt. Um ihn konnte ich mich nicht weiter kümmern, denn es gab andere Probleme zu lösen.

Nummer eins war Jane Collins.

Etwas mühevoll schaffte ich das Regal zur Seite, so daß ich ihr ins Gesicht schauen konnte.

Jemand schien schützend seine Hand über sie gehalten zu haben, denn ihr war nichts passiert. Im Gegenteil, sie grinste mich scharf und bissig an, so daß ich vor Schreck zurückzuckte.

Wahrscheinlich hatte sie auf den Moment gewartet, ihre Arme flogen hoch, und die Hände zielten nach meiner Kehle. Sie waren geöffnet wie der Kelch einer Blume, und sie wartete nur auf eine Chance, mich packen zu können.

Durch mein Zurückzucken hatte ich so viel Distanz zwischen sie und mich gebracht, daß mich die Klauen verfehlten, zudem schlug ich die Hände zur Seite.

»Wag es nicht!« zischte ich. »Wag es nur nicht!« Mir war plötzlich alles egal, ich nahm das Kreuz und hielt es ihr dicht vor das Gesicht, was Jane überhaupt nicht paßte, denn sie fauchte wie eine Katze, der plötzlich ein Hund gegenübersteht.

Langsam zog ich die Hand zurück. Erst jetzt bemerkte ich, daß auch ich blutete. Ich hatte in die Glassplitter gefaßt, die den Wagenboden bedeckten, der linke Handballen zeigte ein rotes Muster aus Punkten, auch über mein Gesicht spürte ich etwas Feuchtes laufen.

So relativ glimpflich der Unfall auch abgegangen war, Angst hatte ich trotzdem vor den Folgen. Schon des öfteren hatte ich gehört, gelesen und auch gesehen, daß Wagen, die verunglückt und irgendwo gegen gefahren waren, durch auslaufendes Benzin leicht in Brand gerieten. Hier roch ich zwar noch nichts, Explosionsgefahr war trotzdem gegeben, deshalb wollte ich so rasch wie möglich auf normalem Wege den hinteren Aufbau des Krankenwagens verlassen.

Das ging nur durch die Tür. Zwar waren die Fenster auch zerstört worden, aber die Öffnungen waren zu klein. Seltsamerweise brannte noch die Beleuchtung.

Und wie sah die Tür aus? Ich kroch hin und nahm sie näher unter die Lupe. An der linken Hälfte hatte sie sich verbogen. Zwar stand der Hebel aufrecht, doch das Blech war nach innen gedrückt und kantete einen Riegel an seinem Ende fest. Ich würde Schwierigkeiten haben, die Tür zu öffnen.

Trotzdem ließ ich mich nicht entmutigen und versuchte es.

Meine Hände fanden den Hebel und drückten ihn nach unten. Ja, er bewegte sich, blieb jedoch auf halber Distanz stecken, weil die nach innen weisende Beule in der Tür ihn daran hinderte.

Das gefiel mir überhaupt nicht, und ich unternahm einen erneuten Versuch.

Diesmal allerdings mit mehr Kraft. Ich stützte mich auf den Hebel und wurde von Janes hämischem Lachen begleitet, was meine Aktivität jedoch nicht schwächer werden ließ, im Gegenteil, sie steigerte sich noch, denn ich wollte es packen.

Das Knirschen tat schon gut. So hatte ich die Gewißheit, wenigstens nicht umsonst zu ackern.

Und der Riegel geriet in Bewegung. Allmählich rutschte er zurück. Ich stemmte mich noch einmal gegen den Hebelgriff, drückte so hart, daß meine Hände schmerzten, und erreichte schließlich nach großen Mühen mein Ziel.

Die Tür war offen.

Erschöpft sank ich in mich zusammen und wäre fast nach hinten gefallen, hätte mich nicht die rauhe Stimme der Detektivin wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt.

»Öffne schon, Geisterjäger! Los, öffne die Tür!«

Ich warf ihr einen knappen Blick zu. Wie eine Schlange hatte sie sich gewunden und war aus dem zweiten Fesselband geschlüpft, so daß nur noch das dritte um ihre Oberschenkel lag.

Ich mußte mich beeilen, denn ich wollte nicht nur die Tür aufstoßen, sondern mich auch um Jane Collins kümmern.

Die rechte Hälfte rammte ich auf, sofort danach auch die linke und war froh über die kühle Luft, die mir entgegenströmte.

Weniger froh war ich über die Frau, die an der Rückseite des Wagens gelauert hatte.

Ich kannte sie, und sie gehörte zu meinen Todfeinden.

Es war Wikka, die Oberhexe!

Dieses Gesicht konnte ich nicht vergessen. Sie mit Asmodina zu vergleichen wäre falsch gewesen, Wikka war ein anderer Typ. Ihr Haar zeigte die Farbe von Kohle. Über der Stirn teilte es ein Mittelscheitel, und es fiel glatt an den beiden Hälften des Kopfes nach unten. Schwarz wie das Haar waren auch die Augenbrauen. Sie lagen wie gemalt auf der hellen Haut und zeigten einen Schwung nach oben. Es gab keinen gesunden Schimmer auf der Haut, die irgendwie fahlweiß aussah und deshalb die dunklen Pupillen in den Augen noch mehr hervortreten ließ. Die Nase war um eine Idee zu breit, um das Gesicht ebenmäßig erscheinen zu lassen, darunter begann eine schmale Oberlippe, und die Mundwinkel wiesen nach unten, so daß die breiten Lippen immer wirkten, als wären sie zynisch verzogen.

Ich versuchte gleichzeitig eine Verbindung zwischen Wikka und dem Ripper zu finden, das allerdings war sehr schwer, so daß ich momentan im Dunkeln tappte.

War sie etwa gekommen, um Jane Collins an sich zu reißen? Jane war kein normaler Mensch mehr. Der Geist des Rippers steckte in ihr, und sie schien den Mächten der Finsternis zu gehorchen! Möglich war alles, und ich ballte meine Hände zu Fäusten. Jetzt war ich froh, mein Kreuz festgehalten zu haben. Es schaute aus meiner rechten Faust, während sich Wikkas und meine Blicke trafen und ineinander bohrten.

Sie stand nicht vor mir wie eine normale Person. Ein grünlicher Schimmer umgab sie. Grün wie die beiden fingerdicken Schlangen, die plötzlich aus ihrer Stirn schnellten und auf mich zuschießen wollten, doch im Reflex riß ich die Hand mit dem geweihten Kreuz hoch.

Das reichte.

Die Schlangen, darauf programmiert, mich zu töten, drehten blitzschnell ab und verschwanden in Wikkas schwarzer Haarflut. Aber auch die Hexe wich zurück.

Vor dem Kreuz hatte sie Angst.

Schritt für Schritt ging sie nach hinten, trat hinaus auf das Feld, das sich an den Graben anschloß, so daß sie weg von der Straße kam.

Ich blieb ihr auf den Fersen. Mit einem Sprung erreichte ich den Boden. Das Kreuz in meiner Hand gab mir genügend Sicherheit.

Ich blickte dabei nicht nur Wikka an, sondern an ihr vorbei, als ich drei schattenhafte Gestalten sah.

Wikka hatte Verstärkung mitgebracht!

Hexen, die ihr, der Oberhexe, gehorchten.

Noch hatte keiner von uns beiden ein Wort gesprochen. Ich war es, der das Schweigen brach. »Du bekommst sie nicht, Wikka. Du wirst Jane Collins nicht in deinen Reigen zwingen, das verspreche ich dir. Sie gehört mir, nicht dir!«

Als Antwort lachte sie. Dieses Lachen schallte mir hohl und blechern entgegen. »Glaubst du wirklich, daß sie wieder so wird wie früher?« höhnte sie. »Das ist vorbei. In ihr steckt der Geist des Rippers, das Böse, und sie wird nie mehr davon lassen. Sie hat dem anderen Leben abgeschworen, sie ist eine von uns, und wir werden dafür sorgen, daß sie es auch bleibt. Jane Collins ist zu einer Schwester geworden. Sie gehört jetzt zu den Hexen!«

Als sie die letzten Worte ausgesprochen hatte, lachte sie grell und kichernd. Ich hätte ihr am liebsten das Kreuz ins Gesicht geschleudert, doch ich konnte meine wertvollste Waffe nicht aus der Hand geben.

»Jane!« rief die Oberhexe. »Jane, meine liebe Schwester, hörst du mich?«

Ich ging nicht mehr weiter, sondern schaute zurück. Da die Notbeleuchtung noch brannte, konnte ich durch die offen stehenden Türen die Bewegung im Wagen erkennen.

Jane erhob sich von der Trage. Sie kam tatsächlich und gehorchte ihrer Herrin.

Es war für mich ein Schlag, obwohl ich damit hätte rechnen müssen. Die andere Seite ließ das nicht mehr los, was ihr einmal gehörte.

Das führte sie mir hier wieder einmal drastisch vor.

Ich hatte das Gefühl, in mir würde etwas zerspringen oder zerbrechen. Ein Band, das Jane und mich zusammengehalten hatte, riß entzwei. Jane wurde zu einer Fremden, einer Feindin ...

Auch zu einer Person, die mir ans Leben wollte und auf die ich vielleicht schießen mußte.

Schießen?

Ich zog meine Beretta und wechselte das Kreuz in die linke Hand, während Jane Collins, mit dem Geist des unheimlichen

Rippers in sich, geduckt die Fläche des Ambulanzwagens durchschritt, um den Ausgang zu erreichen, so daß sie auf das Feld springen konnte.

In den folgenden Sekunden hatte ich das Gefühl, die Welt um mich herum würde anders. Ich fühlte mich unendlich allein, sah Nebelschleier über das Feld wehen, und die Düsternis verwandelte sich in ein geheimnisvolles Zwielight, in dem Gestalten auf ihre Chance lauerten.

Wirklich Gestalten? Erlebte ich das real, oder war alles nur ein Traum?

Nein, die Gestalten waren da. Wikka hatte Verstärkung mitgebracht. Sie wußte, daß ihr ein starker Feind gegenüberstand, und sie war gewappnet.

Ich spürte ihren bösen Zauber. Dieses Zwielight, dann die seltsame Luft, die mich umgab, die Schwüle, die kühl und gleichzeitig dick wirkte, kam nicht von ungefähr. Eine sehr starke Magie hatte sich wie ein großer Mantel ausgebreitet und hielt das Feld sowie die nähere Umgebung umfassen.

Wikka verstand es Kraft ihrer Magie tatsächlich, mich in eine Art Traumlandschaft oder Traumwelt zu versetzen. Es war schwer zu erklären. Ich kann nur den Vergleich zu einem Vorhang finden, den man über die reale Welt gezogen hatte.

Unwirklich und doch eine Tatsache.

So sah es aus.

Ich hätte am liebsten die Augen geschlossen und wäre in einen tiefen Schlaf versunken.

Die Welt schien breiig zu werden, ich sah Jane aus dem Wagen klettern, wobei ihre Bewegungen ebenfalls müde und einschläfernd wirkten.

Nicht sie war müde, sondern mein Bewußtsein sträubte sich, die Realität zu erfassen.

Wikka hatte einen gefährlichen Zauber ausgebreitet, sie lullte mich damit ein.

Mein linker Arm sank nach unten. Und mit ihm die Beretta.

Sie wurde plötzlich schwer, viel zu schwer für meine Faust. Ich öffnete sie, so daß die Pistole aus meinen Fingern rutschte, dumpf im Gras aufschlug.

Tänzelnd näherte sich Jane. Sogar ihr Gesicht sah ich. Einmal

wirkte es wie ein Ballon, dann schmal wie eine Banane. Lag auf ihren Lippen nicht ein Lächeln, und warum ging sie wie eine Schlangentänzerin? Wobei sie noch sang!

Ja, ich hörte singende Stimmen.

Frauenstimmen.

Die der Hexen!

Sie schläfernten mich ein, und vor Wikka bewegten sich drei Gestalten. Sirenengleich klang mir ihr Singsang in den Ohren. Eine Disharmonie von Tönen, die sich gefährlich auf mein Bewußtsein auswirkte.

Auch die drei Hexen bewegten sich so tänzelnd, gleitend wie Geister, die über dem Boden schwebten.

Die magische Traumwelt wurde immer dichter. Ich kam mir vor wie in einer Seifenblase mit einer hauchdünnen Haut, die sich immer mehr zusammenzog. Folglich wurde die Blase kleiner. Die Hexen verdeckten jetzt die Sicht auf Wikka. Feuerrote Haare hatten die drei, wobei bei einer noch grelle, fahlblonde Strähnen durchschimmerten.

Der Hexenreigen wurde getanzt.

Und die Musik spielte weiter.

Unsichtbare Instrumente erzeugten sie. So schrecklich ich die Klänge auch sonst empfunden hätte, hier hüllten sie mich ein, gemeinsam mit den drei Hexen, die in dunkelblaue Tücher gehüllt waren, unter denen die nackte Haut schimmerte, denn die Tücher waren durchsichtig, obwohl sie in mehreren Schichten übereinander lagen.

Die Hexen tanzten und bildeten dabei einen großen Kreis, den sie allerdings schnell verkleinerten. So konnten sie sich an den Händen fassen. Sie tanzten den Hexenreigen.

Von tanzenden Hexen hatte ich gehört oder gelesen. In der Walpurgisnacht am ersten Mai tanzten sie um den Teufel, sie wollten seine Gunst erringen.

Und jetzt tanzten sie vor meinen Augen.

Ich war nicht der Teufel, und meine Gunst wollten sie bestimmt nicht erlangen, also mußte der Tanz einen anderen Grund haben. Mein Gehirn schien aus Knetgummi zu bestehen. Ich mußte mich unheimlich zusammenreißen, um mich von den wirbelnden Hexen und der Musik nicht betäuben zu lassen. Die Welt auf

dieser Wiese hatte sich verändert, sie war eine andere geworden, aufgeladen mit Hexenmagie, die stärker wurde, je wilder die drei tanzten.

Die roten und blonden Haare flatterten, hoch flogen die Kleider, ließen viel von der nackten Haut der Hexen sehen und schwebten wieder zurück, um sich eng an die Körper zu schmiegen.

Wikka feuerte ihre Untertanen an.

Ich hörte sie rufen. Es waren heisere Schreie, die über diese Wiese hallten und die drei Hexen zu einem noch wilderen Reigen antrieben. Sie tanzten so heftig, daß ich sogar den Wind spürte, den sie entfachten, als sie ihre Kreise drehten.

Und ich geriet immer stärker in den Sog ihrer unheimlichen Magie. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Immer wieder glitten meine Gedanken ab, sie wurden weniger pessimistisch, und jemand wollte mir einreden, daß doch alles nicht so schlimm wäre.

Es war schlimm ...

Die Hexen tanzten ihren wilden Reigen, wurden von Wikka angefeuert, und es gab noch jemanden, den ich schon fast vergessen hatte, der sich allerdings zu den anderen gesellen wollte. Jane Collins!

Sie hatte längst den Wagen verlassen. Wie ein Raubtier bewegte sie sich weiter. Schleichend, leicht geduckt, als hätte sie Angst, etwas zu verpassen.

Sie ließ mich dabei nicht aus den Augen und auch nicht die Hexen, die jetzt ihre Magie ausspielten, vom Boden abhoben, sich allerdings weiter festhielten und mich an Fallschirmspringer erinnerten, die in der Luft Figuren bildeten.

So ähnlich war es auch mit den Hexen!

Und dann erkannte ich, weshalb sie den Kreis gebildet hatten und um ihn wirbelten.

Sie wollten das Messer!

Die Waffe des Rippers.

Hatte sie sich im Wagen noch in Janes Hand befunden, so materialisierte sie jetzt über den kreisenden Hexen, und seine Existenz wurde mit einem wilden Schrei begrüßt, der gleichzeitig aus drei Kehlen drang und sich wie einer anhörte.

Wer würde das Messer bekommen?

Wahrscheinlich Jane Collins, doch damit war ich nicht einverstanden. Ich wollte es haben. Wenn ich das Messer des Rippers zwischen die Finger bekam, konnte ich es zerstören und brauchte keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Meine Bewegungen glichen denen einer Schnecke. Ich strengte mich sehr an, holte alles aus meinem Körper heraus, aber es blieb ein Vorsatz. Ich erreichte das Messer einfach nicht, denn hatte ich einen Schritt geschafft, dann erschien es mir, als würde ich gegen eine Wand laufen, von der ich wieder zurückfederte.

Es war zum Heulen.

Mit solchen Schwierigkeiten hatte Jane Collins nicht zu kämpfen. Sie konnte sich wunderbar bewegen, frank und frei ging sie über die Wiese zu den hohen Ulmen, wo die drei Hexen ihren Tanz aufführten.

Und Wikka schaute zu.

Noch immer war sie von einer grünen Aureole umgeben, ein magischer Schutzschirm, den ihr der Teufel gegeben haben mußte, den Asmodis konnte Wikka wirklich dankbar sein, daß sie zu ihm hielt. Aber Hexen haben schon immer den Teufel angebetet, warum sollte Wikka da eine Ausnahme machen?

Die Hexen und der Teufel gehörten nun mal zusammen. Das war so, und das würde so bleiben.

Das Messer schwebte dicht über dem Hexenkreis. Dabei schien es, als würde es von den wilden Bewegungen der Dämoninnen in der Luft gehalten.

Jane sollte es bekommen. Um damit zu töten!

Sie ging jetzt schneller. Den Kopf hatte sie in den Nacken gelegt, das lange blonde Haar fiel bis auf den Rücken, die Augen glänzten matt. Hoch hatte sie ihre Arme erhoben. Die Finger waren gespreizt.

Ihr Ziel war das Messer.

Und ich konnte nichts tun, um es zu verhindern. Trotzdem versuchte ich es. Ich kämpfte mit meinem Willen und meinen Gedanken. Ich wollte die Kraft der Hexen und den Ring, den sie um meinen Kopf gelegt hatten, radikal zerstören, aber selbst mit geistiger Kraft kam ich dagegen nicht an.

Die anderen waren zu stark.

Diese teuflischen Weiber besaßen eine Kraft, die schon mit der

eines starken Dämons zu vergleichen war. Es war grauenhaft. Ich taumelte von einer Seite zur anderen wie ein Betrunkener und wunderte mich, daß ich noch die Kraft hatte, mich auf den Beinen zu halten. Normalerweise hätte ich schon längst umkippen müssen. Doch irgendwo in meinem Unterbewußtsein gab es eine Sperre, die mir mitteilte, daß es mein Untergang war, wenn ich jetzt fiel.

Lag ich am Boden, war dies ein Zeichen der Niederlage, dann hatten die anderen triumphiert.

Und mein Kreuz?

An diesen wertvollen Talisman klammerte ich mich fest wie ein Schiffbrüchiger an die Planken. Es konnte mir helfen, es mußte mir helfen, und es tat auch etwas, denn in meinem linken Arm spürte ich seltsamerweise die Schwere nicht so stark wie im rechten. Ihn konnte ich normal bewegen.

Jane erreichte das Messer.

Aus meiner Sicht wirkte es so, als läge zwischen ihm und mir ein Wasserschleier. Die Klinge war regelrecht krumm und im nächsten Augenblick wie zu einem Fragezeichen gebogen.

Janes Hände schnappten zu.

Sie waren dabei wie die Krallen eines Raubvogels, der sie in die Beute schlug.

Die drei Hexen wußten genau, was sie zu tun hatten. Sie öffneten den Kreis, damit ihre neue Freundin an die Waffe gelangen konnte. Ich hörte Janes Triumphschrei, als sie endlich den Griff zwischen ihren Fingern spürte und die Arme sofort an den Körper zog.

Jetzt war sie wieder bewaffnet - und gefährlich!

Jane ging zurück und fuhr gleichzeitig herum, wobei sie beide Arme hochriß und mit weit geöffneten Augen die Klinge anstierte.

Jetzt war sie stark.

Und ich war der Gegner.

Sofort wandte sich die Detektivin mir zu, und die drei anderen Hexen lösten den Kreis auf. Sie traten zurück, bildeten ein Dreieck, dessen Grundlinie zu mir hindeutete und das für Wikka gedacht war, denn die Oberhexe stellte sich in das Dreieck, um die nächsten Ereignisse zu beobachten.

Sie haßte mich. Dieser Haß sprühte in ihren Augen. Sie haßte überhaupt alles, was mit dem Reinen, dem Guten zusammenhing, für sie gab es nur die Macht des Teufels.

Was ihre Vorgängerinnen im Mittelalter noch versucht und nicht geschafft hatten, wollte sie in der Neuzeit fertig bringen. Der alte Hexenkult sollte endlich zu seiner vollen Blüte aufsteigen. Dabei ging sie methodisch voran, sammelte immer mehr Dienerinnen um sich. Zudem gab es genügend Frauen, die sich bereit erklärten, den Weg mit Wikka zu gehen. Es waren die Enttäuschten, diejenigen, die es satt hatten, nur den Männern und der Technik zu dienen.

Sie wollten die Magie, sie wollten den Satan.

Wie auch Jane Collins. Eine Kämpferin gegen das Böse war sie gewesen. Nun hatte die andere Seite hart zugeschlagen und sie in ihre Gewalt gebracht.

Eine schlimme Sache, wie ich fand, und ich wußte nicht, ob Jane jemals da wieder herauskam.

Im Moment jedenfalls sah es nicht danach aus, denn sie näherte sich mir, hielt beide Hände um den Griff gekrallt und hatte die Arme hoch erhoben.

Ich konnte die Klinge genau erkennen. Sie flimmerte, als würde sie von einem heißen Luftstrom umweht, und hinter ihr erkannte ich Janes Gesicht. Da sie das Messer genau in der Mitte hielt, sah ihr Gesicht wie gespalten aus.

Wie viele Schritte trennten uns noch? Fünf, sechs oder zehn? Mir fiel es schwer, die Entfernung abzuschätzen, weil alles so verzerrt war. Nichts Normales mehr. Die Luft war anders, auch der Boden, denn die Hexen hatten die nähere Umgebung verzaubert.

Den Wagen sah ich kaum mehr, weil sich Nebelschleier vor ihn gelegt hatten, und das seltsame Zwielflicht hatte weiterhin Bestand. Es war der Schutz für die gefährlichen Hexen.

Ich mußte etwas tun.

Meine Pistole konnte ich nicht mehr einsetzen. Sie lag im feuchten Gras. Einzig und allein das Kreuz, das mir schon so oft beigestanden hatte.

Diesmal auch?

Das Messer zitterte, als läge zwischen mir und ihm eine Hitzewand. Ich trug selbst noch den Silberdolch bei mir, aber ich

schaffte es einfach nicht, an die Waffe heranzukommen. Trotz der Kühle war ich schweißgebadet. Die Feuchtigkeit hatte sich auf meiner Stirn gesammelt, verdichtet und rann in kleinen, hellen Bahnen gegen meine Augenbrauen, von denen sie aufgehalten wurden.

Kam ich hier noch weg? Oder würde mich hier mein Schicksal ereilen? Dann hörte ich Wikkas Befehl.

Dumpf erreichten ihre Worte meine Ohren, als sie Jane Collins zurief: »Töte ihn!«

So etwas wollte die Detektivin hören. Sie beeilte sich noch mehr. Riesengroß tauchte sie vor mir auf, eine teuflische Gestalt jetzt, nur äußerlich war sie noch Jane Collins, innerlich gehörte sie dem Teufel, denn sie hatte ihre Seele an den Satan verloren.

Stach sie zu?

»Jane ...« Ich krächzte ihren Namen. Und noch einmal: »Jane ...«

Sie hörte nicht. Unbeirrbar ging sie ihren Weg, wobei sie so nahe an mich herankommen wollte, daß ich keine Chance mehr hatte. Die Magie wurde stärker. Ich spürte ihren Anprall. Wikka hatte reagiert, sie wollte mich endgültig und für alle Zeiten vernichten. Diesmal gelang es mir nicht mehr, ruhig stehenzubleiben. Ich taumelte ein paar Schritte zur Seite, knickte in den Knien ein und wußte, daß ich nicht fallen durfte, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Wie ich den linken Arm hoch bekam, weiß ich nicht mehr, auf jeden Fall sah ich die Hand mit dem Kreuz dicht vor meinen Augen, bewegte den Kopf nach vorn und hörte hinter mir Janes Schrei.

Jetzt hatte sie die richtige Distanz.

In diesem Moment berührte das Silber meine Stirn.

Da wurde alles anders!

Suko hatte die Strecke in Rekordzeit geschafft. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Motorradfahrer, sondern konnte auch mit dem Bentley umgehen. Als er den Wagen in die Tiefgarage lenkte und auf seinem Stammplatz abstellte, atmete er auf.

Die Sorgen allerdings waren geblieben. Der Chinese fragte sich,

wie es seinem besten Freund ergangen sein mochte. John war mit dem Krankenwagen gefahren, aber nicht allein, denn Jane Collins war bei ihm.

Eine Jane Collins, die nicht mehr so war wie früher. Der Satan hatte hart und erbarmungslos zugeschlagen. Er hatte sich die Detektivin einfach geholt. Wie leicht das gewesen war, machte Suko nachdenklich, denn er dachte dabei auch an Shao, seine Freundin. Es war durchaus möglich, daß ihr einmal das gleiche passierte, und davor hatte Suko Angst. Wie sollte er Shao schützen? Er konnte nicht die Wohnung verbarrikadieren oder sie in einem Keller verstecken, nein, das wäre ihr auch nicht recht gewesen, die beiden führten ein normales Leben, wenn das Wort normal auch nicht so recht paßte. Aber sie hatten sich an ihre Gegner gewöhnt.

Im Fahrstuhl begegnete Suko einem jungen Pärchen. Von beiden wurde er scheu gemustert. Der Junge hatte seine Arme um die Freundin gelegt, als wollte er damit andeuten, die bekommst du nicht.

Als Suko den Lift verließ, nickte er den beiden zu, die endlich befreit lächelten.

Der Gang war leer. Suko klimperte mit den Schlüsseln. Shao hatte ihn bereits gehört, denn sie öffnete die Tür, als ihr Freund noch draußen stand.

»Wie war es?«

Suko hob die Schultern, drückte sich an Shao vorbei und schloß die Wohnungstür.

Die Chinesin hielt seinen Arm fest und drehte Suko herum. Sie schaute ihn an. Auf ihrem Gesicht stand deutlich die Sorge zu lesen, die sie empfand.

»Bitte, Suko, sag mir, wie es war!«

»Schlimm.«

»Ehrlich?«

»Ja.« Suko holte tief Atem. Er löste sich von Shao und ging in den Wohnraum, wo er sich in einen Sessel fallen ließ und die Beine ausstreckte.

Shao nahm ihm gegenüber Platz. Sie wußte, daß sie jetzt nicht mehr fragen sollte, wenn Suko etwas zu sagen hatte, dann würde er von allein damit herausrücken.

Sie hatte sich nicht geirrt. Der Inspektor begann zu sprechen.

»Jane hat keine Chance mehr!«

»Wieso Jane?«

Suko schaute auf, lächelte knapp und schlug sich gegen die Stirn. »Entschuldige, du weißt ja überhaupt nicht, was alles vorgefallen ist.« Er berichtete haarklein.

Shao wurde immer blasser und schien sich in den großen Sessel zu verkriechen. »Ist das tatsächlich alles wahr?«

»Leider.«

»Und Jane ist nicht mehr so wie früher?«

»Nein, in ihr steckt der Geist des Rippers. Ein Geist, der im letzten Jahrhundert den Körper eines Mörders angetrieben hat. Ich sehe auch im Augenblick keine Chance, etwas zu ändern.«

»Aber das ist ja schrecklich«, hauchte Shao. »Jane in den Klauen eines anderen, ich kann es nicht glauben.« Sie schüttelte den Kopf, und ihre langen schwarzen Haare flogen.

Suko gab ihr recht. »Es ist kaum zu fassen. Wir müssen uns aber mit den Tatsachen abfinden.«

»Was können wir tun?« Diese Frage stellte Shao nach einer Schweigepause.

Suko senkte den Blick. Gleichzeitig hob er die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht.«

»Aber wir können doch nicht untätig herumsitzen.«

»Nein, das nicht.« Suko schlug die Beine übereinander. »Ich will erst einmal sehen, was geschieht, wenn John zurückkommt. Er hat Jane schließlich zur Klinik gebracht.«

Shao schüttelte sich, als hätte jemand Eiswasser über ihren Kopf gegossen. »Klinik«, flüsterte sie. »Wenn ich das schon höre. Jane ist doch keine Geisteskranke.«

»Weißt du eine andere Möglichkeit, oder fällt dir ein besserer Begriff ein?«

»Man darf doch mal laut nachdenken.« Ihre Stimme klang scharf. Suko hatte dafür Verständnis. Erst jetzt spürte auch Shao den Schock, denn sie begann zu begreifen, was das eigentlich bedeutete. Das Sinclair-Team war auseinandergerissen worden. Brutal hatten die Gegner zugeschlagen. Getötet worden war niemand, aber konnte man das andere nicht als ebenso schlimm bezeichnen? Die Chinesin hielt es in ihrem Sessel nicht mehr aus.

Sie sprang hoch und verließ mit hastigen Schritten das Zimmer. Suko sah Tränen in ihren Augen.

Ihm war kaum anders zumute. Er senkte den Kopf und stützte sein Kinn in beide Hände. Dieser Schlag war nicht so schnell zu verkraften. In der letzten Zeit hatten sie Jane schon zurückgehalten, sie war nicht mehr so in den Vordergrund getreten. Sicherheit ging vor, doch nun mußten sie sich eingestehen, daß es umsonst gewesen war. Die andere Seite hatte kalt reagiert und genau abgewartet.

Shao kam zurück. Sie putzte ihre Nase. »Entschuldige«, sagte sie und hob die schmalen Schultern. »Es kam eben alles ein wenig plötzlich für mich.«

»Ich möchte auch am liebsten heulen.«

Shao nahm auf der Lehne neben Suko Platz und legte ihre Hand auf sein Haar. »Ich frage mich natürlich jetzt, wie das alles weitergehen soll«, murmelte sie.

»Eine Lösung weiß ich auch nicht.« Suko war ehrlich.

»Also müssen wir uns damit abfinden, daß Jane nicht mehr zu uns gehört - oder?«

»Vorerst ja.«

»Kann man denn nichts tun?«

»John versucht alles. Auch ich werde mich hineinknien.

Vielleicht ist etwas durch Tiefenhypnose zu erreichen.

Möglicherweise kann ihr jemand den Geist austreiben.«

»Das muß einfach gelingen.«

»Wir wollen es hoffen.«

Plötzlich hatte Shao eine Idee. »Du hast eben Tiefenhypnose gesagt?«

»Ja.«

»Da fällt mir Tanith ein.«

Suko hörte die Antwort, schaute Shao an und lächelte. »Das kann die Lösung sein, Mädchen. Mensch, daß ich darauf nicht gekommen bin. Natürlich, Tanith. Wenn es jemand schafft, dann nur sie. Oder sehe ich das zu optimistisch?«

»Glaube ich nicht.«

»Darüber werden wir mit John reden, wenn er zurück ist.«

»Wann will er denn kommen?«

Suko hob die Schultern. »Kann ich nicht sagen. Er wird sich

natürlich um Jane kümmern und ein erstes Gespräch mit den Ärzten haben. Vielleicht in einer Stunde.«

»Ich bleibe solange auf«, erklärte Shao.

»Frag mich mal.«

Sie rutschte von der Lehne. »Da die Nacht noch lang ist, könnte ich uns einen Tee kochen.«

Suko war einverstanden. Shao ging zur Küche und befand sich noch auf dem Weg, als das Telefon klingelte. Fast schmerzhaft schnitt das Geräusch durch die Stille. Die Chinesin blieb sofort stehen und drehte den Kopf, wobei sie den beigefarbenen Apparat anschaute. »Ob das John ist?« hauchte sie.

»Möglich.« Suko war schon aufgestanden und schritt auf das Telefon zu. Er hob ab und meldete sich mit ruhiger Stimme.

»Ja, Sir, ich bin da.«

Nach dieser Antwort wußte Shao Bescheid. Der Superintendent hatte angerufen. Er war wie immer informiert worden und wollte sich über den Stand der Ermittlungen erkundigen.

Suko gab ihm die Auskünfte.

Sir James zeigte sich überrascht. »Ich habe nichts von John Sinclair gehört.«

»Wußten Sie denn, in welche Klinik Jane gebracht werden sollte?« fragte Suko.

»Ja, der Chef der Mordkommission hat mich darüber informiert. Aber bisher sind John Sinclair und Miss Collins dort noch nicht eingetroffen. Ich habe mich bereits erkundigt.«

Suko lief es kalt über den Rücken hinunter, und er schwieg.

»Haben Sie keine Erklärung?«

»Nein, Sir, die habe ich nicht. Möglicherweise ist unterwegs etwas passiert.«

»Ja, das befürchte ich auch. Sie hätten ihn eben nicht allein fahren lassen sollen.«

Suko verzog das Gesicht. »Das ist einfach gesagt, Sir, aber Sie kennen John Sinclair doch.«

»Natürlich kenne ich ihn. Doch ändern können wir daran nichts. Gar nichts. Wir müssen warten, bis wir etwas von ihm hören. So leid es mir tut.«

»Soll ich die Strecke noch einmal zurückfahren?« schlug der Chinese vor.

»Das wird wohl kaum Zweck haben. Ich warte noch eine halbe Stunde. Danach setze ich einige Hebel in Bewegung. Kann sein, daß ich Sie brauche. Bleiben Sie solange in der Wohnung, und geben Sie mir Bescheid, falls sich etwas Neues ereignet.«

»Das werde ich, Sir.«

»Dann können wir nur hoffen, daß alles glatt geht und Miss Collins wieder normal wird.«

»Und wenn nicht, Sir?«

Der Superintendent räusperte sich. Suko schien es, als hätte er Angst vor der Antwort. Er gab sie auch nicht direkt, sondern umschrieb die Lage. »Miss Collins ist vom Geist des Rippers beseelt. Und dieser Geist will töten, das haben wir erlebt. Welche Möglichkeiten es gibt, ihn zu stoppen, wissen Sie selbst.«

Suko nickte nur. Dann war die Verbindung unterbrochen.

Nachdenklich blieb der Chinese neben dem Telefon stehen und schaute auf seine Hand, die den Hörer festhielt und zitterte. In seinem Nacken spannten sich die Muskeln. Er hatte plötzlich Angst, denn was Sir James bei seiner letzten Antwort umschrieben hatte, bedeutete nichts anderes, als daß Jane notfalls getötet werden mußte, wenn es keine andere Chance gab.

Suko merkte Shaos Berührung an seinem Rücken. »Was hat er gesagt?« hauchte sie.

Der Chinese legte den Hörer auf. Er gewann damit einige Sekunden und konnte sich eine Ausrede überlegen, denn auf keinen Fall wollte er Shao die Wahrheit mitteilen.

»Er macht sich natürlich Sorgen. Nicht nur um Jane Collins, sondern auch um John.«

»Ist mit ihm auch etwas?«

Suko drehte sich um und blickte in Shaos fragendes Gesicht, in dem auch die Sorge zu lesen stand. »Ja, John ist noch nicht in der Klinik eingetroffen.«

»O Gott.« Shao ging zurück und drückte ihre flache Hand gegen die Lippen. »Stimmt das?«

»Ich würde dich nicht anlügen.«

»Dann ist ihnen was passiert.«

Suko wiegte den Kopf. »Das ist nicht sicher. Wir müssen erst einmal abwarten.«

»Du willst mich nur beruhigen.«

Der Chinese schaute seine Freundin an. Im Prinzip hatte sie recht. Er schaute in Shaos Gesicht, doch an sie dachte er nicht, sondern an Jane Collins. Wenn alle Stricke rissen und nichts mehr zu machen war, mußte sie getötet werden.
Eine grauenhafte Vorstellung!

In meinem Kopf hatte es eine Explosion gegeben. Allerdings in positivem Sinne. Die Berührung mit dem Kreuz hatte das geschafft, was ich erreichen wollte.

Ich konnte wieder frei denken.

Die Magie war durch die wundersame Kraft vertrieben worden. Alles sah ich klar, nichts war mehr verschwommen, auch Jane Collins, die mit ihrem verdammten Messer schon sehr nahe an mich herangekommen war.

Fast zu nah.

Ich wurde zur Kampfmaschine. Eine Drehung nach rechts, kein Zuschlagen mit dem Kreuz, dafür riß ich den Fuß hoch und hoffte, daß der gezielte Karatetritt traf.

Ja, ich hatte Glück.

Unter den rechten Messerarm hämmerte meine Schuhspitze. Sie schleuderte ihn hoch und zurück, wobei die Wucht des Trittes Jane Collins fast von den Beinen riß. Auf jeden Fall hatte sie Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu bewahren.

So hatte ich sie vom Hals.

Blieben die anderen vier. Und bei ihnen befand sich Wikka.

Natürlich hatten die Hexen gesehen, wie ich mich plötzlich wehren konnte, und augenblicklich entschlossen sie sich zu einem gefährlichen Gegenzauber, den Wikka einleitete.

Auf ihren Ruf hin lösten die drei Hexen das Dreieck. Sie liefen in verschiedene Richtungen, um mich einzukreisen. Wikka aber beugte den Kopf vor, und ich sah abermals die Schlangen aus ihrem Haar wischen. Diesmal hatten sich die fingerschmalen, grünlich schimmernden Tiere nicht mich ausgesucht, sondern zwei Bäume.

Sie hieben in die Rinde der Stämme wie Messer. Kaum hatten sie die Ulmen berührt, als sie ihre Kraft ausspielten.

Feuer loderte auf!

Ich sah noch den rötlichen Blitz, hörte das Knistern und Bersten, im nächsten Augenblick befanden sich vor mir zwei lodernde Wände, die ihre Hitze gegen mich abstrahlten, meine Gesichtshaut fast rösteten und mich zum Rückzug zwangen.

Wikka stand zwischen den Bäumen, Ihr machte das Feuer nichts aus, sie hatte es schließlich gelegt, und sie griff mich weiterhin frontal an. Über den Boden schoß plötzlich eine Flammenspur, die ihrem Willen gehorchte und sich von dem Feuer eines Baumes gelöst hatte. Wie eine Schlange war sie. Wo sie das Gras berührte, setzte sie es augenblicklich in Brand.

Das war kein normales Feuer, obwohl es so reagierte und auch die unbarmherzige Hitze abstrahlte, die mich immer weiter zurücktrieb, so daß ich schon den Straßengraben erreichte und hinüberspringen mußte. Auf dem Asphaltband blieb ich stehen, starrte in die wabernde Wand und sah, daß sie sich an den Rändern weiter ausbreitete.

Die Flammen konnten leicht den Ambulanzwagen erreichen und ihn in Brand setzen. Wenn das eintrat, gab es für den Arzt und auch für den Fahrer keine Rettung mehr.

Die über den Boden laufenden Flammen waren nicht hoch. Sie reichten mir etwa bis zur Hüfte. Dahinter jedoch sah ich die gewaltigen brennenden Bäume, bizarre Fackeln mit lodernnden Ästen und Zweigen, die hinter den Flammen wie schwarze Totenarme wirkten. Ein gespenstisches Bild bot sich meinen Augen, und ich sah auch meine Gegnerinnen. Sie waren von dem Feuer nicht erfaßt worden, befanden sich allerdings in dessen Nähe, was ich nicht hätte aushalten können, doch ihnen schienen die abgestrahlte Hitze nicht zuzusetzen.

Ganz links sah ich Jane. Sie hielt noch immer das Messer fest. Der heiße, die Flammen umwabernde Kranz ließ ihre Gestalt zittrig erscheinen.

Den anderen erging es ebenso. Auch sie hielten sich außerhalb der Flammen auf und sahen aus wie fremde Wesen aus dem All, die nur für einen begrenzten Zeitraum menschliche Körperformen angenommen hatten.

Krachend flogen die ersten Äste weg. Es gab regelrechte Explosionen, und sie sprühten wie Raketen in den dunklen Himmel über dem gewaltigen Feuer.

Ich mußte meine Augen mit der Hand abschirmen, da die Blendung zu stark wurde. Dann fuhr ein Windstoß in die Flammen, bog sie nach vorn, daß ich das Gefühl hatte, sie würden sich vor mir verneigen. Das taten sie allerdings nicht, dafür brachten sie die Hitze, die mir vorkam wie die Höllenglut.

Ich mußte mich an den gegenüberliegenden Straßenrand zurückziehen, während vor mir auf dem Belag die Schatten vom Widerschein des Feuers tanzten.

Wieder schaute ich auf den Wagen.

Er war noch nicht erreicht worden, aber das Feuer erhellte die unmittelbare Umgebung des Fahrzeugs, so daß ich auf die offene Heckklappe sehen konnte.

Und dort bewegte sich etwas.

Es war Dr. Alwin Brenner. Auf Händen und Füßen kroch er dem Ausstieg entgegen. Hören konnte ich nichts, nur sehen. Sein Gesicht wirkte, als würden Schreie aus seinem offenen Mund dringen, doch sie gingen im Fauchen der Flammen unter.

Der Arzt winkte verzweifelt. Er traute sich nicht, den Wagen zu verlassen. Im Gegenteil, jetzt zog er sich sogar wieder zurück. Auch die Hexen hatten ihn gesehen. Es war nicht Jane Collins, die sich löste und auf den Wagen zulief, sondern eine andere. Ihre roten Haare flatterten dabei, sie fuchtelte mit den Armen, denn sie hatte das Opfer für sich entdeckt.

Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Alwin Brenner konnte nicht ahnen, was ihn erwartete, er würde völlig durchdrehen und auch wehrlos sein. Zudem war er noch durch seine Verletzung gehandikapt, so daß die Hexe leichtes Spiel hatte.

Das durfte ich nicht zulassen.

Auf meine eigene Sicherheit piff ich. Erreichen konnte ich den Wagen vor der Hexe nicht mehr, so blieb mir nur die Chance, sie mit einer Kugel zu stoppen.

Geweihte Silberkugeln halfen gegen Hexen, das war mir bekannt. Rasch griff ich zur Beretta - und fand das Holster leer. Verdammt, ich hatte vergessen, daß die Waffe noch immer im Gras lag.

Jetzt wurde es für Alwin Brenner kritisch. Blieb der geweihte Silberdolch, den ich noch schleudern konnte, aber dazu mußte ich näher an den Wagen heran und damit auch näher an das Feuer.

Den direkten Weg konnte ich nicht nehmen, ich wäre sonst in die Flammen hineingelaufen. Ich mußte einen großen Bogen schlagen, um den Wagen zu erreichen.

Das kostete natürlich Zeit. Und die konnte von meinen Gegnerinnen ausgenutzt werden.

Mit gewaltigen Schritten jagte ich über die Straße. Das Feuer mußte längst entdeckt worden sein, wahrscheinlich befanden sich schon die Löschtrupps unterwegs, und wenn Menschen eintrafen, wurde es noch gefährlicher, denn die Hexen konnten sich dann auf die wehrlosen Opfer stürzen.

Weiter vor mir sah ich zwei helle Lichter. Dort fuhr ein Wagen heran. Der Fahrer würde die Flammen sehen und wahrscheinlich stoppen. Damit lief er in sein Verderben.

Ich rannte noch schneller. Auf die Straße stellen und versuchen, den Wagen anzuhalten, das klappte nicht mehr. So viel Zeit hatte ich nicht. Zudem befand sich die verdammte Hexe bereits dicht am Hintereingang des Ambulanzwagens, sie brauchte nur noch einzusteigen.

Der Schrei löste sich wie von selbst aus meiner Kehle. Ich hoffte, daß er auch gehört wurde.

Ja, sie hörte ihn. Die Hexe stoppte, duckte sich und kreiselte auf der Stelle herum.

Wo sie stand, waberten noch keine Flammen. Mein Blick war ziemlich klar, sie sah mich, ich sah sie.

Hinter mir wimmerten Reifen über den Asphalt. Der Fahrer hatte gebremst, als er das Feuer entdeckte. Warum fuhr er nicht weiter? Er konnte doch nichts tun.

Die Hexe duckte sich, als hätte sie einen Schlag erhalten. Dann schnellte sie in den Wagen.

Den Dolch hielt ich in der rechten Hand. Ich hatte den Arm auch schon nach hinten gedrückt und ausgeholt, jetzt schleuderte ich ihn nach vorn, um das Messer zu werfen.

Da war die Hexe verschwunden.

Im letzten Augenblick konnte ich noch zupacken, sonst wäre mir der Dolch aus der Hand gerutscht.

Gleichzeitig hörte ich die Hexen kreischen, drehte mich nach rechts und sah mit Schrecken, daß Wikka inmitten der Feuerwand stand und sie dirigierte.

Diesmal auf mich zu.

Die anderen Hexen und auch Jane Collins entdeckte ich nicht, die tanzenden Flammenzungen nahmen mir die Sicht, aber Wikkas Anblick reichte mir völlig. Noch etwas schoß mir dabei durch den Kopf. Das Feuer tat ihr nichts, es waren also magische Flammen, die mit Magie gelöscht werden konnten.

Sollte ich es mit dem Kreuz versuchen?

Ich hörte den Schrei! Er war aus dem Wagen geklungen, und ich konnte mir gut vorstellen, was sich dort abspielte.

Dr. Alwin Brenner wurde mit dem Grauen konfrontiert, und die Hexe würde ihn angreifen.

Ich ließ Wikka in Ruhe und enterte mit einem Sprung den Wagen. Das Feuer und die noch immer brennende Notbeleuchtung gaben genügend Licht, um sich orientieren zu können.

Die Hexe hatte den Arzt in eine Ecke gedrängt. Er lag zwischen den Teilen der umgestürzten Regale und zuckte auf und nieder, als hätte sein Körper mehrere Stromstöße erhalten.

Die Hexe hatte sich über ihn gebeugt, die Arme ausgestreckt und faßte ihn an. Wahrscheinlich war sie für seine Reaktionen verantwortlich.

In meinem Rücken spürte ich die heiße Welle der Flammen. Sie schienen mir meine Kleidung vom Körper brennen zu wollen, doch darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Der Arzt und auch die Hexe waren wichtiger.

Geduckt taumelte ich durch den Laderaum. Taumelnd deshalb, weil ich ununterbrochen über die am Boden liegenden Gegenstände steigen mußte. Sie lagen kreuz und quer, manchmal auch hochkant, so daß sie regelrechte Stolperfallen für meine Füße bildeten.

Ich hätte der Hexe das Kreuz in den Rücken hämmern können, doch ich wollte sie noch reden hören. Mein rechter Arm schnellte vor, die Finger krallten sich in ihre Schulter und klammerten sich fest.

Das heisere Stöhnen des am Boden liegenden Arztes schnitt mir durch Mark und Bein, und es bewies mir, daß ich keine Zeit mehr verlieren durfte, wenn ich noch etwas retten wollte.

Wuchtig riß ich die Hexe herum. Als sie sich mit mir auf gleicher

Höhe befand und ich ihr verzerrtes Gesicht sah, stieß ich sie von mir, so daß sie mit dem Rücken gegen die Außenwand der Fahrerkabine dröhnte und durchgeschüttelt wurde. Sie hatte den Mund weit aufgerissen, fauchte wie eine wütende Katze, hielt die Arme ausgebreitet und stierte mit verdrehten Augen auf die silberne Dolchspitze, die dicht vor ihrer Kehle zur Ruhe gekommen war. Für sie mußte es das Grauen persönlich sein, denn ich hatte zudem noch mein Kreuz umgehängt, das wesentlich stärkere Dämonen vernichten konnte als sie.

»Rühr dich nicht!« fuhr ich sie an. »Eine dumme Bewegung, und es ist um dich geschehen!«

Sie hatte meine Worte sehr wohl verstanden, denn sie zitterte vor Haß, Furcht und Wut. Den Mann hatte sie nicht töten können, diesmal war ich schneller gewesen, und ich warf einen raschen Blick nach links, wo Dr. Alwin Brenner am Boden lag.

»Können Sie aufstehen?« fragte ich ihn.

»Ja.« Seine Antwort war kaum zu verstehen. Noch immer sah ich das Blut auf seinem Kopf und seinem Gesicht, aber er hatte sich so weit erholt, daß er mir eventuell zur Seite stehen konnte. Ächzend kam er auf die Füße. Es war eine Qual für ihn, und er mußte sich an der Wand mit den flachen Händen abstützen, um überhaupt Halt zu finden.

In der Rechten hielt ich den Dolch, mit der Linken unterstützte ich ihn, grub die Finger in seine Achselhöhle und zog ihn in die Höhe, so daß er endlich auf seinen eigenen Beinen stehen konnte. Er löste eine Hand von der Wand und wischte einen Teil des Blutes aus seinem Gesicht, so daß er besser sehen konnte und der rote Lebenssaft ihm nicht mehr in die Augen rann.

Der Mann mußte mir helfen. Allein kam ich nicht weiter, denn ich dachte an die draußen lauernden Hexen und an Jane Collins. Ich vernahm schon die Sirenen, die Feuerwehrrwagen konnten jeden Augenblick eintreffen.

»Wenn Sie den Dolch nehmen und auf die Hexe aufpassen, kann nichts geschehen!« wies ich den Mann an und schaute ihm in die Augen. Er war zwar erschöpft, fertig, aber er nickte.

Ich riskierte es und reichte ihm den Dolch. Das ging sehr schnell, so daß die Hexe nicht dazu kam, überhaupt etwas zu unternehmen. Der Dolch blieb praktisch vor ihrer Kehle.

»Wenn sie etwas versucht, stoßen Sie zu!« befahl ich dem Arzt. Dr. Brenner nickte. Sprechen konnte er nicht. Seine Kehle war zugeschnürt.

Ich nickte ihm noch einmal zu, machte kehrt und verließ den Wagen wieder ...

In seinen Beinen hatte er weder Gefühl noch Kraft. Jeden Augenblick mußte er zusammenbrechen, aber er dachte an die Worte des Geisterjägers und mobilisierte seine letzten Kräfte. In der rechten Hand hielt er die silberne Klinge. Seine Finger umklammerten den Griff sehr hart. Wie kleine Berge sprangen die mit dünner Haut überzogenen Knöchel hervor. Zum Glück hatte er die linke Hand frei, konnte den Arm spreizen und sich an der Innenwand des Gefährts abstützen.

So stand er da. Er wußte nicht genau, was geschehen war, aber er ahnte, daß es um sein Leben ging.

Die Hexe belauerte ihn. Bei ihr hatte sich die Spannung ein wenig gelöst, denn sie wußte genau, daß dieser Mann vor ihr nicht die Klasse und Stärke eines John Sinclair besaß. Er war wesentlich schwächer und hatte längst nicht die guten Nerven.

Aber da war noch das Messer.

Das konnte auch ein Kind festhalten. Die Klinge befand sich sehr dicht an ihrer Kehle, ein leichter Druck nur reichte aus, um sie ins Fleisch zu stoßen.

Was das bedeutete, wußte die Hexe.

Ihren Tod!

Deshalb mußte sie es anders versuchen. Nicht mit Gewalt. Die Hexen waren unter anderem wegen ihrer Hinterlist und Tücke bekannt. So etwas beherrschte auch die Hexe mit den feuerroten Haaren.

Sie lächelte.

Es war ein raffiniertes Lächeln, lauernd und wissend zugleich, und der junge Arzt reagierte sofort.

»Bleib nur ruhig«, zischte er, »sonst stoße ich zu. Bei Gott, ich tu's!« Er sprach rauh, man merkte ihm an, wie sehr er unter dem momentanen Streß litt.

Die Hexe lächelte. »Was hast du denn, mein Kleiner? Warum bist

du auf einmal so aufgebracht? Ich will nichts von dir. Bestimmt nicht. Aber schau mich an.«

»Nein!«

»O, wie schade. Gefalle ich dir nicht? Habe ich nicht einen wunderschönen Körper? Wenn du genau hinsiehst, dann schimmert meine helle Haut durch die dunklen Tücher. Und helle Haut liebst du doch, oder?«

»Ich will es nicht.«

»Ach, stell dich nicht so an. Du darfst nicht auf Sinclair hören. Er hat keine Ahnung. Ich biete dir alles, was du dir wünschst. Du hast dir doch sicherlich schon einige außergewöhnliche Dinge gewünscht, nicht wahr?«

»Du sollst dein Maul halten.«

»Aber wieso denn? Davon hat John Sinclair nichts gesagt. Oder hast du etwas gehört?«

»Nein.« Dr. Brenner hatte geantwortet, obwohl er es überhaupt nicht wollte.

»Na bitte.«

»Komm, laß uns gehen, wir beide allein. Wir verschwinden an ein stilles Plätzchen, wo wir ganz allein sind. Nur wir beide, mein Kleiner.«

»Ich will nicht.«

»Kannst du einer Frau widerstehen?«

»Du - du bist keine Frau!«

Da lachte die Hexe. »Was bin ich dann? Ich sehe aus wie eine Frau. Und zwar wie eine sehr schöne, wenn du verstehst, mein Liebling. Häßlich habe ich mich noch nie gefunden, auch die anderen finden mich schön. Du solltest da keine Ausnahme machen. Das willst du doch auch nicht.«

»Sei ruhig.«

»Nein, nur einen kleinen Blick. Sieh mir ins Gesicht und sage mir dann, ob ich häßlich bin!« Die Hexe ging sehr raffiniert vor. Sie lullte den Arzt mit Worten ein, um ihr Ziel zu erreichen. So etwas hatte sie gelernt, die weibliche Verführungskunst der Stimme, gepaart mit Raffinesse, verfehlte nie ihre Wirkung.

»Nun sei schon lieb, Kleiner.«

Dr. Alwin Brenner knirschte mit den Zähnen. Er dachte daran, wie die Hexe ihn malträtiert hatte, als er auf dem Boden lag und

ihre Finger spürte. Schmerzwellen waren durch seinen Körper getobt. Jetzt versuchte sie es auf eine andere Art und Weise, aber sie sollte sich geschnitten haben, das schwor er sich.

»Nun?«

Dieses Wort wirkte bei dem Arzt wie eine Zündung. Er hob den Blick und schaute in das Gesicht der Hexe.

Sie lächelte.

Dieses Lächeln lenkte ihn für Bruchteile von Sekunden ab. Es wirkte völlig natürlich, nicht falsch, und er fragte sich plötzlich, wieso er diese Frau bewachte.

Auch mit ihrem Körper hatte sie recht gehabt. Die Haut schimmerte durch die lose aufeinanderliegenden Tücher. Weiße, weiche, helle Haut. Voll und schwer der Busen, dunkler die Brustwarzen und leicht aufgerichtet. Der Schwung der Hüften, das etwas ausladende Becken, die langen Beine mit den nackten Füßen ...

Seine Kehle wurde noch trockener.

»Und so etwas willst du töten?« erkundigte sich die Hexe mit lauernder Stimme. »Willst du das wirklich?«

»Ich-ich ...«

»Na siehst du, mein kleiner Liebling. Jetzt weißt du keine Antwort mehr. Möchtest du meinen Körper nicht streicheln? Soll er nicht dir allein gehören? Für immer und alle Zeiten? Wenn du zustimmst, dann nimm das Messer weg.«

Er hob den Blick, sah in das Gesicht der Hexe und in ihre Augen, die sich auf seltsame Art und Weise verändert hatten. Sie schauten nicht mehr so klar und rein, sondern waren wie Sensoren, die die Tiefe seiner Seele erforschen wollten.

Dr. Brenner kannte solche und ähnliche Blicke. Er hatte Kollegen, die sich mit Hypnose beschäftigten, und in diese Richtung schien alles Wirken der Hexe zu laufen.

Ja, sie wollte ihn hypnotisieren, einlullen, schläfrig machen, um dann zuzuschlagen.

Diese Erkenntnis war auf einmal da, und er wußte, daß er sich nicht irremachen lassen durfte. Er mußte stark bleiben, wenn er gewinnen wollte.

Auch die Hexe ahnte, daß nicht alles so lief, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie wurde leicht nervös, und als Dr. Brenner den Kopf schüttelte, wagte sie einen letzten Versuch.

»Los, jetzt, komm mit mir! Wir gehen ...«

»Nein!« schrie der Arzt.

»Ja!« brüllte die Hexe dagegen und reagierte. Sie hielt es nicht mehr aus, löste ihre gespreizten Arme von der Wand und klappte sie zusammen.

Sie hatte die Hände dabei gekrümmt und wollte die Kanten links und rechts gegen Alwin Brenners Hals schlagen. Sie war sehr schnell, brauchte für die Aktion nicht einmal die Spanne einer Sekunde, aber der Arzt merkte trotzdem, was los war, und er reagierte ebenfalls.

Er ließ sich fallen.

Eine Handbreit höchstens war die Messerspitze nur vom Hals der Hexe entfernt. Den Kopf brachte sie zwar noch zur Seite, aber die Spitze zielte schräg nach unten, und die Klinge drang in die obere rechte Schulter der Hexe.

Durch den Schwung war auch Brenner nach vorn geworfen worden, so daß die beiden Handkanten nicht den Hals, sondern sich selbst hinter seinem Kopf trafen.

Er vernahm noch das Klatschen und spürte, wie die Hexe vor ihm erstarrte. Dann geschah etwas Ungewöhnliches, was er nie in seinem Leben vergessen würde, aber so schaurig war, daß gellende Schreie aus seinem weit geöffneten Mund drangen ...

Ich sprang aus dem Wagen und schaute in die Flammenwand. Von der Straße hörte ich die grellen Sirenen der Löschwagen und vernahm die Bremsgeräusche. Gleichzeitig schallten Stimmen durch die Nacht. Die verantwortlichen Einsatzleiter gaben entsprechende Befehle an ihre Leute, die schnell und prompt ausgeführt wurden.

Ich war natürlich gespannt, wie sich die Hexen verhalten würden. Griffen sie an? Konnten sie es sich leisten, gegen noch mehr Menschen vorzugehen und sie in den Strudel des Verderbens zu reißen? Oder wollten sie weiteres Aufsehen vermeiden, was bei Dämonen oft der Fall ist?

Ich sah die Flammenwand und stellte fest, daß die Feuerzungen längst nicht mehr so hoch leckten. Sie waren zusammengesunken, die Bäume brannten überhaupt nicht mehr, und ihre verkohlten

Äste stachen wie die Finger eines Riesenzombies anklagend in den nachtdunklen Himmel. Ich suchte natürlich die Hexen, aber ich sah sie nicht mehr. Wikka und ihre Gefährtinnen hatten es vorgezogen zu verschwinden.

Unwillkürlich schaute ich in den Himmel. Weit oben glaubte ich ein grünes Leuchten zu sehen, was allerdings auch eine Täuschung sein konnte und mir die Restflammen vorgegaukelt hatten.

Jane Collins hatten sie mitgenommen. Nicht als Entführte, sondern als Schwester.

In diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich sie endgültig verloren hatte, und so etwas wie eine tiefe Depression überfiel mich. Jane Collins, die den Geist des unheilvollen Rippers in sich trug, war meiner Kontrolle entglitten und hatte sich in die einer anderen begeben. Sie stand jetzt unter Wikkas Schutz. Ob man dies allerdings als einen Schutz bezeichnen konnte, war mehr als fraglich. Wikka würde sie noch stärker manipulieren und in eine bestimmte Richtung führen.

Hin zur Schwarzen Magie!

Es stieg heiß in meiner Kehle hoch. Ich hatte Mühe, Luft zu bekommen, und atmete nur durch die Nase. Die Vorstellung, Jane auf der anderen Seite zu wissen, war so schlimm, daß ich es in Worten kaum fassen konnte.

Von drei Seiten gischteten breite Wasserstrahlen auf die verbrannte Erde der Weide. Sie trafen die Bäume und übergossen sie mit ihrem kalten Naß. Die Erde war an vielen Stellen noch heiß, manchmal glühte sie sogar. Wo das Wasser auf die heißen Stellen traf, begann es zu zischen. Gewaltige grauweiße Dampfwolken quollen in die Höhe und erschwerten die Sicht.

Auch mich traf der Regen. Zwar nicht der volle harte Strahl, aber Ausläufer, die meine Kleidung näßten.

Jemand schrie mich an. »He, Mister, verschwinden Sie!« Ein Uniformierter rannte auf mich zu. Während des Laufs hielt er seinen Helm fest, bewegte sich durch eine Rauchwolke und tauchte aus ihr hervor wie ein Geist.

An der Straße hatten die Feuerwehrleute inzwischen eine Absperrung errichtet. Sie betraf beide Seiten. Jeweils rechts und links stauten sich die Fahrzeuge.

»Sie müssen hier weg!« fuhr mich der Mann an und wollte mich an der Schulter fassen.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Scotland Yard?« hauchte er.

»Richtig, Mister.«

»Sind sie Zeuge?«

»So kann man es nennen.« Dann erklärte ich dem Einsatzleiter, daß er sich um den Fahrer der Ambulanz kümmern sollte. »Der Mann steckt noch im Führerhaus. Ich weiß nicht, ob er den Aufprall überlebt hat.«

»Wie ist es denn passiert?«

»Später«, erwiderte ich.

Der Einsatzleiter verstand und rannte mit langen Schritten los.

Er winkte zwei seiner Männer.

Im selben Moment fiel mir Dr. Brenner ein. Ich hatte mich kaum umgedreht, als ich aus dem Wagen markerschütternde Schreie vernahm. Ich wußte nicht, wer sie ausgestoßen hatte. Das war auch egal, Hauptsache, ich kam noch rechtzeitig ...

Dr. Brenner wankte mir entgegen.

Allerdings rückwärts. Es war ein Wunder, daß er noch nicht den Halt verloren hatte, auf wackligen Beinen hielt er sich, hatte einen Arm ausgestreckt und deutete auf das Bild, das sich seinen und jetzt auch meinen Augen bot. Es war schlimm.

Die Hexe hatte es erwischt. Dies einmal vorweg genommen. Der Dolch steckte in ihrer Schulter, und das geweihte Silber setzte seine volle Kraft ein.

Unsere Gegnerin stöhnte und jammerte. Qualvoll hatte sie das Gesicht verzogen, allerdings ein Gesicht, das bereits zur Hälfte mit der Rückwand des Wagens verschmolzen war.

Ja, sie und das Blech waren eins geworden, und sie wurden es immer mehr, so daß die Hexe einen qualvollen Tod erleiden mußte, wenn es so weiterging.

Und es ging weiter, der Vorgang war nicht zu stoppen. Dicht um die Hexe herum war das Metall flüssig geworden. Es warf Blasen, bildete dicke Tropfen, die in langen Bahnen nach unten rannen, wobei sie sich auf dem Boden sammelten.

Ihre Arme konnte sie ebenfalls nicht mehr bewegen, auch sie steckten in der Wand fest. Sie hatte sie angewinkelt, und die Ellbogen waren zuerst verschluckt worden, so daß nur noch die Unterarme und die beiden Hände hervorschauten.

Mit den Beinen konnte sie sich ebenfalls nicht mehr abstützen. Füße und Knöchel waren schon nicht mehr zu sehen, so daß sie in einer Schräglage hing, sich immer weiter auflöste oder mit dem Blech verschmolz.

Da kam sie nicht mehr raus.

Aber sie lebte, und sie konnte reden, auch wenn ihre Angst noch so groß war. Ich wußte nicht, welche Magie da reagiert hatte, nahm allerdings an, daß es Wikka gewesen war, die nicht wollte, daß eine ihrer Dienerinnen in meine Hände fiel.

Doch sie sollte sich getäuscht haben. Diese Hexe würde reden. Sie bewegte den Kopf und rollte mit den Augen. Aus ihrem Mund drangen krächzende Schreie, die erst verstummten, als die Hexe mich sah.

Mich und das Kreuz!

Sie stierte darauf, begann zu wimmern, und ich sah mit eigenen Augen, wie immer mehr von ihr in der Blechwand verschwand und eins mit ihr wurde.

»Töte mich!« keuchte sie. »Verdammt, töte mich. Ich halte die Qual einfach nicht mehr aus!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, du Hexe, so leicht will ich es dir nicht machen.«

»Nimm das Kreuz. Nimm es!«

Ich mußte hart bleiben, denn jetzt hatte ich sie so weit, daß sie reden würde.

»Ich kann dir den Gefallen tun«, sagte ich, »und dir einen schnellen Tod verschaffen, aber du mußt dich erkenntlich zeigen.«

»Was soll ich tun?«

»Ich will wissen, wo Wikka ist!«

»Das kann ich dir nicht sagen ...«

»Dann stirb weiter.« Dabei tat ich so, als wollte ich mich abwenden, doch die Qualen der Hexe mußten einfach zu groß sein, sie hielt mich mit einem Zuruf zurück. »Warte noch, du Bastard, du räudiger Hund, der du meine Lage ausnutzt. Ich will es dir sagen ...«

Meine Finger spielten mit dem Kreuz, wobei ich lächelte, was mir schwer fiel, denn es sah schaurig aus, wie die Hexe immer mehr von der Wand aufgesaugt wurde. »Zwingen kann ich dich natürlich nicht, aber wenn du meinst ...«

»Hexeninsel!« stieß sie hervor. »Sie und die anderen haben sich auf die Hexeninsel zurückgezogen.«

»Gut«, antwortete ich gleichgültig, obwohl ich innerlich jubilierte, »jetzt brauchst du mir nur noch zu verraten, wo ich diese Insel finden kann.«

»Im Meer.«

Wollte sie mich auf den Arm nehmen? »Das weiß ich selbst!« zischte ich zurück. »Wo genau?«

»Ich kann es dir nicht sagen«, keuchte sie.

»Weit von hier?«

»Keine Ahnung. Es ist die Insel der Hexen. Nichts wächst dort. Alles ist kahl. Man hat früher dort die Hexen verbrannt. Seitdem heißt sie Hexeninsel ...«

»Wenn du mehr nicht weißt ...«

»Neiinnn, ich weiß es nicht!« schrie sie und verzog gequält ihr Gesicht. »Mach endlich Schluß. Wikka soll ihre Freude nicht an mir haben!«

Also doch Wikka. Sie bestrafte so ihre Versager.

Und noch jemand mischte sich ein. Es war Dr. Alwin Brenner. Er konnte das dämonische Geschöpf nicht leiden sehen, obwohl es mit ihm kein Pardon gekannt hätte.

»Tun Sie es schon, Sinclair. Halten Sie Ihr verdammtes Versprechen!«

Ich drehte mich zu ihm um. Er hockte am Boden, hatte das Gesicht verzogen und starrte mich an.

»Gut.« Ich nickte und wandte mich wieder der Hexe zu, die jetzt ihren Kopf nicht mehr bewegen konnte. Nur etwa die Hälfte des Körpers schaute noch aus der Wand.

Ich hob das Kreuz an, so daß es sich etwa in Höhe des Gesichts befand. Für einen Moment wurde die Panik darin noch größer, so daß ich annehmen konnte, die Hexe würde alles bereuen, dann drückte ich zu.

An der Stirn wurde die Hexe getroffen. Kaum hatte das Kreuz ihre Haut berührt, zischte es auf, als wären Wassertropfen auf eine

glühende Herdplatte gefallen. Die Haut verbrannte in einem kalten Feuer. Sie nahm einen stumpfen, grauen Ton an, wurde spröde und verlor sämtliche Feuchtigkeit, so daß sie als Staub zwischen meinen Fingern zerrieselte und zu Boden fiel.

Die Hexe war tot.

Ich nickte zufrieden. Sie hatte es nicht anders haben wollen. An der Wand war nichts mehr zu sehen. Nicht einmal ein dunkler Fleck oder Rest.

Hinter mir stöhnte der Arzt. Als ich mich umdrehte, schaute ich in ein Gesicht, das fast ebenso grau war wie das der Hexe kurz vor ihrem Tod. »Habe ich das geträumt?« flüsterte er und strich mit dem Handrücken durch sein Gesicht, wobei er das Blut noch mehr verteilte.

»Nein, das haben Sie nicht.«

»Aber ...« Sein Gesicht verzog sich. »Ich kann das nicht begreifen. Das ist ungeheuer ...«

»Magie.« Mehr brauchte ich nicht zu sagen.

»Wieso?«

»Lassen Sie mal, Doc, das erkläre ich Ihnen später vielleicht genauer. Nur so viel: Schwarze Magie hat gegen Weiße Magie gekämpft. Zum Glück war die weiße stärker.«

Er hatte seinen Mund geöffnet und schaute mich an, wie ich den Dolch einsteckte. Er fand einfach keine Worte mehr, um mir eine Antwort zu geben.

Ich schob ihn vor, damit er aus dem Fahrzeug klettern konnte.

»Wenn Sie sich selbst behandeln können, würde ich dies vorschlagen«, erklärte ich.

»Ja, meinetwegen. Aber ich ...« Er drehte den Kopf und schaute mich an, und ich ahnte, was kam. Sicherheitshalber breitete ich meine Arme aus. Der Arzt fiel prompt hinein.

Das war nötig. Eine Ohnmacht tat bei ihm gut, nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt hatte.

Noch immer gischete Wasser auf den ehemaligen Brandherd.

Die Löschtrupps wollten sicher gehen. Um meine Füße herum gurgelte und schmatzte es, wenn sich das Löschwasser einen Weg suchte, wo es abfließen konnte und irgendwann im Straßengraben landete.

Schließlich wurden die Geräte abgedreht. Die drei Wasser-

strahlen fielen zusammen.

Ich atmete tief durch. Das hätten wir erledigt. Jemand nahm mir den bewußtlosen Arzt ab. Ich sah mich an der Stelle um, wo ich meine Beretta verloren hatte, und fand sie. Dann suchte ich den Einsatzleiter und ging zu ihm. Der Mann machte einen nervösen Eindruck. Er schien deprimiert zu sein.

»Was ist los?« fragte ich.

Er erschrak, als ich ihn anredete. Fahrig wischte er über seine Stirn. »Ach, wissen Sie, die Sache ist die. Er ist tot, Oberinspektor. Der Mann ...«

»Meinen Sie den Fahrer?«

»Ja.«

»Und wie ist er gestorben?«

»Beim Unfall.«

Ich holte tief Luft und nickte ein paarmal. Wieder ein Opfer, das indirekt auf das Konto der Hexen ging. Und Jane Collins gehörte zu ihnen. Würde sie auch morden und töten wie die anderen? Sicherlich, bestimmt sogar, denn sie mußte sich schließlich als würdig erweisen, eine Hexenschwester zu sein. Nie hätte ich damit gerechnet, daß es einmal so weit kommen würde. Aber da konnte man sehen, auf welch tönernen Füßen unsere Kampfplattform stand. Es gab immer wieder Risse. Bisher hatten wir sie einigermaßen kitten können, doch bei Jane war wohl nichts mehr zu machen. Jedenfalls sah ich keinen Ausweg aus der Klemme.

»Wo kann ich telefonieren?« fragte ich den Einsatzleiter.

»In meinem Wagen.«

Er stand auf der anderen Seite der Straße. Die Sperre war inzwischen aufgehoben worden. Wir mußten erst einige Autos vorbeilassen, bevor wir die Straße überqueren konnten.

Der Einsatzleiter stieg in den Rover und übergab mir den Hörer. Die Zentrale mußte mich erst weiter verbinden, und ich hatte Sir Powells Büro angewählt, denn ich war sicher, meinen Chef dort noch zu finden.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Als er meine Stimme vernahm, zeigte er sich überrascht und erleichtert.

»Wie ist es gelaufen?« wollte er wissen.

»Schlecht, Sir. Sehr schlecht.«

»Dann haben Sie Jane ...«

»Genau, Sir. Ich habe es nicht geschafft, Jane Collins zurückzuholen. Sie steht jetzt auf der anderen Seite. Es tut mir leid, aber es war nicht zu verhindern.«

»Und wieso nicht?«

Ich berichtete in Stichworten und auch von der Hexeninsel.

»Haben Sie den Namen schon mal gehört, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Wenn die Hexe sie erwähnt hat, muß es sie geben. Ich lasse unsere Computer arbeiten, während Sie auf dem Weg sind, John.«
Damit war ich einverstanden. »Und geben Sie bitte Suko Bescheid, daß alles in Ordnung ist.«

»Sie Witzbold«, erwiderte mein Chef. »Alles in Ordnung ist gut. Nichts ist in Ordnung.«

»Ich meine mit mir.«

Da hatte Sir James schon aufgelegt. Er war mal wieder die Freundlichkeit in Person.

Ich stieg aus und zündete mir eine Zigarette an. Nach zwei Zügen warf ich sie weg. Sie schmeckte nicht. Fragend wandte ich mich an den Einsatzleiter. »Wie lange bleiben Sie noch hier?«

»Ich fahre bald, lasse allerdings noch Polizisten zurück, bis das Wrack abgeschleppt wird.«

»Gut, dann können Sie mich mit in die Stadt nehmen.«

»Geht klar. Soll ich Sie am Yard absetzen?«

Ich lächelte. »Wenn Sie den Umweg machen wollen, gern.«

»Kommen Sie!«

In meinem Büro brannte Licht. Die Putzfrau hatte nicht vergessen, es auszuschalten, sondern es war Suko, der nicht so gern im Dunkeln saß.

Sir James hatte ihn informiert, und der Inspektor war sofort losgefahren. Mein Bentley stand unten. Als ich das Zimmer betrat, warf er mir einen fragenden Blick zu.

»War es wirklich so, wie du gesagt hast, John?«

»Leider.«

»Dann ist Jane ohne Chance?«

Ich setzte mich und streckte die Beine aus. »Wir müssen es annehmen.«

Suko senkte den Blick. Für eine Weile schwiegen wir. Jeder hing seinen Gedanken nach, und es waren trübe Gedanken, das können Sie sich vorstellen.

Dann kam Sir James. Die Augen wirkten hinter seinen Brillengläsern unnatürlich groß. Er legte uns einen Zettel mit Informationen auf den Schreibtisch.

»Haben Sie Erfolg gehabt, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nein. Der Begriff Hexeninsel ist zwar speziell, aber dennoch zu vage. Mit dieser simplen Information konnten wir nicht viel anfangen. Es tut mir leid.«

»Was haben Sie denn überhaupt herausgefunden?« wollte ich wissen.

»Nicht viel. Es gibt irgendwo im Atlantik eine Inselgruppe, die Hexeninsel heißt.«

»Und wo ist das genau?«

»Na ja, da spielt sogar Grönland eine Rolle. Dort in der Nähe befindet sie sich.«

Meine Stirn legte sich in Falten. »Vielleicht eine Spur.«

»Mehr auch nicht«, sagte Suko.

»Wenn es keine andere Chance gibt, werden Sie beide wohl hin müssen«, erklärte Sir James.

Begeistert waren wir davon nicht. Irgendwie hatte ich auch das Gefühl, daß wir uns auf einer falschen Spur bewegten. Ich stützte mein Kinn auf die Hände und dachte darüber nach, was die Hexe wohl mit ihren letzten Worten gemeint haben könnte.

Sie hatte von der Insel gesprochen und auch den Namen sehr bestimmt genannt. Also mußte es die Insel geben. Vielleicht hatte sie auch früher so geheißen, als man Hexen jagte und sie verbrannte.

»Sarah Goldwyn!« Suko platzte damit heraus. Ich hob den Kopf und starrte ihn sekundenlang überrascht an.

»Du hast recht, Suko.«

»Sag ich doch. Die Horror-Oma hat ein Archiv, da können manch andere einpacken. Über magische Dinge ist sie informiert. Sicherlich kann sie etwas mit der Hexeninsel anfangen.«

Sir James war skeptisch. »Glauben Sie denn, die Insel durch Mrs. Goldwyn finden zu können?«

»Man muß alles versuchen.« Meine Hand lag schon auf dem Hörer und hob ihn hoch.

»Um diese Zeit anzurufen ist ja eigentlich eine Unverschämtheit«, murmelte Suko.

»Vergiß nicht, um was es geht. Zudem können ältere Leute sowieso nicht so gut schlafen.«

Sir James räusperte sich. Anscheinend fühlte er sich angesprochen.

Ich hatte die Nummer getippt und hörte das Tuten aus dem Hörer. Es läutete einige Male durch. Dann hob jemand ab, und eine Stimme, die sich frisch und klar anhörte, meldete sich.

»Sinclair.«

»John, mein Junge. Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs?« Typisch Sarah Goldwyn. Sie sagte immer »mein Junge« zu mir. »Es liegt leider kein sehr erfreulicher Grund vor«, erwiderte ich und wurde von der Horror-Oma unterbrochen.

»Was ist denn geschehen?«

»Um es am Telefon zu erklären fehlt die Zeit. Können wir nicht zu Ihnen kommen?«

»Natürlich, gern.«

»Sofort?«

»Ja. Ich warte.«

»Noch eins«, sagte ich. »Wir brauchen nähere Informationen zu dem Begriff Hexeninsel.«

»Well, so aus der Hand kann ich Ihnen da auch nicht helfen, John.«

»Das sollen Sie auch nicht, Lady Sarah. Uns geht es darum, daß Sie schon einmal vorsortieren. Sie haben doch das tolle Archiv oben auf dem Speicher.«

»Ja, damit läßt sich etwas anfangen. Bis gleich dann.« Die alte Dame war Feuer und Flamme. Es störte sie nicht im Geringsten, daß wir längst nach Mitternacht hatten. Wenn es gegen die Mächte der Finsternis ging, stand sie immer bereit.

Auch wir erhoben uns. Sir James wollte uns beide Daumen drücken. Er kam auch noch auf Jane zu sprechen, redete dann jedoch nicht weiter.

Ohne es untereinander abgesprochen zu haben, verdrängten Suko und ich Jane Collins aus unseren Köpfen. Wir durften nicht vorbelastet sein und mußten versuchen, möglichst objektiv an die Sache heranzugehen.

Hoffentlich gelang uns dies.

Der Bentley war noch warm. Wir mußten rüber nach Mayfair, denn dort wohnte Sarah Goldwyn. Durch die fast leeren Straßen war es ein Vergnügen, den Wagen zu lenken, und wir erreichten den berühmten Londoner Vorort in Rekordzeit.

Lady Sarah Goldwyn wohnte in einer ruhigen Straße, in der noch das alte viktorianische England beheimatet war. Alte, prächtige Bürgerhäuser, die meisten renoviert, reihten sich aneinander. Die Vorgärten wirkten gepflegt, und die Laubbäume auf den Gehsteigen zeigten das satte Maigrün.

Über der Haustür brannte die Lampe. Und wir sahen Lady Sarahs Schatten hinter dem Fenster, als wir den Bentley verließen. Kaum hatten wir den plattierten Weg des Vorgartens betreten, als sie uns schon die Tür öffnete.

»Bitte, kommen Sie herein!«

Wir entschuldigten uns noch einmal, doch die Horror-Oma winkte ab. »Unsinn, ich freue mich ja, wenn ihr mich braucht.« Nach diesen Worten strahlte sie.

Umgezogen hatte sie sich nicht. Über ihr Nachthemd hatte sie einen Morgenmantel gestreift, der ihr ebenfalls bis zu den Knöcheln reichte. Das Haar war im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden: ihre Standardfrisur.

»Ich habe schon ein wenig vorsortiert«, erklärte sie uns und ging vor zur Treppe. Auf der ersten Stufe drehte sie sich um und lächelte verschmitzt. »Und ich glaube, daß ich sogar fündig geworden bin, meine Freunde.«

»Das wäre toll«, erwiderte ich.

»Ja, wenn ihr die alte Sarah nicht hättet.« Sie lachte verschmitzt und stieg die Treppe hoch.

Ihr altes Haus hatte Atmosphäre. Mir kam es immer so vor, als würde der Geist des British Empire, des alten, großen Englands, noch in ihm wohnen. Lady Sarah war eine dreifache Witwe und ziemlich vermögend, denn ihre Männer hatten ihr jedesmal ein erkleckliches Erbe hinterlassen. Ihr Hobby war äußerst ausgefal-

len. Sie beschäftigte sich mit allem, was nur den Hauch von Horror aufwies. Die Bibliothek, die sie sich im Laufe der Jahre zugelegt hatte, konnte man schon als beeindruckend bezeichnen. Alles, was an Büchern erschien, die sich mit dem Gebiet der Fantastik beschäftigten, wurde von Lady Sarah gekauft. Auf dem großen Dachboden hatte sie sich ein Archiv bauen lassen und gleichzeitig einen kleinen Kinoraum, denn sie kaufte sich regelmäßig die neu auf den Markt kommenden Filme. Trotzdem ging sie noch oft ins Kino, und sie war bei den meisten jugendlichen Besuchern der Horrorfilme eine bekannte Größe.

»Ich war heute übrigens wieder im Kino«, erklärte sie uns.

»Vielmehr war es schon gestern.«

»Und was haben Sie gesehen?«

Lady Sarah drehte sich um und lächelte verschmitzt. »Einen Horror-Streifen. American Werewolf.«

»Wie war er?«

»Klasse. Sollten Sie sich auch ansehen.«

»Wir haben von Werwölfen die Nase voll.«

»Worum geht es eigentlich?« wollte Lady Sarah wissen, als wir auf dem Speicher standen.

»Um Jane Collins.«

Sie erschrak, denn auch sie kannte die Detektivin gut. »Ist ihr etwas passiert?«

Ich nickte, weil ich nicht sprechen konnte, denn in meiner Kehle saß plötzlich ein Kloß. Abermals wurde mir bewußt, was mit Jane los war. Ich konnte es einfach nicht verdrängen.

»John, mein Junge, was ist los?« Sie trat zu mir und umfaßte meinen Arm.

Ich mußte ein paarmal schlucken, bevor ich antwortete. »Es geht um Jane«, gab ich rauh zurück.

»Also doch.«

»Jane Collins ist vom Geist des Rippers gefangen worden und befindet sich nun in der Hand der Oberhexe Wikka. Man kann sie selbst als Hexe bezeichnen.«

»Nein!« Sarah Goldwyn wankte zurück. »Das - kann doch nicht wahr sein, John.«

»Es ist leider eine Tatsache.«

Sie schaute Suko an, der nickte.

»Und jetzt?« hauchte sie.

»Suchen wir ihr Versteck. Wir haben den Begriff Hexeninsel gehört. Dort könnte sie sein.«

»Wenn das so ist ...« Lady Sarah schüttelte den Kopf. Sie hob ihre schmalen Schultern, senkte den Blick und ging auf einen Tisch zu.

Drei Bücher lagen dort. Die schwarzen Umschläge waren durch Plastikhüllen geschützt, so blieben die alten Werke haltbar. Keiner von uns sprach mehr. Wie eine Wand lag das Schweigen über dem Dachraum.

Ich blätterte das erste Buch durch, Suko hatte sich das zweite vorgenommen.

Unter dem Stichwort-Verzeichnis fanden wir auch den Begriff Hexeninsel. Etwa eine Viertelstunde lasen wir und machten uns auch Notizen. Dann verglichen wir.

Beide hatten wir ungefähr die gleichen Informationen. Es war nicht die Hexeninsel, die Sir James in seinem Bericht erwähnt hatte, sondern eine andere.

Sie lag ebenfalls im Atlantik, aber am südlichen Ende des Kanals, von uns gar nicht mal so weit entfernt. Den Namen Hexeninsel hatte sie im Mittelalter erhalten. Man hatte dort Frauen ausgesetzt, die man für Hexen hielt. Dies geschah jeweils in der Walpurgisnacht, und die Frauen wurden ohne Nahrung oder Wasser zurückgelassen. Man ging davon aus, daß ihnen der Teufel helfen würde. Ob er es tatsächlich getan hatte, stand in den Sternen.

Jedenfalls wußten wir Bescheid, dabei war es noch keineswegs sicher, daß es sich bei der Insel um dieselbe handelte, auf der sich nun Wikka, die Oberhexe, mit ihren Dienerinnen aufhielt. Aber es war zumindest den Versuch wert, die Insel einmal anzufliegen.

»Hat es euch geholfen?« wollte Lady Sarah wissen.

»Ich glaube schon«, sagte ich und klappte das Buch zusammen.

»Ihr wollt hin?«

»Ja.«

»Gibt es denn eine Chance für Jane?« Das war eine Frage, auf die ich auch keine Antwort wußte und ich hob die Schultern.

»Was tun Sie, John, wenn Sie ihr gegenüberstehen? Schießen? Mit dem Kreuz attackieren?«

»Das kann ich nicht. Ich hoffe noch auf eine andere Chance. Auf eine Art von Exorzismus, eine Austreibung, die Tanith, die Wahrsagerin, vornehmen kann.«

»Aber dafür ist es zu spät«, flüsterte Lady Sarah.

»Das will ich nicht hoffen« erklärte ich. »Es muß uns gelingen, Jane zu ihr zu bringen.«

»Weiß Tanith schon Bescheid?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, dazu sind wir nicht gekommen, aber sie wird sich bestimmt nicht sträuben. Nur möchte ich abwarten, bis es wirklich so weit ist.«

»Da wünsche ich euch viel Glück. Ich werde für Jane beten. Sie kann doch nicht in den Klauen dieser Dämonen bleiben. Das ist unmöglich. Sie ist ein Mensch, eine ...«

Ich sagte nichts, sondern wandte mich zum Gehen. Suko folgte mir, Lady Sarah machte den Schluß. Unten verabschiedeten wir uns. Sie wünschte uns viel Glück, und in ihren Augen lasen wir eine echte Besorgnis.

»Sie schaffen es, mein Junge«, sagte sie voller Optimismus. »Sie schaffen es bestimmt.«

»Das will ich hoffen, aber ehrlich gesagt ...« Ich sprach nicht weiter, sondern wandte mich ab.

Als wir starteten, stand Lady Sarah vor der Haustür. Den Arm hatte sie halb erhoben.

Es war ein müdes, resignierendes Winken ...

Wir flogen mitten hinein in eine Hölle aus Glut, Himmel und herrlichen Farben.

Sonnenaufgang über dem Meer. Noch lag ein Teil der Dunkelheit über dem Wasser, aber urplötzlich stand ein Teil des Himmels in Flammen und füllte auch das Innere unseres Hubschraubers aus.

Wir flogen selbst.

Der Einsatz war gefährlich, und so konnten wir es nicht riskieren, daß ein Pilot unter Umständen dabei sein Leben verlor.

Sir James hatte seine Verbindungen spielen lassen, so daß uns praktisch von einer Sekunde zur anderen die Maschine zur Verfügung stand.

Bald drehten wir ab und flogen nach Westen, so daß sich die aufgehende Sonne hinter uns befand und ihre langen, breiten Strahlen einen herrlichen Teppich aus bunten Farben auf die unendlich erscheinende Wasserfläche unter uns warf.

In der Ferne, wo sich Himmel und Horizont trafen, sahen wir die Erdkrümmung. Der Blick war klar. Kein Dunst verschleierte ihn, und es würde ein herrlicher Tag werden.

Die Hexeninsel gehört noch zu Großbritannien. Sie liegt südwestlich davon, wo sich der Kanal zum Atlantik hin öffnet.

Eingezeichnet ist sie nur auf den Spezialkarten der Marine, auch dort nur als kleiner Flecken.

Sprit hatten wir genug. Der Hubschrauber war mit Zusatztanks ausgerüstet. Das reichte für den Hin- und auch für den Rückflug, falls es die Hexen zuließen.

Suko hatte wie so oft die Karte auf seinen Knien liegen. Immer wieder schaute er und verglich. Unter uns sahen wir hin und wieder Inseln, allerdings nicht die, die wir suchten.

Da mußten wir noch einige Zeit fliegen.

Längst hatten wir uns an das Dröhnen der Rotorblätter gewöhnt, wir hörten es gar nicht mehr und konzentrierten uns nur auf unser Ziel.

Die Waffen hatten wir mitgenommen. Sogar mein schwarzmagisches Schwert, vielleicht konnte ich es brauchen. Falls die Insel tatsächlich ein Versteck der Oberhexe Wikka war, wußten wir nicht, was uns erwartete. Wir konnten nur raten. Mit Wikka und Jane sowie den beiden anderen Hexen hatten wir es mit vier Gegnerinnen zu tun. Doch Wikka umgab sich zumeist mit mehr Helferinnen, vielleicht mußten wir gegen eine Anzahl Feinde kämpfen, die das Dutzend überstieg.

Und noch etwas machte mir Sorgen. Ich hatte erlebt, welch eine Magie von Wikka beherrscht wurde. So mir nichts dir nichts hatte sie die Bäume und das Gras in Brand gesteckt. Was ihr dort gelungen war, konnte sie unter Umständen an unserem Hubschrauber wiederholen. Davor hatte ich Angst.

Zwei Schiffe sahen wir.

Sie wirkten aus der Höhe betrachtet sehr klein, obwohl es gewaltige Ölfrachter waren, die Kurs auf Rotterdam nehmen würden, dem größten Ölhafen der Welt.

»Du bist gut im Limit«, erklärte Suko und nickte mir beruhigend zu.

Ich hob kurz die Hand. Für ein Gespräch war es erstens zu laut, und zweitens mußte ich mich auf meine Arbeit konzentrieren, denn es ist nicht so einfach, einen Hubschrauber zu fliegen.

Wieder sahen wir mehrere Inseln. Selbst aus dieser Höhe konnten wir erkennen, daß ein grüner Schimmer von Vegetation auf ihnen lag. Diese Inseln waren nicht unser Ziel.

Abermals verging die Zeit. Die Sonne hatte den Himmel restlos blank gefegt. Weit im Westen sahen wir vereinzelt ein paar helle Wolken. Sie erinnerten mich an riesige Wattetupfer. Es würde wirklich ein herrlicher Tag werden, selbst über dem Atlantik hielt sich das Wetter prächtig.

Wir rauschten in großer Höhe über die Inselgruppen hinweg und sahen wieder das graue Meer vor uns. Manchmal hatte das Wasser einen grünlichen Schimmer, und im Norden entdeckten wir vier Boote einer Fischereiflotte.

Suko schaute jetzt immer öfter auf die Karte und wieder nach unten. Ein paarmal nickte er und streckte schließlich den Arm aus, wobei er schräg nach unten deutete.

»Da sind sie.«

Er hatte in der Mehrzahl gesprochen, obwohl ich der Meinung war, daß es sich bei der Hexeninsel nur um eine Insel handelte. Aber wir sahen drei.

Eine große und zwei kleinere.

Die beiden kleineren rahmten die große Insel ein.

Schnell näherten wir uns. Die Inseln wurden größer, ich ging tiefer. Wir erkannten, daß auf ihnen nichts wuchs. Es waren tatsächlich nur Felsen.

Grau wirkten sie, und an ihren Rändern gischteten schaumige Streifen hoch, von den sich brechenden Brandungswellen verursacht.

Bisher hatten wir von den Hexen noch nichts gesehen. Wir waren auch nicht angegriffen worden, so daß ich eine Landung riskieren konnte. Suko spreizte den Daumen ab, drehte dann die Hand und deutete nach unten. Er war ebenfalls meiner Meinung. Der Hubschrauber sackte weg. Ich hatte ihn zu schnell fallenlassen, und für einen Moment stiegen unsere Mägen fast bis hoch

in die Kehlen. Dann hatten wir uns wieder gefangen, sahen die Inseln größer werden und auch die rauhe, zerklüftete Felslandschaft. Es würde nicht einfach sein, dort einen geeigneten Platz für eine sichere Landung zu finden.

Wir dröhnten einmal über die Insel hinweg und flogen einen Kreis, um uns genauer zu informieren.

Es war wirklich ein Problem, einen Landeplatz zu finden. Das Gelände war zu rau und zerklüftet. Die Maschine würde unter Umständen kippen, wenn wir aufsetzten.

Das sah alles gar nicht gut aus.

Ich ging trotzdem tiefer, denn ich hatte gesehen, daß das Gelände zur Inselmitte hin anstieg, wobei es sich nicht zu einer kantigen Bergspitze verjüngte, sondern mehr zu einem Plateau auslief. Allerdings verdiente das Plateau diesen Namen kaum, denn es war ziemlich schmal und an den Rändern mit Geröll übersät. Deshalb mußte ich achtgeben, daß ich mit den Kufen nicht zwischen die Steine geriet und den Hubschrauber womöglich zum Kippen brachte.

Suko hatte die Karte zur Seite gelegt und starrte in die Tiefe. Er war ebenso gespannt wie ich. Ein erfahrener Pilot hätte über ein ähnliches Landemanöver sicherlich gelacht, ich dachte da anders, weil ich zu selten flog.

Wie ein rohes Ei wollte ich die Maschine behandeln und ließ sie nach unten sacken.

»Achtung, etwas nach links!« Suko hatte mich gewarnt, und ich reagierte sofort. Dadurch entging ich dem ziemlich hohen und kantigen Brocken, der fast an der linken Kufe gekratzt hätte, was überhaupt nicht schön gewesen wäre.

Bodenkontakt. Ein Zittern lief durch die Maschine und erfaßte auch unsere Körper.

Wir standen. Die Rotorblätter drehten sich noch. Ich stellte den Motor ab.

Tief holte ich Luft und wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn.

Die letzten Sekunden waren hart gewesen. Von meiner Warte aus betrachtet, konnte ich die Landung schon als ein kleines Kunststück ansehen. Ich schnallte mich los und stieß die Tür auf, während sich die Rotorblätter müde ausdrehen.

»Das hätten wir geschafft!«

Es war kühl auf der Insel. Der Wind kam aus wechselnden Richtungen und spielte mit unseren Haaren. Wir schnallten die hinderlichen Fallschirme ab und nahmen unsere Waffen.

Ich schaute für einen Moment auf Desteros Schwert. Sollte ich es mitnehmen, wenn wir das unübersichtliche Gelände erforschten? Quatsch! Was machte ich mir überhaupt Gedanken, das Schwert war eine wichtige Waffe. Ich wollte nicht darauf verzichten.

»Gib mir es«, sagte Suko.

Ich grinste. »Kannst du Gedanken lesen?«

»Fast.« Er nahm die Waffe an sich, drehte sich um und ging vor, während ich die Türen des Hubschraubers zuwarf.

Am Rand des kleinen Plateaus war der Chinese stehen geblieben und deutete noch vorn. Dort sahen wir eine der beiden Inseln. Zwischen der kleineren und der größeren, auf der wir standen, befand sich ein schaumiger Wasserstreifen. Schaumig deshalb, weil die Strömung von zahlreichen Riffs gebrochen wurde, über die das Wasser lief. Wie kleine Höcker ragten die Felsen aus dem Wasser.

Hatten wir tatsächlich die richtige Insel erwischt? Ein Eiland der Schwarzen Magie?

Noch war nichts davon zu spüren. Mein Kreuz reagierte nicht, und auch sonst blieb alles ruhig.

Eine klare Sicht, hellblauer Himmel, die Sonne hoch oben als riesiger, gelber Fleck.

»Ein bißchen Robinson«, meinte Suko.

»Ja, und ein bißchen Frieden.« Ich schlug meinem Partner auf die Schulter. Hier herumstehen, das wollte ich nicht, denn ich merkte, wie sich meine Gedanken schon wieder mit Jane Collins beschäftigten.

Als wir den flachen Hang hinunterstiegen, wurde ich abgelenkt, denn wir mußten achtgeben, daß wir nicht über die zahlreich verstreut liegenden Steine stolperten, die überall im Weg lagen. Irgendwie erinnerte mich dieses einsame Eiland an einen Platz, der wie zum Sterben geschaffen schien. Es gab kaum etwas Grünes.

Nur hier und da ein paar karge Halme, die sich an die Felsen klammerten oder aus Spalten wuchsen und sich jahrein, jahraus

gegen den wehenden Wind anstimmten. Wer hier hockte, der verhungerte nicht nur, er verdurstete auch, denn Quellen hatten wir keine gesehen.

Suko stand als erster unten. Er hielt sich in einer flachen Rinne auf, die das Regenwasser aus dem Gestein gewaschen hatte. Die Steine dort waren kleiner und blank wie Kiesel.

Der Chinese winkte mir zu. »Da ist eine Höhle!« rief er gegen den Wind an.

Schräg blieb ich stehen. »Wo?«

»Links.«

Ich folgte mit dem Blick die angedeutete Richtung und sah es selbst. Ein kleiner Felsenberg wuchs vor uns hoch, und in dem Gestein gähnte düster ein Eingang.

Das Versteck der Hexen?

Ich beeilte mich und stand bald neben meinem Freund, der sich schon der Höhle zugewandt hatte. Wir gingen geduckt, als der Wind Staub aufwirbelte und ihn in der Luft zu einer Wolke verteilte. Die Felswand nahm uns die Sicht auf das Meer. Wir drehten uns auch nicht um, so daß wir leider nicht bemerkten, daß sich über dem Wasser etwas zusammenbraute.

Dort hatte sich ein feiner Nebel gebildet, zu einem Reif verdichtet, der immer weiter wanderte und sich wie ein Ring um die Insel legen wollte.

Wie gesagt, das sahen wir nicht. Wir hatten nur Augen für die Höhle und mußten uns bücken, um sie überhaupt betreten zu können. Mit den Haaren streifte ich an der Decke entlang, und ich sah, daß mein vor der Brust hängendes Kreuz einen schwachen, silbrigen Glanz verbreitete.

Die Höhle war nicht geheuer!

»Die Lampe!« zischte ich Suko zu.

Der Chinese hielt sie bereits in der Hand. Es war nicht die Bleistiftleuchte, sondern ein lichtstärkeres Gerät, das wir eingeschaltet hatten.

Durch den Eingang fiel Helligkeit, aber sie reichte nicht aus, um die gesamte Höhle auszufüllen. Da tat uns die Lampe schon gute Dienste. Beide waren wir stehen geblieben. Ich schaute zu, wie mein Freund einen Kreis schlug und den Lichtstrahl wandern ließ, der lautlos die Wände der Höhle abtastete.

Was wir sahen, war der kalte Horror!

Skelette, zerfallen, brüchig, teilweise zu Staub geworden, lehnten an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand. Schädel lagen am Boden, Armknochen und Gelenke. Die Überreste schimmerten bleich und gelblich, wenn sie von dem hellen Licht aus der Dunkelheit gerissen wurden.

Wie viele menschliche Überreste hier lagen, das konnten wir höchstens raten. Aber wir ahnten, wo wir gelandet waren, und ich sprach es aus.

»Ein Sterbeplatz für Hexen!« Ich flüsterte die Worte nur. Suko gab mir durch sein Nicken recht.

Dann ging er vor und leuchtete über den Boden, der mit einer feinen hellen Schicht belegt war.

Skelettstaub.

»Ihnen hat der Teufel nicht geholfen«, sagte mein Partner. »Sie waren keine Hexen.«

»Trotzdem müssen sie etwas mit Magie zu tun gehabt haben«, gab ich leise zurück. »Mein Kreuz reagiert.«

»Kann das nicht einen anderen Grund haben?« fragte Suko gegen und drehte den Kopf, damit er mich anschauen konnte.

»Welchen?«

Da war auch der Chinese überfragt.

Wie lange die Skelette hier schon lagen, konnte ich nicht sagen. Sicherlich Hunderte von Jahren, denn der Hexenwahn war zum Glück vorbei, auch wenn er vor einigen Monaten in London kurz wieder aufgeflackert war.

Ich ging die zwei Schritte vor, bis ich Suko erreicht hatte. Mit den Fußspitzen konnte ich den auf dem Boden liegenden Leichenstaub berühren. Als nächste Aktion streifte ich die Kette über den Kopf, nahm das Kreuz und berührte damit die Skelette.

Das Kruzifix reagierte nicht!

Ich versuchte es bei einem Schädel, schlug mit dem Kreuz dagegen und vernahm nur einen hohl klingenden Laut, mehr nicht.

Dann brach der Schädel auseinander, allerdings nicht, weil ihn Weiße Magie zerstört hätte, sondern weil er verwittert war, der Zahn der Zeit hatte zu sehr an ihm genagt.

»Das war wohl nichts«, bemerkte Suko und hatte mit seiner Feststellung genau ins Schwarze getroffen.

Eine Spur der Hexen hatten wir nicht gefunden. Wir standen nur vor den Gebeinen der unglücklichen Opfer, die man hier auf der Insel kurzerhand abgesetzt hatte.

Eine Bilanz des Schreckens.

Ich wollte mir trotzdem noch die Wände der Höhle näher ansehen. Vielleicht entdeckte ich einen Hinweis auf die Hexen, eine Zeichnung, eine Spur, aber da war nichts zu machen.

Doch Suko hatte etwas gesehen. Er rief mich, ich trat neben ihn und sah den hellen Fleck an der Wand, den Suko mit seiner Lampe anleuchtete.

Innerhalb des gelben Kreises entdeckte ich ein großes W.

Und mit einem W begann auch der Name der Oberhexe Wikka.

Uns war längst klar, daß keine andere so ein Zeichen hinterlassen hatte. Das konnte nur Wikka gewesen sein.

Über dem Lampenstrahl hinweg trafen sich unsere Blicke. Ich sah Sukos Nicken.

»Also doch die richtige Insel«, sprach ich aus.

»Ja, nur haben wir Wikka nicht.«

»Vielleicht kommt sie noch. Hexen sind Dämonen und Geschöpfe der Nacht.«

»Sollen wir hier die Dunkelheit abwarten?«

Ich hob die Schultern. »Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, mein Lieber.«

Sukos Gesicht war anzusehen, daß er davon nicht begeistert war. Ich übrigens auch nicht.

»Und wo sollen wir warten? In der Höhle hier?«

»Nein, an der Maschine. Von dort haben wir den besten Überblick.«

»Wenn dir der Wind nichts ausmacht, bitte«, meinte der Chinese grinsend.

»Wir können uns ja hineinsetzen.«

»Ja, das würde dir so passen.« Suko war aufgefallen, daß ich mich während des Dialogs bewegt und auch herumgesehen hatte.

»Was ist denn?« fragte er mich.

»Ach nichts.«

»Lüg mich nicht an, John. Du suchst nach einem Hinweis auf Jane Collins, stimmt's?«

»Genau.«

»Da wird nichts sein. Es ist überhaupt die Frage, ob sich Jane jemals hier einfinden wird. Wikka kann ganz andere Pläne mit ihr haben. Du mußt dich damit abfinden, gefährlicher zu leben. Sie wird Jane auf dich hetzen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, gab ich kleinlaut zu und verfluchte insgeheim den Umstand, der Jane zu einer Dämonendienerin gemacht hatte.

Plötzlich sah ich das W deutlicher. Nicht weil Suko es mit der Lampe anleuchtete, es strahlte von sich aus.

Ein düsteres grünes, unheilvolles Glühen ging von dem Buchstaben aus und warf seinen Schein in einen Teil der Felsenhöhle, so daß unsere Gesichter fahl und gespenstisch wirkten.

Jetzt wollte ich es wissen.

Mit zwei Schritten stand ich vor der Wand, wo das W glühte. Die Kette ließ ich um meinen Hals, als ich das Kreuz anhub und es gegen den unheilvollen Buchstaben preßte.

Sofort verlöschte der Schein.

Und noch eine Reaktion vernahmen wir.

Draußen klang ein gellender Schrei auf.

Ich war schnell wie der Wirbelwind, kreiselte um meine eigene Achse, rannte an Suko vorbei und auf den Ausgang der Höhle zu. Ich rannte genau in mein Verderben!

Ich hatte die geheimnisvolle Höhle noch nicht richtig verlassen, als plötzlich sechs Hände zugriffen. Das ging so schnell und lief mit einer nahezu teuflischen Präzision ab, daß ich nicht mehr dazu kam, etwas dagegen zu unternehmen.

Die Hexen erwischten mich wehrlos.

Meine Arme und Beine wurden hochgerissen. Ich wollte mich herumwerfen, doch die Kraft der anderen war zu stark, und ihr Gelächter gellte in meinen Ohren.

Dann zerrten sie mich wuchtig hoch, und sie selbst stiegen gleichzeitig in die Luft.

Vor Furcht stand mein Herz still. Schneller als in unserem Hubschrauber ging es in die Höhe. Ich spürte den scharfen Wind, der in meine Haut biß, hörte das Flattern der Kleidung, riß die

Augen auf, die durch den Windzug anfangen zu tränen, und sah vor mir die Hexe mit dem feuerroten Haar, die ihre klauenartigen Hände um meine beiden Fußknöchel gepreßt hielt.

Es war schlimm. Meinen ersten Schock hatte ich zwar überwunden, aber in der Lage, in der ich mich nun befand, konnten die Hexen mit mir machen, was sie wollten. Wenn sie mich jetzt fallen ließen, blieb ich mit zerschmetterten Knochen auf dieser einsamen Insel liegen, und nichts würde mich mehr retten.

Obwohl ich am liebsten geschrien hätte, zwang ich mich zur Ruhe, bewegte meinen Kopf, und es gelang mir, nach unten zu schielen.

Da lag die Insel. Wir befanden uns etwa so hoch, wie Suko und ich es auch mit dem Hubschrauber gewesen waren. Ich konnte nicht nur die eine Insel sehen, sondern auch die beiden anderen kleinen.

Und ich erkannte den bläulich schimmernden Nebelring, der sich um das größte Eiland gelegt hatte, das Wikka, der Oberhexe, gehörte.

Ja, die Insel hatte den richtigen Namen. Es war eine Hexeninsel. Mir hatte man es auf sehr drastische Art und Weise vor Augen gehalten.

Meine Arme waren so hochgerissen worden, daß ich in den Gelenken an den Schultern Schmerzen verspürte. Rechts und links von mir schwebten die beiden Hexen, die mich an den Handgelenken festhielten. Wenn der Wind manchmal ungünstig wehte, dann flatterte ihre Kleidung und wurde mir ins Gesicht gedrückt, so daß ich sogar den Muff und Moder riechen konnte, der diesen blauen Tüchern anhaftete.

Nicht nur der Wind wehte, jaulte oder pffif um mich herum, auch noch andere Geräusche vernahm ich.

Es war das Triumphgeheul der Hexen.

Sie kreischten, lachten und freuten sich auf eine diebische Art und Weise. Endlich hatten sie ihren Gegner gefangen. Er befand sich in ihren Klauen, und sie würden einen Teufel tun und ihn loslassen. Die Chance gaben sie mir nicht.

Es hatte keinen Sinn, zu zappeln oder auf andere Weise zu versuchen, mich zu befreien. Das war das Schlimmste, was mir passieren konnte.

Die Hexen hatten es verdammt schlau angestellt. Sie hielten mich so umklammert, daß es mir nicht gelang, an mein Kreuz zu gelangen. Zudem wurden sie von dem wertvollen Kruzifix auch nicht berührt, denn durch meine Haltung - es war die Rückenlage - hing die Kette seitlich an meinem Körper, und das daran befestigte Kreuz verschwand in Deckung meiner Achselhöhle. Wann würde ich fallen?

Noch dachten die Hexen nicht daran. Sie wollten ihren Spaß mit mir haben und führten das auf, was man mit dem Wort Hexenreigen bezeichnet.

Hoch über der Insel begannen sie sich zu drehen und gerieten dabei in einen wahren Tausendfüßler. Der Kreis ging links herum, ich wurde festgehalten, hörte ihr Kreischen und Lachen, und ein rasender Schwindel packte mich, der auch noch weiterging, als die drei Hexen plötzlich innehielten.

Vor meinen Augen drehte sich alles. Allerdings hatte ich den Kopf schief gelegt und konnte für einen Moment das Gesicht der Hexe sehen, die meinen linken Arm gepackt hielt.

Verzerrte Züge. Ein dämonischer Ausdruck in den Augen. Über der Stirn das blonde Haar.

Es paßte alles.

Diejenige Person, die mich festhielt, war keine geringere als Jane Collins!

John Sinclair war so schnell, daß Suko nicht dazu kam, ebenfalls die Höhle zu verlassen. Vielleicht war es sein Glück, denn er mußte mit ansehen, wie der Geisterjäger von mehreren Händen gepackt und in die Höhe gerissen wurde.

Auch Suko hatte damit nicht gerechnet. Er war ebenfalls schockiert, stand inmitten der Höhle und mußte diese Tatsache erst einmal verdauen.

Die Hexen hatten zugeschlagen.

Und John war in ihre perfekt aufgebaute Falle gelaufen. Sehen konnte Suko ihn nicht mehr, er dachte sich seinen Teil und wollte sich Gewißheit verschaffen, ohne dabei etwas zu überstürzen.

Mit gezogenem Schwert näherte er sich vorsichtig dem Höhleneingang und schaute ins Freie.

Er sah nur das graue, häßliche Gestein. Allerdings hatte sich doch etwas getan. Wenn er den Kopf nach links drehte, konnte er über eine flachere Fläche bis hin zum Ufer blicken, und dort sah er einen bläulich schimmernden Nebelring, der seiner Ansicht nach die gesamte Insel umfassen hielt.

Wikka hatte vorgesorgt!

Ihr gehörte die Insel. Kraft ihrer Magie war es der Oberhexe zudem möglich, einige Dinge zu manipulieren, wie eben diesen bläulich schimmernden Nebel, der sich um das Eiland gelegt hatte. Wie Suko sie einschätzte, würde sie dafür sorgen, daß niemand ohne ihre Einwilligung die Insel verlassen konnte.

Weil er mit sämtlichen Tricks dieser Hexe rechnete, wurde er vorsichtig.

Er kümmerte sich nicht darum, wie es möglich war, daß die Hexen plötzlich die Insel besetzt hielten, für ihn zählte einzig und allein die Tatsache, daß sie überhaupt da waren.

Einen Kampf konnte er nicht vermeiden. Das war Suko längst klar geworden. Freiwillig würde Wikka ihre Feinde nicht von der Insel lassen, und der Chinese mußte sich schon etwas einfallen lassen, denn auf John Sinclair konnte er nicht zählen.

Im Eingang der Höhle blieb er stehen. Zwei wichtige Waffen hielt er in den Händen.

Das Schwert und die Dämonenpeitsche.

Daß er die Höhle nicht überstürzt verlassen hatte, erwies sich nun als günstig, denn Wikka griff zu einem Trick und ließ Feuer aus der Luft regnen.

Suko sah plötzlich die glühenden Bälle, die von oben herabfielen und den Boden berührten, wo sie sich ausbreiteten und zu langen Feuerarmen wurden, die wie dünnes Knetgummi wirkten, als sie sich ausrichteten und zum Eingang hin schwenkten.

Da schlug Suko zu.

Wieder einmal bekämpfte er Schwarze Magie mit Schwarzer Magie. Schwert gegen Feuerschlange, denn es waren feurige Schlangen, die vor seinem Gesicht pendelten.

Seitlich führte der Chinese die Klinge. Drei Schlangen trennte er mit einem einzigen Hieb in der Mitte durch und lachte auf, als sie zu Boden fielen, schwarz wurden und verdorrten.

Die letzte, die übrigblieb, ignorierte der Chinese, denn er stieß

sich ab, huschte nach draußen, lief einige Schritte, stoppte und drehte sich um. Er sah Wikka!

Die Hexe stand über ihm. Auf einem schmalen Vorsprung hatte sie ihren Platz gefunden, eine grünliche Aura umgab sie, und die Hexe hielt beide Arme hoch, wobei sie mit ihren Händen ein Bild festhielt, das den Kopf des Teufels zeigte.

Als wäre das Schwert heiß, so heftig ließ Suko es fallen, zog die Beretta und feuerte.

Wikka hatte mit dieser Attacke nicht gerechnet. Um so überraschter war sie, als die Kugel nicht sie traf, sondern das Bild zwischen ihren Händen.

Ein Loch entstand, im nächsten Augenblick huschten grüne Flammen hoch und verbrannten das Foto.

Vor Wut brüllte die Hexe, denn fast hätten ihr die Flammen noch die Finger verbrannt. Suko aber freute sich. Er hatte bewußt nicht auf die Hexe gehalten, denn sie brauchte er als Geisel, damit er John Sinclair freipressen konnte.

»Okay«, sagte er, »die nächste Silberkugel setze ich dir zwischen die Augen, Wikka.«

Die Hexe zuckte zusammen. Ein Zeichen ihrer Unsicherheit. Sie wußte anscheinend nicht, ob sie die Kraft besaß, dem geweihten Silber der Kugel zu widerstehen.

»Was hast du mit Sinclair gemacht?«

Ihr Lachen klang blechern und höhnisch. »Sieh selbst nach oben, dann kannst du ihn erkennen!«

Es war schwer für Suko. Wenn er den Kopf in den Nacken legte, mußte er Wikka aus den Augen lassen. Das gefiel ihm überhaupt nicht.

»Hast du Angst?«

»Nein, aber ich kann mir denken, daß sie ihn hoch in die Luft mitgenommen haben.«

»Sehr richtig. Und sie warten nur auf meinen Befehl, ihn fallenzulassen.«

»Wenn du das tust, erledige ich dich«, erwiderte Suko kalt.

Das etwas breite Grinsen der Oberhexe verzog sich zu einem Lächeln. »Ich habe mir gedacht, daß du so reagieren würdest, aber damit rettetest du John Sinclair auch nicht. Ich bin fest entschlossen, ihn hier zu vernichten.«

»Auch wenn du selbst stirbst?«

»Ich werde nicht sterben. Zudem habe ich Unterstützung. Drei Hexen stehen auf meiner Seite, und rate mal, wer sich unter ihnen befindet.«

»Ich weiß, daß es Jane Collins ist.«

»Sehr richtig. Sie ist die Schlimmste von allen. Ich mußte sie direkt zurückhalten, weil sie ihren ehemaligen Freund unbedingt tot sehen wollte. Noch kann sie mit ihm spielen, aber nicht mehr lange, denn ich werde nicht zögern, den Befehl zu geben.«

Suko hörte die Entschlossenheit aus ihrer Stimme. Er wußte nicht, wie er sich entscheiden sollte. Warten, schießen? Oder vielleicht aufgeben?

Nein, das war nicht Sukos Art.

Also griff er zum härtesten, zum letzten Mittel.

Er schoß!

Freunde, es versetzte mir einen Stich!

Obwohl ich es geahnt und zuletzt auch gewußt hatte, wurde ich durch diese direkte Berührung mit der Wahrheit schockiert.

Jane Collins hatte mitgeholfen, mich in die Höhe zu ziehen. Sie hielt mich umklammert, und sie würde auch nicht zögern, mich loszulassen, damit ich dem Erdboden entgegenfiel und mein Körper zerschmettert wurde.

So und nicht anders sah die Realität aus!

Jane Collins war meine Feindin, und man hatte sie innerhalb des Hexenreigens als Mitglied akzeptiert. Sie war aufgenommen worden und diente nun Wikka, der Königin aller Hexen.

Ich hatte es eigentlich nicht gewollt, aber ich konnte nicht anders und schrie ihren Namen.

Trotz der uns umgebenden Geräusche hatte sie mich gehört. Sie riß den Mund auf. Ihr Lachen übertönte das Kreischen der anderen Hexen. Es war böses, widerliches Lachen, in dem alles lag, was sie für mich empfand.

Abscheu und Haß!

»Hexentanz!« schrie sie dann. »Wir laden dich ein zum Hexentanz, John Sinclair. Der Ripper und die Hexen. Er hat wichtige Verbündete gefunden, das kannst du nur glauben.« Abermals

kicherte sie und lachte schrill auf, und die anderen reagierten ebenfalls. Sie drehten sich noch schneller als zuvor.

Mir tat alles weh.

Sie müssen sich mal vorstellen, ich wurde ja von diesen drei Hexen an den Gelenken gehalten. Fuß- und Handgelenke preßte man mir zusammen, während sich mein Körper durchbog und mein Gewicht an den Gelenken riß.

Das war kein Vergnügen, entsprechend verzerrt war mein Gesicht, auf dem sich die Angst und die Anstrengung abzeichneten.

So rasch wie der Hexenreigen begonnen hatte, so abrupt hörte er auch auf.

Plötzlich standen wir still.

Ich spürte weiterhin die Nachwirkungen der Drehungen, der Schwindel war wie eine gewaltige Wolke, die sich auf mich gelegt hatte und sich nur allmählich auflöste.

Die drei Hexen hielten mich nach wie vor fest. Sie hatten sich allerdings ein wenig gedreht, so daß sie nach unten auf die Insel schauten.

Ich konnte nichts tun, mußte mich völlig passiv verhalten, ich drehte den Kopf ein wenig und strengte mich ebenfalls an, in der Tiefe etwas erkennen zu können.

Der blaue Nebel hatte noch immer seinen Ring um die Insel gelegt. Wikka mußte mit ihm spielen können, aber der Todesnebel eines Solo Morasso war er nicht. Der hätte Menschen als auch Tiere regelrecht aufgelöst, indem er ihnen die Haut wegätzte. Hier spielte der Nebel meines Erachtens nach nur eine zweitrangige Rolle. Wichtig waren die Hexen und vor allen Dingen Wikka, ihre Anführerin.

Sie stand auf einem Felsen. Das konnte ich noch sehen, und wenn mich nicht alles täuschte, mußte dieser Felsen dort liegen, wo wir in der Höhle verschwunden waren.

Wenn meine Augen nur nicht so getränt hätten!

Ich mußte mich zu sehr anstrengen, um etwas erkennen zu können, aber ich glaubte unterhalb der Oberhexe Wikka plötzlich Flammen zu sehen, die sehr schnell wieder zusammensanken, und dann erschien eine Gestalt, die ich gut kannte.

Suko!

Er hatte die Höhle verlassen, mußte mich auch gesehen haben, doch ich sah keine Reaktion. Dafür wandte er sich der Hexe zu. Die beiden standen sich gegenüber.

Wikka etwas erhöht. Suko tiefer, er mußte zu der Hexe hochschauen, die sicherlich etwas sagte.

Und die Hexen, die mich festhielten? In ihren Gesichtern stand nicht zu lesen, welche Gedanken hinter den Stirnen vorgingen. Zwei von ihnen starrten nur in die Tiefe, während mir Jane Collins hin und wieder einen Blick zuwarf, der an Kälte und Grausamkeit wohl kaum zu überbieten war. Nicht einmal vom Teufel.

Was sprachen Suko und Wikka?

Verhandeln sie? Vielleicht um mich? Um mein Leben, das an einem seidenen Faden hing, denn ich befand mich im wahrsten Sinne des Wortes in den Händen der Hexen.

Sie brauchten nur loszulassen, dann ...

Da peitschte ein Schuß.

Bei einer Entfernung wie dieser natürlich schwer zu hören, aber ich hatte Glück, denn der Wind stand ziemlich günstig. Ein dünnes Echo traf meine Ohren, und auch die Hexen hatten den Schuß vernommen, denn sie zuckten zusammen. Für eine schrecklich lange Sekunde hatte ich das Gefühl, nicht mehr festgehalten zu werden, doch es war zum Glück eine Einbildung.

Noch ...

Denn im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse. Vom Boden der Insel her drang ein gellender Schrei an meine Ohren, ein Befehl, ein Wort, was weiß ich. Verstehen konnte ich nichts. Aber die drei Hexen hatten ihn verstanden.

Sie wußten genau, was sie zu tun hatten. Und Jane Collins sprach das aus, was mir so schreckliche Angst bereitete.

»Zur Hölle mit dir, John Sinclair!«

Dann öffneten die drei Hexen ihre Fäuste!

Ich fiel!

Zeit- und Dimensionssprünge hatte ich schon des öfteren erlebt. Ich kannte das Gefühl des Gleitens, des Schwebens durch mathematisch kaum erfaßbare Räume, das Durchqueren der anderen Welten und die Eindrücke, die ich dabei empfand. Manchmal ein verwirrendes Farbenspiel, das Auftauchen irgendwelcher Monster, deren Weg ich kreuzte.

All das blieb aus.

Dieser Fall gehorchte den Gesetzen der Physik. Hier hatte die Erdanziehung Bestand. Ich würde auf den felsigen Boden krachen und als zerschmettertes Bündel Mensch tot liegenbleiben.

Wieviel Zeit blieb mir?

Drei Sekunden, vier?

Sie ging so rasch vorbei und war in Wirklichkeit doch so lang, denn in diesen schrecklichen Augenblicken vernahm ich nicht nur das Brausen des Windes, sondern sah auch Bilder.

Stationen meines Lebens zogen in nicht meßbarer

Geschwindigkeit vor meinem geistigen Auge dahin. Ich sah mich gegen meine starken Gegner ankämpfen, den Schwarzen Tod, Asmodina, den Spuk. Myxin und Kara lächelten mir zu, und ich sah einen Bill Conolly mit entsetzt aufgerissenen Augen, als könnte er nicht begreifen, was mit mir geschah.

Eindrücke, Visionen - mehr nicht.

Und keine Hilfe!

Ich traute mich nicht, die Augen aufzureißen, ich wartete nur auf den alles zerstörenden Aufprall, der unweigerlich erfolgen mußte ...

Suko hatte getroffen!

Die Kugel hieb in Wikkas Körper, aber sie blieb nicht darin stecken, denn die Hexe stand längst an einer anderen Stelle. Sie hatte ihre Magie ausgespielt. Der Gegenstand, auf den Suko gezielt hatte, war ein Doppelkörper gewesen, der verblaßte und verschwand.

Dafür sprach die echte Hexe. Sie stand weiter links von Suko und schaute ihn an.

Abermals hatte sie die Arme ausgebreitet, das lange Gewand wurde angehoben, und der Stoff flatterte im Wind.

»Das also ist dir dein Freund John Sinclair wert!« rief sie. »Du hast den Anfang gemacht, und du wirst auch die Folgen zu tragen haben. Den ersten Schuß habe ich dir gelassen. Nun bin ich an der Reihe. Ich werde den Hexen meinen Befehl geben, damit sie deinen Freund John Sinclair fallenlassen und ich ihn tot vor meinen Füßen liegen sehe. Als hilfloses, zerschmettertes Bündel,

an dem ich meine reine Freude habe. Du hast deine Karten verspielt, Chinese.«

Es waren Worte, die Suko hart trafen. Hatte die Hexe recht? War es wirklich ein Fehler von ihm gewesen, so zu handeln? Er konnte es sich kaum vorstellen, denn was hätte er anders tun sollen? Wenn er nicht reagiert hätte, wäre es trotzdem um John Sinclair geschehen gewesen, denn daß Wikka Gnade kannte, damit war kaum zu rechnen. Zu groß war ihr Haß auf den Geisterjäger.

In Suko tobte eine Hölle aus Zweifeln. Mußte er sich Vorwürfe machen? Hatte er einen großen Fehler begangen und trug er dann unter Umständen die Schuld an John Sinclairs Tod?

Er spürte, daß sämtliches Blut aus seinem Gesicht gewichen war. Die Furcht und die Angst, versagt zu haben, bewirkten diese Reaktion.

Suko dachte an einen zweiten Schuß. Es wäre Munitionsverschwendung gewesen, und mit den anderen Waffen konnte er nichts ausrichten, da Wikka zu weit entfernt von ihm stand.

»Das ist das Ende des Geisterjägers John Sinclair!« rief Wikka höhnisch. »Dreh dich um, Chinese, dann wirst du es sehen!«

Suko, innerlich völlig leergebrannt, tat, was sie gefordert hatte.

»Sieh nach oben!«

Auch das tat Suko. Er wandte Wikka dabei den Rücken zu, gab sich selbst praktisch in ihre Hände und konnte erkennen, daß die drei Hexen, unter denen sich auch Jane Collins befand, ihren Tanz nicht mehr weiterführten und gestoppt hatten.

Sie hatten einen Kreis gebildet und standen in der Luft

Und als Suko den Schrei der Wikka hörte, da lief ein kalter Schauer über seinen Rücken, und die Muskeln in seinem Nacken zogen sich zusammen.

Es war ein Befehl.

Die Hexen gehorchten.

Sie ließen den Geisterjäger los.

Wie ein Stein kippte John in die Tiefe, während Wikka den Fall mit einem grellen Lachen begleitete ...

Was tun? Vielleicht war Suko tatsächlich anders als die meisten Menschen, bedingt durch seinen Beruf und die Einsätze, die hinter ihm lagen. Jedenfalls schrie er nicht, versteckte sich nicht, sondern handelte plötzlich.

Er startete.

»Willst du ihn auffangen?« lachte die Oberhexe hinter ihm und amüsierte sich köstlich.

Nein, auffangen wollte Suko seinen Freund nicht. Aber ihm war eine wahnwitzige Idee gekommen. Eine, die man als verrückt und gleichzeitig sensationell bezeichnen konnte, aber die einzige noch verbleibende Chance.

Ohne daß Wikka es bemerken konnte, hatte er seinen Stab unter der Jacke hervorgeholt. Es war eine kaum bezahlbare Waffe im Kampf gegen die Mächte der Finsternis. Von Buddha sollte er abstammen. In einem tibetanischen Kloster hoch in den Bergen des Himalaya hatte Suko ihn bekommen. Ein magisches Erbe, das die Zeit manipulierte. Wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann stand die Zeit für eine Spanne von fünf Sekunden still.

Jeder, der sich in Rufweite befand, konnte sich nicht mehr bewegen, nur der Träger des Stabs.

Und das wollte Suko versuchen!

Während er seinen Blick auf den fallenden Körper des Geisterjägers gerichtet hielt, der dem felsigen Inselboden immer näher kam und größer wurde, hielt Suko den Stab bereits in der Hand, und ein gellender Ruf drang über seine Lippen.

»Topar!«

Plötzlich war alles anders!

Die magische Wirkung des Stabes hatte voll eingesetzt. Der mörderische Fall des Geisterjägers wurde dicht über dem Grund abgebremst. Es war wirklich im letzten Augenblick geschehen. Suko hätte keine Sekunde länger zögern dürfen, und er rannte auf John Sinclair zu, weil er ihn auffangen wollte, wenn die Zeit verstrichen war.

Suko hetzte über den Felsboden. Seine Waffen hatte er wieder weggesteckt, da er beide Arme benötigte, um das schreckliche Unheil abzuwenden.

Vier Sekunden waren vorbei. Noch ein langer Sprung. Dann stoppte Suko.

Schluß - die Zeit war um. John Sinclair fiel!

Suko sah ihn riesengroß werden, hatte plötzlich schreckliche Angst, daß er daneben greifen würde, und konnte froh sein, daß die Geschwindigkeit des fallenden Körpers nicht mehr so groß war.

Er spürte den Aufprall.

Obwohl Suko ein starker Mensch war und John Sinclair auch auf seine vorgestreckten Arme fiel, riß ihn diese Kollision von den Beinen.

Er schrie auf, wurde zur Seite geschleudert, umklammerte seinen Freund wie einen lebensrettenden Balken und überschlug sich auf dem harten Felsboden mehrere Male, aber er begriff auch, daß es ihm gelungen war, John zu retten.

Das merkte auch ich.

Natürlich hatte ich längst mit meinem Leben abgeschlossen. Ich sah mich noch immer fallen und hatte nicht bemerkt, daß Suko die Zeit anhielt, jetzt aber spürte ich unter mir den harten Boden, die Unebenheiten, die Kanten der Felsen. Diese Schmerzen waren für mich Beweise, daß es mich noch gab, daß ich nicht gestorben war und mit zerschmetterten Knochen auf dem Boden der Insel lag.

Und ich sah Suko. Sein Gesicht, schweißbedeckt und verzerrt.

Dann prallten wir gegen einen größeren Felsen, der unsere Überschläge stoppte.

So blieben wir liegen.

Zwei, drei Sekunden. Wir hörten nur unseren keuchenden Atem, doch im nächsten Augenblick einen ungeheuren Wutschrei, der über das felsige Eiland gellte.

Das war Wikka!

Und dieser Schrei bewies uns, daß der Kampf noch nicht beendet war. Er holte uns zurück in die Realität. Wir hatten beide keine Zeit, den Schock der letzten Sekunden zu überwinden, wir mußten kämpfen.

Gemeinsam sprangen wir hoch.

Ich wäre fast wieder gefallen, denn es war ungewohnt, festen Boden unter den Füßen zu spüren, deshalb torkelte ich wie ein Betrunkener, während Suko die Beretta hervorholte.

Durch meine Torkelei war ich in die Nähe des Schwertes gelangt. Suko hatte die Waffe abgelegt, ich brauchte mich nur zu bücken und sie an mich zu nehmen.

Hinter mir peitschte eine Waffe.

Einen schnellen Blick noch riskierte ich über die Schulter und sah meinen Partner in Combat-Stellung stehen und auf die heranfliegenden Hexen schießen.

Auch auf Jane Collins!

Wieso und weshalb die Hexen und jetzt auch Jane Collins fliegen konnten, das war für uns ein Rätsel und würde es auch sicherlich bleiben. Wir mußten uns mit den Tatsachen abfinden. Dabei stellten sich die heranfliegenden Hexen ziemlich geschickt an. Sie flogen nicht in einer geraden Linie, sondern schlugen in der Luft Haken, so das es für Suko schwer war, sie zu treffen.

Ich sah Jane Collins rechts außen. Obwohl sie eine Hexe war, hatte ich um sie eine schreckliche Angst, daß es Suko gelingen würde, sie mit einer geweihten Silberkugel zu erledigen.

Dieses Bild, das ich sah, lähmte meine Einsatzbereitschaft, und Wikka fand Zeit, Gegenmaßnahmen einzuleiten. Sie spielte ihren Zauber aus, arbeitete diesmal nicht mit Flammen, sondern veränderte den Boden der verzauberten Hexeninsel.

Ich hörte ein Rumoren, schaute nach vorn und sah, daß gewaltige Brocken auf uns zurollten.

»Weg!« brüllte ich Suko zu.

Der Chinese gab noch einen Schuß ab.

Eine rothaarige Hexe brüllte auf. Ihr Flug wurde abrupt unterbrochen, und ich sah, daß sie plötzlich keinen Kopf mehr hatte. Das geweihte Silber hatte fürchterlich zugeschlagen.

Wir aber rannten.

Schneller zu sein als die verdammten Felsen, so lautete die Devise, denn es gab nur eine Chance, ihnen zu entgehen. Wir mußten den Hubschrauber erreichen und so schnell wie möglich Höhe gewinnen.

Hinter uns donnerte und krachte es. Eine Wand aus jetzt glühenden Steinen rückte näher und näher. Wikka ließ die Hexeninsel erzittern. Ihre Magie und die der Insel vereinigten sich zu einer nahezu höllischen Stärke.

Wenn wir von den Brocken erfaßt wurden, hatten wir keine Chance zu überleben.

Ich drehte mich nicht um, sondern stolperte und rannte den Hang hoch, der zu unserem Hubschrauber führte. Suko hielt sich neben mir. Zum Glück war uns beiden nichts passiert, als Suko mich aufgefangen hatte. Zwar spürte ich am gesamten Körper Schmerzen, ich würde auch zahlreiche blaue Flecken sowie Prellungen davontragen, aber ich hatte mein Leben nicht verloren. Da spielte das andere überhaupt keine Rolle mehr.

Verzweifelt kämpften wir uns hoch, während hinter uns ein Inferno tobte.

Zudem griffen die beiden Hexen an.

Auch Jane Collins kam. Von der linken Seite her nahm sie Kurs auf mich. Im Laufen zuckte meine Hand zur Beretta, aber ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen, auf sie zu schießen. So rannte ich weiter und sah plötzlich das Messer des Rippers in Janes rechter Hand.

Damit wollte sie mich töten.

Schrecklich verzerrt war ihr Gesicht. Eine grausame Fratze, nichts Menschliches mehr, der Dämon in ihr schlug voll durch. Ich packte den Griff des Schwerts mit beiden Händen und drehte mich ab, so daß ich Jane entgegenlaufen konnte.

Ich wollte sie nicht töten, auf keinen Fall, sondern sie nur mit der Waffe erschrecken oder gefangen nehmen.

Nur noch wenige Schritte trennten uns, als Jane Collins den Arm nach hinten drückte, um das Messer als Folge einer weit ausholenden Bewegung zu schleudern.

Sollte ich zuschlagen?

Schrecklich war diese eine Sekunde der Entscheidung. Ich warf mich zur Seite, weil ich es nicht fertig brachte. Das verdammte Messer wurde genau in diesem Augenblick geworfen. Für einen Moment hatte ich Angst, daß es trotzdem noch meinen Hals treffen würde, doch ich hatte Glück.

Fingerbreit nur fuhr die Klinge zwischen Hals und Schulterknochen an mir vorbei und klirrte gegen die Steine auf dem Boden.

Janes Gesicht zeigte Enttäuschung. Das gleiche Gefühl drückte auch der Schrei aus, den sie mir entgegenschleuderte, dann war

plötzlich Wikka da und riß sie weg, bevor wir Gegenmaßnahmen ergreifen konnten. Die Oberhexe riß ihre Dienerin in die Höhe, sie schleuderte sie hoch in die Luft, weg aus dem Gefahrenbereich, so daß Janes blaue Kleidungssetzen wild flatterten.

»Weiter, John!«

Suko brüllte wie verrückt.

Ich achtete nicht mehr auf Wikka, denn Sukos Geschrei mußte einen Grund haben.

Den sah ich am Hubschrauber, denn wir hatten nur noch wenige Schritte zu laufen.

Dort stand die dritte Hexe. Sie sah uns, warf sich herum und riß die Tür der Kanzel auf, um in die Maschine zu steigen. Mit ihren Kräften konnte sie den Hubschrauber zerstören. Das durften wir auf keinen Fall zulassen.

»Meine Waffe ist leer!« schrie Suko.

Meine war es nicht.

Ich zog die Beretta, und als sich die Hexe noch mal umwandte, da feuerte ich.

Zweimal drückte ich ab, und eine Kugel traf. Sie warf die Hexe gegen die offen stehende Ausstiegstür, wobei sie die Arme hochwarf, zu Boden fiel und liegen blieb.

Erledigt!

Der Weg zum Hubschrauber war frei. Niemand hielt uns mehr auf. Auch Wikka nicht, denn sie hatte sich mit Jane Collins zurückgezogen.

Beide wußten, daß unsere Waffen zu stark waren, aber sie würden sich etwas anderes einfallen lassen.

Wie zwei Freundinnen schwebten sie dicht nebeneinander über den glühenden Steinen. Wikka wurde wieder von ihrer grünen Aura umwebt, und aus ihrem Haar wuchsen zwei Schlangen - ihr Zeichen.

Nach dem Tod seiner Tochter Asmodina hatte der Teufel sie mit einer starken Kraft ausgestattet. Einer Kraft, die sie auch weitergeben konnte. An Jane Collins zum Beispiel, die wir wahrscheinlich für immer verloren hatten.

Ich stand da wie eine Statue, sah die glühenden Steine, darüber die beiden Hexen, und ich spürte das Brennen in meinen Augen sowie das heiße Würgen in der Kehle.

Automatisch hob ich den Arm, um Jane zuzuwinken, denn ich konnte es noch immer nicht richtig fassen.

Sie schleuderte mir ein diabolisches Gelächter entgegen. Für mich ein Beweis, daß sie nicht mehr auf unserer Seite stand.

»John, es hat keinen Sinn«, sagte Suko und legte mir seine Hand auf die Schulter.

Ich schaute noch auf die Steine, die sich am Hang wie kleine, glühende Kometen ballten. Dann hob ich die Schultern und stieg zusammen mit Suko in die Maschine.

Diesmal flog der Chinese. Als wir gestartet waren und hoch über der Insel schwebten, war von Wikka und Jane Collins nichts mehr zu sehen.

Für mich ging eine Ära zu Ende.

Die Ära Jane Collins ...

ENDE